# Denkwürdigkeiten

Maximilian von Bethüne,

Herzogs

# von Sülly.

Nach

der neuesten und vollständigsten

Französischen Ausgabe übersezt.

Sechster Band.

Zürich,

bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.

1785.

# Inhalt der Bücher, des sechsten Bandes.

## Zwey und zwanzigstes Buch.

Verfolg der Begebenheiten des Jahrs 1605. Fernere Nachrichten von der Versammluug zu Chatellerault. Neue Kunstgriffe des Herzogs von Bouillon. Briefe, die er an den König und an die Versammlung schreibt. Gefangennehmung des Luquisses. Verschiedne Nachrichten, die der König in Absicht auf die Unruhigen erhält: Rosnys Rath über dieselben. Er vereitelt die Projeckte der vornehmsten Protestanten zu Chatellerault. Er bringt die Punkten, die die allgemeinen Deputierten, die Sicherheitsplätze u. s. w. betreffen, zum Vortheil und zur Zufriedenheit des Königs ins Reine: wegen des Geschäftes mit Orange findet er kein Gehör. Er schließt die Versammlung, entdeckt derselben den Willen Sr. Majestät, und geht wieder nach Hof, um Rechenschaft von seinen Verrichtungen abzulegen. Heinrichs Reise nach Limosin. Rosny begleitet ihn. Türenne und die übrigen Plätze des Herzogs von Bouillon ergeben sich an den König: Rückreise desselben. Rosny hält in der Provinz das sogeheißne hohe Gericht (grand jour.) Strafe des Meyrargue und der Lüquisses. Tod des Theodor von Betze. Zeichen von Achtung der Freundschaft, die er Rosny gab. Rosnys Zwist mit dem Grafen von Soissons wegen der Generalfeldzeugmeisterstelle: und mit dem Herzog von Epernon in Betref der Stadt Rochelle. Empfang der Abgeordneten dieser Stadt. Rosnys Rückkehr nach Paris, wo er dem König Rechnung giebt. Ankunft der Königin Margaretha zu Paris; Sie wird von beyden Majestäten empfan-

gen. Rosnys Aufsatz über die Zweykämpfe, in welchem er den Ursprung, und die verschiedenen Gebräuche bey denselben erzählt. Tadelnswürdige Nachsicht des Königs in dieser Sache. Glück und Gefahren dieses Prinzen.

## Drey und zwanzigstes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1606. Rosny überreicht dem König Schaumünzen. Unterredung zwischen dem König, der Königin und ihm über ihre Zwistigkeiten: eine andre zwischen Heinrich und Rosny über Staatsangelegenheiten, in welcher sie die Mittel, um das Haus Oestreich zu demüthigen, verabreden. Rosny wird zum Herzog und Pair gemacht. Feldzug gegen Sedan: Stärke der Hofleute bey diesem Anlaas. Briefe des Herzogs von Sülly an den Herzog von Bouillon. Rath, den jener dem König giebt. Bouillon überliefert Sedan dem König. Süllys Unzufriedenheit über den Tracktat von Sedan; Klagen, die er gegen Villeroi führt. Sülly giebt dem König den Rath, sich der in der Grafschaft St. Paul gelegnen Oerter zu bemächtigen, findet aber kein Gehör. Heinrichs Zorn gegen ihn wegen seines Einzugs in Paris. Streit Pauls V. mit den Venetianern: Sülly giebt beyden Partheyen einen Rath. Die Stadt Metz bekömmt Händel mit den Jesuiten: neue Gunstbezeugungen, die diese von Heinrich erhalten. Abentheuer des P. Cotton mit der Adrienne von Fresne. Andre Religionsgeschäfte mit der Geistlichkeit, wegen des Conziliums von Trident, und zwischen den Catholischen und Protestantischen Einwohnern von Rochelle. Feyerlichkeiten bey der Taufe der Kinder des Königs. Verordnungen, die Salzsteuer und die kleinern Finanzdistrickte betreffend: andre, in das gleiche Fach einschlagende Verrichtungen und Befehle. Privatleben des Königs; seine Belustigungen; Unterredung zwischen ihm und den Hofleuten. Verfolg der Kriegsbegebenheiten zwischen Spanien und den Niederlanden: Betrachtungen über diesen Krieg. Andre auswärtige Begebenheiten. Verschwörungen gegen den König von England.

## Vier und zwanzigstes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1607. Beschäftigungen und Briefe Heinrichs. Tod des Kanzlers von Bellievre. Geburt eines zweyten Prinzen. Beweise von Zutrauen und Freundschaft, die der König dem Herzog von Süſly giebt. Zänkerey zwischen ihnen, in welcher Heinrich zuerst nachgiebt. Dienste, die Süſly dem König in der Versammlung der Calvinisten zu Rochelle, und in den Händeln des P. Seguran mit den Einwohnern dieser Stadt leistet. Heinrich erweist den Jesuiten neue Gnadenbezeugungen. Ränke der Spanier an dem Hof, und in dem Staatsrath gegen Heinrich und Süſly: Unterredung zwischen ihnen über diese Sache, Süſly giebt dem König einen Rath; andere Dienste, die er ihm in den Streitigkeiten zwischen den Hofleuten leistet. Verfolg der Vorfallenheiten zwischen Spanien und den vereinigten Provinzen. Süſlys Meynung über die dem König von den Niederländern gemachten Anerbietungen. Es wird eine Staatsrathsversammlung hierüber gehalten. Die Niederländer besiegen die Spanier in einem Seetreffen: Conferenzen wegen eines Waffenstillstands. Verfolg des Geschäfts mit dem Veltlin, zwischen den Spaniern und den Graubündtnern. Begebenheiten in Deutschland, England, und andern fremden Ländern. Streitigkeiten zwischen dem Pabst und den Venetianern, die durch Heinrichs Vermittlung geschlichtet wird. Breve Paul V. an Süſly. Arbeiten desselben in den Finanzen, der Polizey, und andern Theilen der Regierung. Ränke der Hofleute, um ihn ins Verderben zu stürzen. Er macht einen Entwurf von einem neuen Staatsrath, der aber nicht ausgeführt wird. Andre Finanz- Regierungs- und Polizeygeschäfte u. s. w. Aufwand Heinrichs im Spiel, für seine Manufakturen, u. s. w. Privatleben und Uneinigkeiten in der Familie desselben. Er giebt Sedan dem Herzog von Bouillon zurück. 1

## Fünf und zwanzigstes Buch.

Begebenheiten des Jahrs 1608. Schauspiele und Lustbarkeiten im Arsenal. Comischer Vorfall zwischen dem Herzog von Sülly und Pimentel. Heinrich macht Sülly grosse Anerbietungen, die dieser ausschlägt. Liebeshändel und Maitressen des Königs. Wichtige Unterredung zwischen ihm und Sülly über seine Unzufriedenheit mit der Königin, der Marquisin von Verneuil, und ihren Rathgebern. Er bedient sich des Herzogs in diesen Angelegenheiten. Geburt eines dritten Prinzen. Sülly wird zum Schiedrichter zwischen dem König und der Marquisin von Verneuil gewählt. Liebeshändel des Prinzen von Joinville, des Grafen von Sommerive, des Herzogs von Aiguillon, nebst andern Zänkereyen und Ränken bey Hof. Schwierigkeiten, die sich gegen die Vermählung des Herzogs von Vendome mit der Tochter des Herzogs von Merkoeur zeigen. Meutereyen der vornehmsten Protestanten, und Angelegenheiten dieser Parthey. Sülly leistet dem König wichtige Dienste in der Versammlung der Protestanten zu Gergeau. Privatleben des Königs. Er giebt dem Herzog von Verneuil das Erzbisthum Metz. Gnadenbezeugungen, die er der Geistlichkeit bewilligt und abschlägt. Oeffentliche Werke, die er machen läßt. Sein Verlust im Spiel. Starke Ueberschwemmungen der Loire. Finanz, Polizey und andre Regierungs-Angelegenheiten. Süllys Aufsatz über die Gütersteuer (taille). Betrachtungen über die Abänderungen in der Regierung dieses Königreichs. Aufenthalt des Herzogs von Mantua zu Paris. Verfolg der Begebenheiten in den vereinigten Provinzen. Es wird ein Waffenstillstand geschlossen: Antheil, den Heinrich hieran nimmt. Spaniens Schwäche. Empörung der Mauren, und ihre Vertreibung aus Spanien. Begebenheiten in Deutschland.

# Zwey und zwanzigstes Buch.

## 1605.

Die allgemeine Versammlung der Protestanten zu Chatellerault war bereits eröfnet, da der König einen Brief von dem Herzog von Bouillon aus Deutschland durch einen gewissen Rüßy erhielt. Bouillon meldete Sr. Majestät in demselben, es seyen wirklich einige deutsche Fürsten, von welchen aber in dem Schreiben keiner genannt war, im Begriffe, ein Bündtniß gegen das Haus Oestreich zu schliessen, und da dieselben sich durch die Macht und die Unterstützung des französischen Monarchen zu verstärken wünschten, so haben sie die Augen auf ihn geworfen, um diese Sache zwischen Sr. Majestät und Ihnen zu vermittlen. Er versprach von ihrer Seite eine vollständige Garantie für den König und sein Reich, und von der Seinigen erbot er sich, mit einer Ergiessung der edelsten Gesinnungen, diese Sache mit seiner Person und allen seinen Kräften zu unterstützen, wobey er ganz entzückt that, daß er einmal den Anlas gefunden hätte, das zu befolgen, was ihm Montlüet in den Briefen, die er im Namen Sr. Majestät an ihn geschrieben, so oft vorgesagt hätte; nehmlich er könne nur durch Thaten, und wichtige Dienste

nicht durch blosse Worte Se. Majestät von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen überzeugen.

Heinrich fühlte beym Lesen dieses Briefs eben keine sonderbaren Bewegungen zu Gunsten des Herzogs von Bouillon in seinem Herzen, noch hatte er ein grosses Gefallen an dem vorgeblichen Projekte. Statt also ein dem Scheine nach für seine Entwürfe so günstiges Anerbieten anzunehmen, fürchtete er vielmehr, er möchte denselben durch allzugrosse Eilfertigkeit ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen. Ueberdas war die Schlinge, die Bouillon ihm gestellt hatte, zu grob, als daß er hätte drein fallen können: es war im höchsten Grad unwahrscheinlich, daß die deutschen Fürsten dem Herzog von Bouillon die Stelle eines Vermittlers und Stifters einer nähern Verbindung auftragen würden, da jedermann wußte, daß er vor dem französischen Staatsrath die Rolle eines Angeklagten spiele. Deswegen begnügte sich auch der König nicht blos damit, daß er dem Rüßy antwortete: die Nachricht sey unvollständig und sie komme zu spät; Bouillon hätte gewiß von diesem Ranke nichts erwartet, wenn er gewußt hätte, daß Sr. Majestät zu gleicher Zeit ein anderer Brief in die Hände gefallen war, den er an die Versammlung der Protestanten zu Chatellerault geschrieben hatte. Ich muß ihn dem Leser auch mittheilen. Er ist eine Art von Antwort auf jenes Schreiben, das er, wie man oben gehört, empfangen hatte, und man wußte, daß er ihn dem Urheber desselben, d. i. dem St. Germain-de-

Clan wollte einhändigen lassen, ungeachtet er darin von St. Germain, als von einer dritten Person redet. Noch deutlicher wird man daraus folgendes sehn, daß dieser aus Deutschland geschriebene Brief wahrscheinlich keinen andern Zweck hatte, als den König zu vermögen, daß er den Herzog in der Versammlung mit desto mehr Nachsicht behandeln möchte, oder ihm über sein Betragen ein Blendwerk vorzumachen.

Der Herzog von Bouillon vergaß in diesem Schreiben nicht, seinen Rang, als Anführer der Parthey gelten zu machen, weil dasselbe gleichsam eine Vorschrift war, was man in der Versammlung behandeln sollte. Die Ernennung der Deputirten ist derjenige Punkt, den er zuerst und hauptsächlich berührt. Er eröfnet seine Gedanken über jede von den Personen, welche auf diese Würde Anspruch machen konnten, z. B. la Noue, dû Pleßis, Bellûjon, und St. Germain selbst, für welchen Bouillon seine Stimme dahin gab, daß er in dieser Bedienung bestätigt werden sollte (denn er hatte sie bereits bekleidet) und zwar so nachdrücklich, daß er die Ermahnung beyfügte, man sollte die Wahl mit vereinigten Kräften durchsetzen. Er giebt zwar dem la Noue grosse Lobsprüche, allein er wünscht doch, daß St. Germain ihm vorgezogen werde: Der Auftrag, den jener zum Nutzen ihrer Religionsparthey zu Genf vollstreckte, giebt ihm einen guten Vorwand, denselben von der Stelle eines Deputierten auszuschliessen, ohne daß er sich dadurch beleidigt fin-

nicht durch blosse Worte Se. Majestät von der Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen überzeugen.

Heinrich fühlte beym Lesen dieses Briefs eben keine sonderbaren Bewegungen zu Gunsten des Herzogs von Bouillon in seinem Herzen, noch hatte er ein grosses Gefallen an dem vorgeblichen Projekte. Statt also ein dem Scheine nach für seine Entwürfe so günstiges Anerbieten anzunehmen, fürchtete er vielmehr, er möchte denselben durch allzugrosse Eilfertigkeit ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legen. Ueberdas war die Schlinge, die Bouillon ihm gestellt hatte, zu grob, als daß er hätte drein fallen können: es war im höchsten Grad unwahrscheinlich, daß die deutschen Fürsten dem Herzog von Bouillon die Stelle eines Vermittlers und Stifters einer nähern Verbindung auftragen würden, da jedermann wußte, daß er vor dem französischen Staatsrath die Rolle eines Angeklagten spiele. Deswegen begnügte sich auch der König nicht blos damit, daß er dem Rüßy antwortete: die Nachricht sey unvollständig und sie komme zu spät; Bouillon hätte gewiß von diesem Ranke nichts erwartet, wenn er gewußt hätte, daß Sr. Majestät zu gleicher Zeit ein andrer Brief in die Hände gefallen war, den er an die Versammlung der Protestanten zu Chatellerault geschrieben hatte. Ich muß ihn dem Leser auch mittheilen. Er ist eine Art von Antwort auf jenes Schreiben, das er, wie man oben gehört, empfangen hatte, und man wußte, daß er ihn dem Urheber desselben, d. i. dem St. Germain-de-

Clan wollte einhändigen lassen, ungeachtet er darin von St. Germain, als von einer dritten Person redet. Noch deutlicher wird man daraus folgendes sehn, daß dieser aus Deutschland geschriebene Brief wahrscheinlich keinen andern Zweck hatte, als den König zu vermögen, daß er den Herzog in der Versammlung mit desto mehr Nachsicht behandeln möchte, oder ihm über sein Betragen ein Blendwerk vorzumachen.

Der Herzog von Bouillon vergaß in diesem Schreiben nicht, seinen Rang, als Anführer der Parthey gelten zu machen, weil dasselbe gleichsam eine Vorschrift war, was man in der Versammlung behandeln sollte. Die Ernennung der Deputirten ist derjenige Punkt, den er zuerst und hauptsächlich berührt. Er eröfnet seine Gedanken über jede von den Personen, welche auf diese Würde Anspruch machen konnten, z. B. la Noue, dů Pleßis, Bellůjon, und St. Germain selbst, für welchen Bouillon seine Stimme dahin gab, daß er in dieser Bedienung bestätigt werden sollte (denn er hatte sie bereits bekleidet) und zwar so nachdrücklich, daß er die Ermahnung beyfügte, man sollte die Wahl mit vereinigten Kräften durchsetzen. Er giebt zwar dem la Noue grosse Lobsprüche, allein er wünscht doch, daß St. Germain ihm vorgezogen werde: Der Auftrag, den jener zum Nutzen ihrer Religionsparthey zu Genf vollstreckte, giebt ihm einen guten Vorwand, denselben von der Stelle eines Deputierten auszuschliessen, ohne daß er sich dadurch beleidigt fin-

den konnte. Von dů Pleßis sagt er, er sey seiner Meinung allzu eigensinnig ergeben, übrigens aber fähig, sich bey Lesdiguieres Gehör und Respekt zu verschaffen, welches dem Herzog ein so wichtiger Punkt schien, daß er dem Bellůjon aus dem Gegentheil beynahe ein Verbrechen macht. Dieser war ein verständiger und vorsichtiger Mann, mit einem Wort, er hatte die wenigsten Fehler, und nach St. Germain die meisten Ansprüche auf die Stelle eines Deputierten, besonders könnte seine Verbindung mit St. Germain Wunder thun; aber seine Anhänglichkeit an Lesdiguieres war ein unauslöschlicher Fleck in Bouillons Augen, der freylich besser gethan, wenn er es rund heraus gesagt hätte, er sey auf das Ansehn eifersůchtig, welches Lesdiguieres sich bey der Parthey erworben hatte. Ein andrer Fehler, den der Herzog ohne Ausnahme, und in gleichem Grad an allen Prätendenten fand, war der Eigennutz, den er aber, wegen seiner Allgemeinheit, nicht in Anschlag brachte.

Hierauf fängt Bouillon an, von sich selbst zu reden, und hier sieht die Eitelkeit aus jedem Worte hervor. Er benachrichtigt den St. Germain, es gehe ein Gerůcht in Deutschland, daß der König sich mit ihm wieder auszusöhnen suche, und deswegen ungesäumt entweder Parabere oder Montlůet an ihn abschicken werde. Um jeden Verdacht, der dieser Sache wegen entstehn konnte, zu heben, übersendet ihm Bouillon einen Brief, den ihm, seinem Vorgeben nach, Montlůet geschrieben hatte, und in welchem dieser ihn auffo-

dert, einige Personen zu suchen, die jene Aussöhnung zu Stande bringen könnten. Aus allem diesem zieht Bouillon tausend Folgerungen in Absicht auf die Achtung, die man ihm in Deutschland erweist, auf den Nutzen, den die protestantische Parthey von ihm hat, auf die Furcht, die er dem König und seinem Staatsrath einflößt. Er geruhet, seine Mitbrüder über die Besorgnisse, welche bey ihnen etwa darüber entstehn konnten, daß er zulezt die Vorschläge Sr. Majestät anhören möchte, dadurch zu beruhigen, daß er ihnen sagt, er sey überzeugt, diese Vorschläge seyen nichts anders, als eine Schlinge, um ihm das Ansehn zu rauben, welches er sich unter dem Volke erworben habe. Dann berührt er das Begehren, daß er jemanden in seinem Namen an die Versammlung senden sollte, als eine Sache, welche vielen Schwierigkeiten unterworfen sey, die ihn hindern, einen Schluß zu fassen, und worüber man Lesdiguieres, dü Pleßis und St. Germain zu Rathe ziehn müßte.

Hierauf redet er mit grossem Nachdruck und Weitläuftigkeit von den feyerlichen Zusammenkünften in seiner Wohnung, bey welchen die vornehmsten und angesehnsten Männer in ganz Deutschland zugegen wären. Seiner Meinung nach müßte dieß von unendlichem Nutzen für ihre Religionsparthey seyn. Aus der Hitze, mit welcher er hier über Lesdiguieres herfällt, läßt sich vermuthen, daß derselbe seine Meinung über diese so gerühmten Zusammenkünfte ein wenig frey herausgesagt

habe. Um seinem Correspondenten einen vollständigen Begrif davon zu geben, versichert Bouillon, die blosse Furcht vor dem, was etwa darin abgeschlossen werden möchte, sey mehr, als hinreichend, des Königs Ruhe zu stören, und ihn zu bewegen, daß er alles mögliche thäte, um ihn zu gewinnen. Er sagt sogar, die Mitglieder dieser Versammlung haben ihm einige Vorwürfe darüber gemacht, daß er seine Wichtigkeit dem französischen Hof nicht fühlbar genug zu machen wisse, und haben sich angebotten, sie wollen diese Mühe für ihn übernehmen; allein er habe sich diesen Wirkungen ihrer Zuneigung widersetzt, (man bemerke folgenden Zug von ausserordentlicher Bescheidenheit) und zwar dadurch, daß er ihnen gesagt hätte, ihre Fürbitte für ihn würde nur dazu dienen, die Eifersucht, die der König auf ihn geworfen hätte, und die der einzige und wahre Grund ihrer gegenseitigen Abneigung wäre, zu vergrössern, und ihnen selbst schaden, ohne ihm zu nüzen. Das beßte Mittel, den König in dieser Absicht zur Vernunft zurückzuführen, sey nach aller dieser Freunde und seiner eignen Meinung, daß man ihn durch die Furcht und die Nothwendigkeit ihnen alle ihre Foderungen zu bewilligen, dahin zu bringen trachte.

Wenn dieser gewiß sonderbare Brief in irgend einer Rücksicht verdient in Betrachtung gezogen zu werden, so ist es nur deswegen, weil man sich desselben bedienen konnte, um gewissen Foderungen zuvorzukommen, welche man vielleicht in der

Versammlung auf die Bahn bringen würde. Denn wen konnte Bouillon sonst durch diesen selbstgenugsamen und prahlenden Ton zu blenden hoffen? Ich brauche keine andern Beweise, als diese unverschämten Aufschneidereyen dafür, daß die Parthey der Aufrührer noch nichts, weder in noch ausser dem Königreich, in Bereitschaft hatte, daß sie sogar noch nicht einmal so weit gekommen waren, sich wechselweise zu verstehn, oder einander ihre Gedanken über ihr allgemeines und besonders Interesse zu entdecken. Was diese neue angebliche Ligue, zu Gunsten der Reformierten, betrift; so kann man die gleiche Meinung davon haben, wie Lesdiguieres, und frey heraus sagen, daß sie einzig in der Einbildungskraft des Herzogs von Bouillon bestand. Caumartin gedachte ihrer in seinen Briefen an den König mit keiner Sylbe, ungeachtet er mit dem Landgrafen von Hessen eine Unterredung über alles, was mit Bouillon in einiger Beziehung stand, gehabt hatte. Der Landgraf hatte ihn dieß einzige gefragt, ob es wahr sey, daß der König von Frankreich zu den Reisen, die er nach Sedan hatte machen lassen, sich Montlüets bedient habe. Diese Frage, die einzige, die der Landgraf in Absicht auf den Herzog von Bouillon zu thun hatte, rührte daher, daß ein Gerücht in Deutschland gieng, Se. Allerchristlichste Majestät suchen Sedan durch Ueberraschung einzubekommen, und die reformierte Religion daselbst abzuschaffen. Man sieht ferner wol, daß dieß Gerüchte nur von Bouillon

selbst herrühren konnte, welcher auf der einen Seite dadurch seinen Haß gegen den König befriedigen, und auf der andern zugleich zu verstehn geben konnte, Heinrich sehe seine Festung für so stark an, daß er sie nicht anderst, als durch Ueberraschung in seine Gewalt zu bekommen hoffe. Das heißt wol, die Kunst verstehn, den Uebermuth, die Bosheit und die Falschheit mit einander zu verbinden. Alle Talente des Herzogs von Bouillon schienen sich jezt auf eine grosse Fruchtbarkeit im Erfinden, und auf eine sehr geübte Fertigkeit in Verbreitung nachtheiliger Gerüchte gegen seine Feinde einzuschränken. Das Gerüchte von einem angeblichen, dem Interesse unsrer Krone durchaus zuwiderlaufenden Schluß der zu Baden versammelten Abgeordneten der Schweizerkantonen rührte von der gleichen Hand her. Man war einige Augenblicke in Frankreich darüber in Verlegenheit, um so viel mehr, da die Angelegenheit, welche die Graubündner beschäftigte, und von welcher ich im verfloßnen Jahre Nachricht gab, noch nicht berichtigt war. Allein da man sah, daß Caumartin, welcher nicht ermangelt hätte, Sr. Majestät sogleich Nachricht davon zu geben, jenes Schlusses mit keinem Wort gedachte; so wird man ohne Mühe errathen können, daß es eine Erfindung derer war, welche einen Vortheil davon hatten, wenn man es glaubte, daß unsre Sachen in der Schweiz eben nicht die beßte Wendung nähmen.

Ich hätte sehr gewünscht, daß Se. Majestät ge-

gen die Nachrichten jener Miethlinge, welche sich so zu häufen anfiengen, daß sie wirklich überlästig wurden, die gleiche Verachtung bezeiget hätten, und frey heraus: Mich reuete alle das Geld von Herzen, welches man zur Bezahlung solcher Dienste weggab, die mir wegen des Nutzens sehr verdächtig waren, den diese Herren sowol für sich selbst daraus zogen, als auch in Absicht darauf, daß sie durch dieses Mittel für eine Stadt die Bewilligung des Königs zur Verstärkung ihrer Garnison, oder ein beträchtliches Geschenk an Geld erhielten. Ein gewisser benachrichtigte den König von einer zu Püylaurens in Oberlanguedok gehaltenen Zusammenkunft, und sandte eine schriftliche Erzählung von demjenigen ein, was darin vorgefallen war; noch mehr, er versicherte, er habe derselben persönlich beygewohnt. Ein andrer Offizier oder Soldat aus Quercy, vermochte den Herrn von Vivant, ihn an den König zuschicken, weil er vorgab, er sey von einem seiner Cameraden, der von Sarlat gebürtig sey, ermahnt worden, sich von Domme in Perigord Meister zu machen. Er nannte diejenigen, welche mit beyden geredet hatten, und dieses bewegte den König, den Herrn von Themines dahin zusenden, um sich ihrer Personen zu versichern. Alle diese Nachrichten waren beynahe immer entweder falsch, oder entsezlich vergrößert. Meine Meinung war freylich nicht, man sollte durchaus alle Vorsicht verachten: vielmehr hatte ich dem König selbst gerathen, er sollte in Perigord und Quercy einige vertraute Personen hal-

ten; und dieses verursachte ihm nicht wenig Unruhe, weil er eben nicht gewohnt war, mich so reden zu hören: ja ich war genöthigt, ihn zu versichern, daß ich aus diesen zwoen Provinzen keine schlimmen Nachrichten erhalten habe.

Aber der Entschluß, den man, meiner Meinung nach, allen diesen unbedeutenden Nachforschungen vorziehn, und als das sicherste und kürzeste Mittel befolgen sollte, war dieses, daß man von Zeit zu Zeit, und bey schicklichen Anläßen, ein ernstliches Exempel statuiere, wie das gegen die Gebrüder Lüquißes gefällte Urtheil war, welches zwey Edelleute aus Provence waren. Man hatte schon vor meiner Abreise im Arsenal ein Projekt zu einem Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, entworfen. Der König bediente sich in diesem Geschäfte des Leibarztes des Connetable, Namens Ranchin, der diese Meutierer so sicher machte, daß der Chevalier von Montmorency auf einmal neun oder zehn von der gleichen Rotte, nebst den zween Anführern, beym Kopf nahm, und diese Verschwornen zu Aiguesmortes ins Gefängnis warf: Sie waren so dumm, daß sie in der ersten Ueberraschung sich selbst eines verrätherischen Verständnisses mit dem spanischen Hofe beschuldigten. Heinrich, der fest entschlossen war, sie zu bestrafen, schickte den Chevalier von Montmorency und Ranchin, da sie zurückgekommen waren, nach Chantilly, um dem Connetable zu sagen, er sollte gleich den folgenden Tag nach Paris kommen, und ihnen den Prozeß zu machen anfangen. Der Gouverneur von Aigues-

mortes, und der Herr von St. Genis, leisteten in dieser Sache wichtige Dienste. Diese Verschwörung brachte den König von neuem auf den Entschluß, dies Jahr eine Reise nach Provence zu machen. Ein zweyter Grund bestärkte ihn darinn, und dieser war das Gerüchte von der Ausrüstung einiger Galeen, die die Spanier zu Neapel veranstalteten; ob ich gleich nicht sehn konnte, daß man dießmal mehr Ursache habe, Verdacht hieraus zu schöpfen, als alle andere Male, in dem Spanien alle Jahre zur Bedeckung seines Levantehandels ungefähr das gleiche that.

Man meldete dem König ferner, einige von den Vornehmsten in der Versammlung der Protestanten suchen weiter nichts, als die Zeit mit unnützem Zeug zu verderben, damit ich aus Verdruß die Sache fallen lasse, oder damit wenigstens die Regierungsgeschäfte während meiner Abwesenheit auf einer andern Seite Schaden leiden möchten: man habe sich in dieser Absicht entschlossen, verschiedne Ausflüchte zu gebrauchen; z. B. geradezu an den König Deputierte zusenden, um ihre Bitten ihm vorzulegen, oder um ihm zu danken, gleich als ob man die Versammlung, als etwas unnützes ansähe. Heinrich machte dem Herrn von Parabere, welcher eben den Hof verließ, um nach seinem Gouvernement abzugehen, den Auftrag, sich mit mir hierüber zu unterreden, indem er sich in Absicht auf die schnelle, aber doch vollständige, Besorgung der in dieser Versammlung vorkommenden Geschäfte auf meinen Fleiß und Eifer verließ. Ich hatte

mirs bereits selbst versprochen, mich deswegen eines Mittels zu bedienen, das um so viel mächtiger wirken mußte, da es der Eitelkeit aller Deputierten schmeichelte. Der König schärfte Parabere ferner ein, er sollte mir aus allen Kräften helfen, die Urheber dieser Ränke zu entdecken: aber übrigens wollte ers doch nicht wagen, ihm die wichtigsten Geheimnisse zu entdecken; und er glaubte sogar, da er ihn an mich abschickte, um mit mir über einen gewissen Aufsatz Nachforschungen anzustellen, er müsse mir diesen Aufsatz durch jemand anders überliefern lassen, damit ich Zeit hätte, ihn zu untersuchen, und vor Paraberes Ankunft meine Maasregeln zu nehmen. Nicht, daß der König ihn fähig glaubte, die Treue gegen ihn zu verletzen: aber Parabere hatte einen Fehler, der nur in Staatsgeschäften ein Fehler ist — er konnte nie nichts böses von jemandem glauben: mit diesem verband sich, als eine gewöhnliche Folge des erstern, ein zweyter, daß er ohne Unterscheid mit Leuten aller Art, gut und übelgesinnten, Freundschaft machte. Was man ihm auch von den Meutierern sagte, das alles machte keinen Eindruck auf ihn, und nie gedachte der König in seiner Gegenwart des Herzogs von Bouillon, daß er ihn nicht mit der größten Treuherzigkeit entschuldigte; und alles, was man demselben vorwarf, der Bosheit seiner Feinde zuschrieb. Deswegen verbarg der König dem guten Manne zwar nicht, wie sehr er mit dem Herzog von Bouillon unzufrieden war; allein er ließ ihn glauben, diese Unzufriedenheit

rühre nur von den alten Ursachen her, und verschwieg ihm die neuesten sorgfältig, und so sollte ich mein Betragen gegen ihn ebenfalls einrichten.

Doch genug von allen den Nachrichten, die der König erhielt: wir wollen lieber sehn, was wirklich in der Versammlung vorgieng. Der Anfang derselben war genau so stürmisch, als ich es erwartet hatte. Die Unruhigen suchten die Gemüther zur Meuterey und zu feindseligen Gesinnungen zu verleiten, weil sie glaubten, es würde ihnen nach der Hand, wenn sie die Geschäfte einmal einen ruhigen Gang nehmen ließen, weit schwerer seyn, die Parthey wieder in Feuer zu setzen. Sie bedienten sich also ihrer gewöhnlichen Ränke, und unterstützten aus allen Kräften das falsche Gerücht, das sie verbreitet hatten; der König werde ihnen ihre Privilegien nehmen, ihre Synoden aufheben, und sich der gegenwärtigen Versammlung bedienen, um sie zu benachrichtigen, daß er in Zukunft alle Besoldungen, die er im Brauch hatte, den reformierten Predigern zu geben, aus seinen Finanzverzeichnissen ausstreichen werde. Heinrich sagte bisweilen, wann er sich über die Abneigung beklagte, die die Protestanten gegen ihn, und gegen diejenigen bezeigten, die er in seinen Geschäften gebrauchte; sie hättens wol verdient, daß er ihnen ihre Jahrgelder, Bedienungen und Gouverneurstellen nähme; und dieß Wort ward der Versammlung als ein unwiederrufliche Entschluß, und eine bestimmte Erklärung hinterbracht.

Da es mir nicht unbekannt war, aus welcher Quelle alle diesen vergifteten Nachrichten herkamen, so sezte ich mich, nachdem ich ihre Falschheit deutlich bewiesen hatte, standhaft dawider, daß in der Versammlung irgend etwas unter dem Namen, oder von Seiten der Herzoge von Bouillon, und Lesdiguieres oder dû Pleßis vorgelegt würde, und gestattete nicht, daß jemand das Wort nehme; diejenigen ausgenommen, welche als Deputierte der Provinzen, das Recht dazu hatten. Dem dû Pleßis ließ ich unter der Hand sagen, er habe die Wahl, entweder freywillig von Chatellerault entfernt zu bleiben, oder als ein bloßer Zuschauer, und nur als Privatmann dahin zu kommen. Dieß verdroß ihn gewaltig, und er wählte das erstere, entweder, weil er alle Hoffnung eines guten Erfolgs verlohren hatte, und es vermeiden wollte, wegen eines in seiner Gegenwart gefaßten, und doch allen seinen Entwürfen zuwiderlaufenden Entschlusses getadelt zu werden: oder weil er das Hilfsmittel, oder wenn man lieber will, die Rache für unausbleiblich gewiß hielt, daß er in der Versammlung eine Empörung zu seinem Vortheil würde erwecken können. In der That hatte er die Deputierten von Dauphine so sehr in Eifer zu setzen gewust, daß sie schrieen, man müsse ohne ihn nichts unternehmen: allein ich wußte die Sachen so zu lenken, daß dû Pleßis eben so gut entbehrlich war, als der Herzog von Bouillon. Dieses Zeichen der Empfindlichkeit des dû Pleßis war mir nicht unerwartet: aber daß Lesdiguieres nicht

erröthete, sich bis zur Rolle eines Ausposauners herabzuwürdigen, die er durch seine Abgeschickten zu Gunsten eines Mannes spielte, der bey dem König mit Recht verschrieen war, — er, der so ganz neulich eine ausgezeichnete Gnade für seinen Eidam Crequy von Sr. Majestät erhalten hatte, — das kann ich ihm kaum verzeihen. Bey allen diesen Gelegenheiten sah ich, wie nützlich es mir war, daß ich schon seit langem vor dieser Versammlung mich des größtentheils der Stimmen zu versichern gesucht hatte.

So wie ich meine Parthey sich verstärken sah, erhob ich meine Stimme. Alle unnütze und verfängliche Fragen wies ich kurz ab. Ich wünschte, daß man weiter käme, und vor allem aus, daß man alles, was die königliche Gewalt betraf, als heilig betrachtete. Dieser Punkt hatte dem König immer am meisten Sorge gemacht, und die Wahrheit nöthigt mich zu gestehn, daß seine Besorgniß nicht ungegründet war. Es ist und bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck für Bouillon, dü Plessis, d'Aubigne, Constant, St. Germain, und einige andre, besonders aber, ich wiederhole es, für Lesdiguieres, daß sie einen Aufsatz mit ihrer Unterschrift bestätigten, dessen Daseyn nur zu gut erwiesen ist, in welchem der Grund zu einer freyen und von dem König durchaus unabhängigen, calvinistischen Republik mitten in Frankreich geleget wurde. Ich weiß wol, daß diese Ausdrücke in dem Aufsatze sich nicht befinden; man hatte sie mit einer Sorgfalt, welche offenbar studiert ist,

vermidten; aber Ausdrücke kommen da nicht in den Anschlag, wo die Sache selbst zugegen ist, und ich will alle diese Herren selbst urtheilen lassen, was man unter der Stiftung einer Parthey, deren Häupter unter sich so enge verbunden, und von den übrigen Gliedern des Staats eben so sehr getrennet sind, und unter der Errichtung von Provinzialrathsversammlungen, die von einem allgemeinen höchsten Gerichtshof abhängen, verstehen kann; — was der Beystand, den man laut des Aufsatzes bey fremden Fürsten sucht, die Verbindlichkeit gewisse Eide zu leisten, die man in demselben allen Gouverneurs und Beamten auflegt; und endlich was das sagen will, daß man alle Catholiken, und jeden, den seine Bedienung in nähere Verbindungen mit dem König sezt, von den Bedienungen, Würden und Geschäften der neuen Parthey ausschließt. Dû Pleßis, welcher wahrscheinlich Gründe hatte, zu befürchten, ich möchte Sr. Majestät von dem Antheil, den er an diesem Aufsatz hatte, Nachricht geben, fand es klüger, da der Erfolg der Versammlung das darinn enthaltene Projekt vereitelt hatte, der Gefahr des Stilleschweigens zu entgehen, und übersandte deswegen dem König eine förmliche Lossagung von dem ganzen Innhalt der Schrift, nebst einer Entschuldigung, daß er der Versammlung nicht beygewohnet habe.

Dies war eine von denjenigen Sachen, deren Wirkung man ohne Geräusch hindern muß: Da ich also zu wissen begehrte, ob ein großer Theil

der

der Protestanten hiervon Wissenschaft gehabt, und das Unternehmen gutgeheißen habe; so redete ich nur in allgemeinen Ausdrücken mit den Deputierten darüber, und bediente mich keiner andern Benennung, als einer Verbindung, die von Zurückhaltung und Mißtrauen zeuge, welche gleichwol, wie ich sie fühlen ließ, nicht ganz frey von Verbrechen wäre. Die Antwort, die ich erhielt, war folgende: Wenn Heinrich unsterblich wäre, so würden die Protestanten, mit seinem Worte zufrieden, in diesem Augenblick allem, was die Behutsamkeit erfodre, entsagen, ihre Sicherheitsplätze verlassen, jeden Beystand von Außenher verwerfen, und alle besondre Verordnungen zur Erhaltung ihrer Gesellschaft als unnütze ansehn. Allein die Besorgniß, sie möchten bey einem seiner Thronfolger einst ganz verschiedne Gesinnungen antreffen; nöthige sie, die Maasregeln beyzubehalten, die man ihnen für ihre Sicherheit zugestatten geruhet hätte. Dieses Geständnis machte mir mehr Vergnügen, als jede andre gemildertere Antwort. Wenn die Versammlung an dem obigen Entwurf Antheil gehabt hätte, so würden die Deputierten sich nicht bloß, wenn ich so sagen darf, bey der Einkleidung meiner Anrede, aufgehalten haben; sondern sie hätten angefangen, diesen Vorwurf durch alle möglichen Versicherungen, und durch förmliches Läugnen nachdrücklich von sich abzulehnen.

Ich war also versichert, daß das Gift der aufrührischen Reden und des schlimmen Beyspiels

noch nicht mehr, als diejenigen sechs oder sieben Personen angesteckt hatte, die ich genannt: Allein so leicht fiel es mir nicht, den König ebenfalls davon zu überzeugen, oder ihm die Furcht, das Uebel möchte sich bald weiter verbreiten, zu benehmen. Die blinde Leichtigkeit des Pöbels, den Eingebungen derer zu folgen, die es als seine Anführer und Vertheidiger ansieht, und die unglücklichen Folgen, die dieß nach sich ziehen konnte, wenn Frankreich das Unglück haben sollte, ihn zu verlieren, ehe noch der Dauphin die Jugendjahre zurückgelegt hatte, dieß rührte ihn auf das lebhafteste. Er sagte mir bisweilen, mein besondres Interesse sey in dieser Sache mit dem allgemeinen verbunden, weil ich einer von den vornehmsten Kronbedienten sey, und Lieutenant der Compagnie seines zweyten Sohnes werden sollte, wenn Gott ihm, wie es wirklich geschah, einen zweyten gäbe. Aber was würden am Ende ein herumirrender und verachteter Herzog von Bouillon, ein du Plessis mit seiner Feder, ein Constant und d'Aubigne mit ihrer Zunge gegen ein so fest gegründetes Ansehn ausrichten, als dasjenige war, welches Heinrich jezt schon im Stande war, seinem Sohne zu hinterlassen? Ungewißheit in Absicht auf die Thronfolge hatte mir auf gewisse Art die einzige wirkliche Gefahr geschienen, die man zu fürchten hätte.

Diese Sache ward zwischen den Deputierten der Versammlung und mir gelegentlich vorgenommen, ohne daß der erste und vornehmste Gegenstand der Berathschlagungen, nämlich die Ernennung der

Provinzialdeputierten, die ich gleich anfangs vorgeschlagen hatte, etwas darunter leiden mußte. Die Protestanten behaupteten, diese Ernennung gehe den König durchaus nichts an, und müste allein von ihnen geschehen. Ich benahm ihnen dieß Vorurtheil, indem ich ihnen zeigte, daß Se. Majestät, als König, den meisten Antheil an einer Sache haben müsse, die einen so unmittelbaren Einfluß auf gute Ordnung, und eine so augenscheinliche Verbindung mit der Polizey hätte: daß von dem guten oder schlimmen Charakter der gewählten Deputierten die Eintracht oder die Uneinigkeit zwischen beyden Religionspartheyen grossentheils abhänge, und dieß bewies ich mit einem Beyspiel, welches aus eben dieser Sache hergenommen war, nämlich aus dem Beyspiel des ränkevollen und treulosen Betragens eines Mannes, der ehmals dieses Amt bekleidet hatte.

Um diese Verschiedenheit der Meinungen zu heben, schlug ich vor, die Versammlung sollte sich auf eine gewisse Zahl von Personen, die zu dieser Bedienung tüchtig wären, einschränken; und aus diesen könnte der König die zween ihm beliebigen auswählen; und ich hatte, ungeachtet des Widerwillens, den ich auch gegen dieses Mittel bemerkte, noch nicht alle Hoffnung verloren, es durchzusetzen, weil ich zu Gunsten derer, welche sich nach den Absichten Sr. Majestät zu handeln bequemen würden, ansehnliche Geschenke in meiner Gewalt hatte. Heinrich hätte beynahe, ohne es zu wissen, die Sache gehindert. Es hatte aus

dem allgemeinen Widerstand der Versammlung geschlossen, sie würde niemals in diesen Punkt willigen; und er schrieb mir, ich sollte mich damit begnügen, daß die zween Deputierten mit seiner und der Protestanten Uebereinstimmung vorgeschlagen und gewählt würden, welches die Versammlung noch mehr in ihrem Entschluß bestärken muste. Denn alle Gedanken des Königs wurden eben so geschwinde, und eben so vollständig der Versammlung bekannt, als dem Staatsrath selbst; sey es nun, daß Se. Majestät sich über den Innhalt ihrer Briefe öffentlich erklärt hatten, oder daß diejenigen, welche darum wusten, das Geheimniß schlecht bewahrten. Villeroi benachrichtigte mich hiervon; allein ich wuste es besser, als er; und dieß machte, daß ich von ihm und Sillery begehrte, sie sollten mir immer eigenhändig schreiben, welches ich auch selbst that; allein dieß ermüdete mich bisweilen so sehr, daß ich genöthigt war, sie alle beyde auf die Briefe zu verweisen, die ich an Se. Majestät schrieb, und die man hernach aus Sorgfalt verbrannte. Indessen erhielt mein Zweck zulezt in der Versammlung, in Absicht auf die von dem König aus sechs vorgeschlagnen zumachende Auswahl von zwoen Personen, die Oberhand; und ich wuste es noch zu vermitteln, daß man unter diese sechs Personen keine aufnahm, welche öffentliche Zeichen von Ungehorsam oder Empörung gegeben hatte. Heinrich sah diese Erfüllung seines Wunsches, als einen der beträchtlichsten Dienste an, die ich ihm leisten konnte.

Einige von den Abgeordneten erfanden nunmehr das Kniffchen, die Erwählung eines dritten Deputierten zu begehren, welcher allezeit ein reformierter Prediger seyn sollte. Man sagte, der Prediger Berault habe sich viele Mühe gegeben, diese Stelle zu bekommen, und deswegen muste er der Versammlung beywohnen, ungeachtet er keiner von den Provinzialdeputierten war. Ueberdas hatte er, wie man versicherte, noch viele andre Projekte im Kopf, besonders zu Gunsten des Herzogs von Bouillon; auch war er derjenige, welcher in der Versammlung zu Mauvesier in Armagnak es durchgesezt hatte, man sollte dem Herzog in einem Schreiben melden, die protestantische Parthey in Frankreich nehme immer noch den gleichen Antheil an seiner Person und an seinem Interesse. Dießmal wagte ers nicht, sich zu zeigen, so kühn er sonst war; und der Vorschlag ward unwiderruflich verworfen, so wie noch ein andrer, welcher auf Gerathewol von drey oder vier Personen vorgebracht wurde, — die Parthey sollte nicht mehr bey der Person des Königs, sondern in einigen Städten der vornehmsten Provinzen des Königreichs eben so viel Abgeordnete haben, die nur von ihnen gewählt werden, und unmittelbar mit den Generaldeputierten bey Hof in Verbindung stehn sollten. Hätte dieses Begehren Statt gefunden, so hätte man nothwendig die Aufmerksamkeit auf das Betragen aller dieser Unterabgeordneten verdoppeln müssen; allein es war blos ein Strohfeuer, welches ich leicht ersticken konnte.

Was die Beschaffenheit der Deputierten betrift, so wollte der König keinen von dieser Bedienung ausschliessen, wenn er nur den Ruf eines rechtschaffnen und friedeliebenden Mannes hätte: und er vermied sorgfältig alles, was nur einigermassen den Anschein von Gewaltthätigkeit haben konnte. Dieß zeigte sich bey dem Anlas, wo der König, da es in die Frage kam, ob die Befehlshaber von Städten zu Deputierten ernannt werden könnten, sich durch die Gründe der Versammlung für die verneinende Antwort überzeugen ließ; wie auch bey der Frage, ob die Herren von la Noue und dů Coudray, die die Reformierten nicht auf die Liste setzen wollten, weil sie die Abwesenheit des erstern, und die Bedienung des leztern vorschüzten, Sr. Majestät vorgeschlagen werden könnten. Alle nahmen jedoch in Absicht auf la Noue nachher ihre Meinung zurück. Auf meiner Seite schloß ich St. Germain aus, obschon man die gröste Lust sehn ließ, ihn in dieser Bedienung zu bestätigen, und ihm Bellujon an die Seite zu setzen. Der König war diesem leztern, so wie auch dem dů Coudray, nicht sehr gewogen. Allein da er glaubte, er müsse dem Herzog von Lesdiguieres etwas zu Gefallen thun, so wollte er die Wahl auf den Abgeordneten von Dauphine fallen lassen. Man redete ferner auch von Desbordes und Marabat. Der König war dem leztern schon lange gewogen, ungeachtet ich ihm bewiesen hatte, er sey eine Creatur von Bouillon: Allein er änderte seine Meinung, da die thörichte Kühnheit desselben,

dem Herzog seine beyden Kinder zuzuschicken, ihn überzeugt hatte, daß alles wahr sey, was ich ihm von diesem Manne gesagt, und diese einzige Handlung schloß ihn von der Wahl aus. Unter allen denjenigen, deren Name zum Vorschein kam, war keiner so würdig, einstimmig gewählt zu werden, als ein Advokat von Castres, Namens la Devese. Nichts, als der Ruhm eines tugendhaften und von allem Partheygeist entfernten Mannes, war ihm bey seinen Glaubensgenossen schädlich: er erhielt nichts, als die Ehre, das Vertrauen des Königs gewonnen zu haben, der einen Brief an ihn zu schreiben geruhete. Ich überlieferte ihm denselben so geheim, als die Nothwendigkeit es erfoderte, um ihm nicht den Haß der Protestanten auf den Hals zu laden; uud da ich ihn noch besser kennen lernte, so schien er mir ein Mann, der es in allen Absichten würdig war, daß ich mich seiner Einsichten bediente. Die ganze übrige Zeit des Julius gieng auf diese Weise mit vorschlagen, untersuchen, genehmigen oder verwerfen verschiedner Personen vorbey.

In den ersten Tagen des folgenden Monats ward diese Sache mit der gleichen Wärme betrieben. Die Versammlung bestand von neuem auf St. Germain und andern, denen der König den Herrn von Marabat noch vorgezogen hätte. Allein da eine umständliche Erzählung von diesen Zänkereyen nicht so unterhaltend ist, daß man sich lange dabey aufhalten könnte, so will ich alles mit dieser Nachricht beschliessen, daß der Kö-

nig, da la Noue ihm durch Roquelaure und mich verheissen ließ, er wollte mit dem Herzog von Bouillon brechen, und seine Kinder von Sedan zurücknehmen, ihn aus den drey von dem Adel vorgeschlagnen zum Deputierten wählte. Aus denjenigen drey Personen, die die Gerichtspersonen vorgeschlagen, fiel seine Wahl auf dû Cros, welchen Lesdiguieres, auf sein Bitten hin, empfohlen hatte. Dieser Schluß des Geschäftes, welcher dem König sehr angenehm war, und selbst von seinen Ministern gelobt wurde, kam eben zur gelegensten Zeit, um einigen Verläumdern das Maul zu stopfen, welche ausstreuten, der König habe unlängst einen Brief von mir bekommen, nach dessen Lesung man ihn so sehr zornig gesehn hätte, daß dieses von keiner andern Ursache herrühren könnte, als daher, weil wahrscheinlicher Weise seine Projekte in meinen Händen nicht gut ausschlügen. Ein kleiner unbedeutender Brief war das Mittel, dessen man sich bediente, um diesem Gerüchte Credit zu verschaffen. Als Villeroi mir eine Copie davon übersandte, antwortete ich ihm, niemand stelle diesem Gerüchte weniger Glauben zu, als gerade die, welche es ausstreuten.

Was den glücklichen Erfolg betrift, wovon man die Ehre mir zuschrieb; so will ich, ohne mich mit einer falschen Bescheidenheit zu brüsten, nur dieses sagen, daß mich die Sache weiter nichts, als die Mühe kostete, die protestantische Parthey lebhaft zu überzeugen, daß sie sich in Absicht auf ihre Erhaltung und ihren Vortheil ganz zuver-

sichtlich auf Heinrichs Gesinnungen verlassen könnte, und daß die kleine Anzahl von strengen, oder vielmehr gerechten Bestrafungen, worüber sie sich beklagten, noch nicht einmal in gehörigem Verhältniß mit den Beleidigungen stehen, die sie ihm angethan hätten. Deswegen darf man aber doch nicht vermuthen, ich habe dadurch, daß ich in diesem Tone redete, den Reformierten nur den geringsten Schimmer von den ihrer Parthey so vortheilhaften Anschlägen des Königs, mit denen er sich beschäftigte, sehn lassen. Einem Fürsten mit Aufopferung seiner Geheimnisse dienen, heißt, ihn verrathen. Ich beobachtete sogar gegen die Minister Sr. Majestät die genauste Verschwiegenheit, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich in allen den Briefen, die ich von Chatellerault an den König selbst schrieb, diese Sache mit irgend einem Worte berührt habe; einen einzigen ausgenommen, worinn ich ihn an meine Gesandschaft in England erinnerte, weil der Gegenstand, von welchem die Rede war, dieß nothwendig machte: ich bat ihn über das noch inständig, den Brief zu verbrennen, aus Furcht vor dem, was schon mit einigen andern, wie er wol wüßte, begegnet war.

Die gerechteste Ursache zum Unwillen, die der König bey der Wahl der Deputierten hatte, war diese, daß sieben von den protestantischen Provinzen einstimmig du Pleßis zu Rath zogen, da die Absicht Sr. Majestät, die Deputierten so, wie man eben gesehn hat, selbst zu ernennen, der

Versammlung war erőfnet worden. Heinrich schrieb dieses, mit vieler Wahrscheinlichkeit, den Herrn von Constant und d'Aubigne' zu. Die lezte Bitte, mit welcher die Reformierten, dieser Sache wegen, einkamen, war diese, daß man es ihnen überlassen sollte, die Dauer der Zeit, die die Deputierten am Hofe zubringen sollten, zu bestimmen, und daß dieses in dem königlichen Bestallungsbrief, oder wenigstens in dem Ernennungspatent ausdrücklich gemeldet werde. Immer würden sie einen Grund gefunden haben, diese Ceremonie jedes Jahr zu wiederholen, und deswegen eine Versammlung zu fodern, und so hatte der König die gleichen Beweggründe, ihnen ihre Bitte zu verweigern. Ich hatte sie hierauf vorbereitet. Zulezt nahmen sie die Bestallung in der Gestalt an, in welcher man sie ihnen gab: aber nicht eher, als nach wiederholten Versuchen.

Hierauf nahm man die Frage vor, welche die Sicherheitsplätze betraf. Ungeachtet der Termin von acht Jahren, welcher in dem Patent vom lezten August 1598. zufolge des Edikts von Nantes, bestimmt war, nicht eher, als in einem Jahr zu Ende gieng; so war es doch nothwendig, diese Sache bereits in diesem Jahr entscheiden zu lassen, wenn man nicht dadurch der protestantischen Parthey einen Vorwand verschaffen wollte, sich schon wieder in dem folgenden Jahre zu versammeln. Allein es ist gewiß, daß die Frage zu Chatellerault aus keinem andern Grund zum Vorschein gekommen wäre, als um sie gänzlich dem

Gutbefinden Sr. Majestät zu überlassen, ohne daß man daran gedacht hätte, einen neuen Termin von drey oder vier Jahren, oder ein neues Patent von dem König zu begehren, wenn man nicht auf die gleiche Art, von der ich eben geredet, in der Versammlung Nachricht erhalten hätte, nicht nur müßten sie von dem König alles befürchten, sondern ich habe wirklich ein Patent von Sr. Majestät auf drey und ein andres auf vier Jahre bey mir. Der König war deswegen genöthigt, ihnen die Verlängerung auf vier Jahre zu gestatten. Man möchte vielleicht sagen, ein Jahr mehr oder weniger sey etwas unbedeutendes: wirklich wollte der König auch weiter nichts, als sie gewöhnen, nicht alles zu erhalten, was sie sich in den Kopf kommen liessen zu begehren, und sich mit den Gnadenbezeugungen zu begnügen, die er ihnen geben würde. Uebrigens war das, was ich ihnen in meiner Rede beym Anfange der Versammlung von den Sicherheitsplätzen gesagt hatte, vollkommen wahr. Heinrich erlaubte mir, den Deputierten zu zeigen, daß sie die uneingeschränkte Bewilligung dieser Gnade meinen Bitten zu verdanken hätten.

Da diese zween Punkte abgethan waren, so konnte man die Versammlung für geendet ansehn. Allein da an den Patenten, von denen ich Ueberbringer war, etwas geändert werden mußte, und da der König ihnen als eine lezte Gnade noch ein anders Patent zu ertheilen geruhete, in welchem er sich erklärte, die acht ersten Jahre sollten

nur von dem Tage an gezählt werden, da das Edikt von Nantes in die Protokolle der Parlamenter war eingetragen worden; so mußte man noch so lange warten, bis diese zwey Patente verfertigt und zu Chatellerault angekommen waren.

Das Geschäfte von Orange machte damals so viel Aufsehn, daß jedermann davon redete. Man wollte diese Stadt dem Prinzen von Oranien, ihrem rechtmäßigen Herrn wieder ausliefern, so wie ich eben schon zum Theil gemeldet habe: allein erst mußte man den Herrn von Blaccons daraus ziehn, der im Namen der Protestanten daselbst kommandierte. Der König wollte dieß dem Herzog von Lesdiguieres auftragen; der aber, meiner Meinung nach, so ganz der unrechte Mann dazu war, daß man nur dieß Mittel ergreiffen durfte, um die Sache zu erschweren. Jeder andre, als Lesdiguieres, den Blaccons nicht ohne Ursache für seinen Todfeind ansah, hätte das Geschäft bald ins Reine gebracht. Ich sage dieß mit der völligen Gewißheit. Blaccons, der schon lange gewußt hatte, daß er Orange verlassen müßte, hatte mir geschrieben, er würde ohne Zeitverlurst den Befehlen Sr. Majestät gehorchet haben, wenn nicht die Schande, daß er genöthigt wäre, diese Stadt einem Manne zu überliefern, welchem diese Ceremonie ein Triumph seyn würde, den empfindlichsten Verdruß verursachte. In meiner Antwort an ihn glaubte ich ihm Hofnung machen zu können, daß der König ihm die Bitterkeit dieses Schrittes versüssen würde,

und ich schmeichle mir in der That, die Sache wäre ganz anderst ausgefallen, wenn ich zugegen gewesen wäre. Allein Heinrich meldete mir von der Sache weiter nichts als, er habe Büllion und Bellüjon mit Befehlen an Lesdiguieres abgeschickt, und befahl mir, Verfügungen zu treffen, daß einige Stücke von schwerem Geschütz nach Orange gebracht würden. Ich vermuthete gleich beym Empfange dieses Briefs, was vorgefallen war, und gab deswegen dem König auf der Stelle Nachricht von den Gesinnungen des Herrn von Blaccons. Ich gab ihm den Rath, und bat ihn sogar, nur einen blossen Gefreyten von seiner Leibwache nach Orange gehn zu lassen, damit Lesdiguieres nicht mit seinem Feinde zusammen käme.

Allein diese Nachricht kam zu spät. Lesdiguieres, welcher nur seinem Haß gegen Blaccons Gehör gab, bediente sich der Gewalt, die ihm der König ertheilt hatte, und ließ dem Gouverneur und den Einwohnern den Befehl Sr. Majestät, ihm die Festung zu überliefern, in einem gebietrischen Tone eröfnen. Er sezte noch aus seinem eignen Kopfe hinzu, wenn sie nicht gehorchten, so würde er es dem König hinterbringen. Inzwischen schrieb er diesem, er sollte sich nicht um den Ausgang der Sache bekümmern, weil er Mittel genug habe, den Befehlshaber von Orange zum Gehorsam zu bringen, ohne daß in der Provinz die geringste Unruhe entstehn sollte. Man möchte beynahe denken, Lesdiguieres habe gefürchtet, er werde nicht genug Widerstand finden. Blaccons,

der diese Beleidigung nicht erwartet hatte, schickte sogleich zwey Couriere nach einander an den König, um ihn zu versichern, er seye bereit, die Festung derjenigen Person zu überliefern, die Se. Majestät ernennen würden, wenn sie auch katholisch wäre. Dieser Schritt hatte zum Zweck, den König durch die Rathschläge derer, welche, wie Blaccons hofte, ihn bey demselben unterstützen würden, zu bewegen, daß er in Absicht auf Lesdiguieres seine Meinung ändern möchte, und das Anrücken des leztern zu verzögern, das, wie er nicht zweifelte, sich nächstens ereignen würde. Allein Blaccons hatte weit mehr Feinde bey Hof, als Freunde. Sie fanden in seinem Betragen eine gresse Neigung zum Ungehorsam und ein böses Gewissen, und machten, daß der König eben so davon dachte; allein dieß war eine blosse Erfindung ihrer Bosheit.

Gleichwol war der König, ungeachtet aller der gewaltsamen Rathschläge, die man ihm einblies, nicht sogleich geneigt, das äusserste gegen Blaccons zu versuchen. Statt der Antwort schickte er ihm einen protestantischen Gefreyten von der Leibwache zu, der ihm sagen mußte, Se. Majestät befehle ihm, bis auf weitere Verordnung, die Festung dem Gefreyten zu übergeben, und zu dem König zu kommen, welcher ihm alle mögliche Genugthuung geben, und die ehrenvollste Behandlung würde wiederfahren lassen. Zu gleicher Zeit ließ Heinrich dem Herzog von Lesdiguieres durch Bullion sagen, wenn Blaccons diesen leztern Be-

fehl befolgte, so sollte er ruhig zu Grenoble bleiben, und nicht eher zu gewaltsamen Mitteln schreiten, als wenn der Gouverneur sich weigern würde, zu gehorchen. Zu diesem Ende hin schickte er ihm schriftliche Aufträge zu, durch die er die Vollmacht erhielt, zehn Compagnien, jede von zweyhundert Mann, anzuwerben, sich der fünf Compagnien des Regiments du Bourg zu bedienen, welche ebenfalls auf zweyhundert Mann waren gesezt worden, da sie vorher nicht mehr, als sechszig Mann enthielten, und nach Verhältniß Canonen mitzunehmen: denn die Höflinge hatten dem König eingeschwazt, Blaccons würde seine Vorschläge nicht annehmen. Lesdiguieres, welcher ihm bereits geschrieben hatte, das schwere Geschütz in seiner Provinz Dauphine' habe keine Laveten, foderte, man sollte ihn, weil es sonst zu lange währen würde, aus dem Arsenal zu Lyon mit Canonen versehn, die man leicht auf der Rhone fortbringen könnte. Wahrscheinlich hatte er nicht Lust, seine Festungen zu entblössen, und dieses nöthigte den König, mir noch einmal zu schreiben, ich sollte dem Generallieutenant der Artillerie in Lyonnois und Dauphine' die nöthigen Befehle in Absicht auf dasjenige geben, was Lesdiguieres foderte. Ich war freylich der Meinung, daß der König im strengsten Verstand alles Nothwendige that, um in seinem Verfahren gegen die Protestanten die Gerechtigkeit und sogar die Mäßigung auf seiner Seite zu haben: allein weder diese ausserordentlichen Zurüstungen,

noch diese abermaligen unnützen Ausgaben waren nach meinem Geschmacke. Wenn ich also gleich alle Ehrfurcht für die Befehle Sr. Majestät bezeigte, welches meine Pflicht war; so glaubte ich doch, ich müsse mich dem widersetzen, was Lesdiguieres haben wollte, besonders in Absicht auf das schwere Geschütz von Lyon, welches, meiner Meinung nach, in jener Stadt weit mehr am rechten Orte war, als in irgend einer Festung von Dauphine'.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß Heinrich so lange nicht sah, daß Lesdiguieres weiter nichts gesucht hatte, als sich mit seinem königlichen Ansehn zu wafnen, um einen Mann mit der äussersten Heftigkeit zu verfolgen, den er haßte; sobald er dieses mit einigem Anschein von Recht thun zu können glaubte; so that er noch aus eignem Trieb mehrere Schritte, welche machten, daß die Sache bald eine andre Gestalt bekam, ehe noch die Couriere Sr. Majestät an dem Ort ihrer Bestimmung anlangten. Er stand bereits an der Spitze eines Corps Truppen nur zwey Meilen von Orange, und ließ von da dem Gouverneur ganz trotzig sagen, er sollte ihn in die Stadt aufnehmen. Büllion suchte bey seiner Rückkehr aus Dauphine' den Herzog in Absicht auf diesen übereilten Schritt (dieß ist der gelindeste Name, den man seinem Betragen geben kann) damit zu entschuldigen, er habe diesen Schritt nur deswegen gethan, um vorläufig die Angelegenheiten der Festung ins Reine zu bringen, einen Theil der Besatzung abzudanken, und einige Soldaten, die die Offiziere

des Prinzen von Oranien angeworben hatten, zu entfernen. Es ist eben nichts Wunderbares, daß Blaccons, da Lesdiguieres so weit über seine Vollmacht hinausgieng, in ihm weiter nichts, als einen Feind sah, welcher seinen persönlichen Haß befriedigen wollte. Er ließ ihm in einem Ton antworten, der den Herzog nöthigte, sich mit einiger Verwirrung bis nach Montelimart zurückzuziehn. Aus Zorn hierüber beobachtete Lesdiguieres in dem Schreiben, in welchem er Sr. Majestät von dem Vorgefallnen Nachricht gab, keine Mäßigung mehr, und gab dem Gouverneur alles, was ihm nur einfiel, Schuld. Dieser ließ ebenfalls durch einen Courier sich bey dem König beschweren. Er beschuldigte Lesdiguieres, er habe sich schon seit langem von Orange Meister zu machen gesucht, vermittelst eines Verständnisses mit einem Prediger, Namens Maurice. Die Anhänger des Herzogs schoben diesen Vorwurf auf Blaccons zurück, indem sie sagten, man könne durch einen Brief, den derselbe an seinen Schwager geschrieben hatte, beweisen, daß er zu eben der Zeit, da er dem König Versicherungen seines Gehorsames gegeben, und den Herzog so höflich eingeladen hätte, nach Orange zu kommen, ganz andre Gesinnungen gehabt habe. Allein ich möchte weder für die Gewißheit der einen noch der andrn Beschuldigung Bürge seyn.

Inzwischen diese Zänkerey die Abschliessung des Geschäftes mit Orange verzögerte, gieng die Versammlung zu Chatellerault zu Ende. Mit Freude

sah man hier die zwey Patente ankommen, die Se. Majestät dem Herrn von Fresne aufgetragen hatte, mir zu übersenden. Sie sind datiert vom 4. August 1605. Nach den Ausdrücken dieser Patente bewilligt der König dieselben den Protestanten, als eine Gnade, die sie in dem ihm schuldigen Respekt und Gehorsam bestärken soll. Da ich sie der Versammlung einhändigte, so sagte ich zugleich, es sey der Wille Sr. Majestät, daß sie aus einander gehn sollten, sobald sie aus meinem Munde die lezten Befehle des Königs würden angehört haben, damit die Gemüther in den Provinzen nicht länger in Ungewißheit verblieben; denn die verschiednen Gerüchte von dem Erfolge der Versammlung hatten, wie man mir meldete, daselbst einen Lerm verursacht, der dem Lerm zweyer Partheyen ähnlich wäre, die einander in die Haare fallen wollten. Ich schärfte den Deputierten ein, sie sollten bey ihrer Ankunft in den Provinzen, die Art, wie der König und seine Minister sie behandelt hätten, aufrichtig erzählen, und sich sorgfältig vor dem unehrerbietigen Betragen und den Verläumdungen hüten, welche in der Versammlung zu Gap zum Vorscheine gekommen wären. Hierauf fügte ich eine rechtfertigende Wiederholung aller Befehle und Foderungen des Königs bey. Ich suchte es zu hindern, daß bey der Trennung nicht neue Foderungen zusammengetragen würden. Da ich ihnen im Namen des Königs ausdrücklich untersagte, sie sollten ohne Erlaubniß keine allgemeine Versammlung zusammen berufen;

so sagte ich ihnen, Se. Majestät würden sich nie weigern, ihnen eine zu bewilligen, woferne der Gegenstand es erfoderte. Aber zugleich gab ich ihnen zu verstehn, diese Versammlungen werden in Zukunft viel seltener seyn, als sie bisher gewesen wären. Ich vergas nicht beyzufügen, daß der König dadurch keineswegs einen Eingrif in das Recht, die gewöhnlichen Colloquien und Synoden zu halten machen wolle, woferne sich dieselben auf blosse kirchliche Angelegenheiten einschränken würden. Endlich wiederholte ich das Verbot, keine Verbindung mit allen denjenigen Personen zu unterhalten, die dem König verdächtig schienen. Ich war mit den Gesinnungen, die ich in der ganzen Versammlung bemerken konnte, zufrieden, und daß ich mich hierinn nicht betrog, sah ich daraus, weil die Versammlung sich in eine Berathschlagung einließ, um Deputierte zu wählen, welche dem König für seine Gütigkeit danken, und ihn ihrer unverbrüchlichen Ehrfurcht versichern sollten. Zuerst wollte man aber wissen, ob Se. Majestät diesen Schritt billigen würden, und da die Antwort so ausfiel, wie man es gehoft hatte, so giengen die hierzu ernannten Deputierten ab, um diese Pflicht zu erfüllen.

Was mich betrift, so verreiste ich an eben dem Tag, an welchem die Versammlung geschlossen ward, weil der König mir durch Sillery seine Erlaubniß hierzu hatte ertheilen lassen, und mir sogar mehr, als einmal bezeuget hatte, er fühle es, wie sehr nothwendig meine Gegenwart in

Absicht auf die Geschäfte des Staatsraths sey. Er geruhete, an mich zu schreiben, nur um mich zu loben, und mir für den Dienst zu danken, den ich ihm, nach seinem Ausdruck geleistet hätte. So sehr er aber meine Gegenwart wünschte; so gab er mir doch die Erlaubniß, meine Ländereyen in Berry zu besuchen. Allein ich wollte mich derselben nicht bedienen, damit nicht durch längern Verzug mehr Geschäfte sich zusammenhäuften, als ich zu beendigen im Stande gewesen wäre. Dieß war der Ausgang einer Versammlung, auf welche jedermann aufmerksam gewesen war. Wenn ich das Innerste meiner Seele genau durchforschte; so fand ich, daß die Verzweiflung, die dieser Ausgang bey einer sehr kleinen Anzahl von meinen Glaubensgenossen verursachte, die Freude, die ich darüber in meinem Herzen fühlte, nicht störe, und nicht stören könne, weil ich bey dieser Untersuchung nie nichts anders finden konnte, als dieses, ich habe meiner Religion und ihnen selbst durch ein gemäßigtes und friedliches Betragen mehr genüzt, als ihr blinder und heftiger Eifer hätte thun können. Diese Gründe waren in dem Brief, den ich an dů Pleßis schrieb, deutlich genug auseinander gesezt, wenn gleich meine Hauptabsicht in demselben dahin gieng, ihm einen grossen Theil von seinen gesetzwidrigen Handlungen herzuzälen. Er rechtfertigte sich bey mir in einer sehr gekünstelten Antwort, die er gut fand, dem König ebenfalls, nebst meinem Schreiben, zu übersenden, gleich als wenn er hätte zeigen wollen, daß

er keinen von den Klagepunkten unbeantwortet gelassen habe.

Nunmehr legte ich bey dem König Rechenschaft von meinen Verrichtungen ab. Er hatte Monceaux verlassen, wo er einige leichte Anfälle vom Podagra gehabt, und war am Ende des Julius nach Paris gekommen, von wo er nach St. Germain gieng, und daselbst die ersten acht Tage vom August zubrachte. Hier plagten ihn eine Geschwulst am Backen und Zahnschmerzen; allein kaum hatte er die Geschwulst öfnen lassen, so verloren sich die Schmerzen ebenfalls. Dieser Zufall nöthigte ihn, die Wasser zu gebrauchen, welche nebst der Diät sein vornehmstes Heilmittel waren. Ich fand ihn zu Fontainebleau, wohin er von St. Germain gegangen war. Er umarmte mich zweymal mit den größten Liebkosungen, und erlaubte meinen Sekretarien und meinem ganzen Gefolge, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, und nachdem er mich noch einmal fest an sein Herz gedrückt, führte er mich in die lange Galerie des Fichtengartens, wo wir eine Unterredung von zwey Stunden hatten.

Zuerst gab er mir Nachricht von allem, was in fremden Ländern merkwürdiges vorgefallen war, und hierauf von demjenigen, was während meiner Abwesenheit sowol in dem Staatsrath in Absicht auf die Finanzen, als auch bey Hofe sich ereignet hatte, wo die häuslichen Zwistigkeiten, welche sich von neuem auf das heftigste entzündeten, ihn, wie er sagte, mehr als zwanzigmal wün-

schen gemacht hätten, daß ich bey ihm wäre. Dann mußte ich ihm ebenfalls eine umständliche Nachricht von meiner Reise geben, besonders von den Gesinnungen, die, zufolge dessen, was ich davon habe entdecken können, theils die protestantischen Kirchen, theils einige Anführer der Parthey gegen ihn hätten, die er mir nannte. Er fühlte die lebhafteste Freude bey den Beweisen, die ich ihm im Namen jener Kirchen von ihrer freywilligen Unterwerfung gab, weil dieses ihn von dem gezwungnen Gehorsam dieser leztern versicherte. Ich zeigte ihm augenscheinlich, daß Lesdiguieres, dieser Partikular, dessen Macht, Reichthümer, Festungen und Fähigkeit er so sehr erhob; der wegen der Furcht seine zweydeutigen Schritte möchten zulezt mit einer öffentlichen Empörung sich endigen, die Ruhe seines Herrn störte, doch in allen Absichten so schwach sey, daß der König, wenn er nur mit einer Armee von sechstausend Mann, ohne sich vor einem Platze zu saumen, gerade auf ihn losgehn würde, ihn sogleich in seine lezte Verschanzung treiben könnte, wo er durchaus in seine Hände fallen müßte. Freylich wäre es nicht rathsam, dieß gerade jezt gegen Lesdiguieres zu unternehmen, weil er noch keinen hinreichenden Grund dazu gegeben hätte. Ich zeigte dem König, daß es, um den Empörungsgeist zu ersticken, Zeit, und eine Sache von der äussersten Wichtigkeit wäre, gegen den Herzog von Bouillon diesen Schritt zu thun. Nur müßte man die Vorsichtsregel beob-

achten, daß man an die Stelle der Befehlshaber, die man aus den Plätzen desselben wegnehmen würde, keine andern, als protestantische Offiziere setze. Ich war dem König Bürge dafür, daß man vor keiner von diesen Städten das schwere Geschütz würde aufführen müssen.

Diese Betrachtungen brachten den König zulezt dahin, daß er sich, wiewol immer noch mit einigem Widerwillen, entschloß, jene Reise nach den mittäglichen Provinzen Frankreichs von welcher schon oben die Rede war, nicht länger zu verschieben. Die zween Punkten, die er dabey im Auge hatte, und welche ihn bewegten, durch Auvergne und Limosin zu gehn, waren folgende: einmal sich aller Plätze des Herzogs von Bouillon zu bemächtigen, und hiernächst an denjenigen, welche man überweisen könnte, daß sie sich gegen den Staat in eine Verschwörung eingelassen haben, so schreckliche Exempel zu statuiren, daß dadurch aller Saame der Empörung für die Zukunft erstickt würde. In Absicht auf den ersten Punkt ließ er dem Herzog von Epernon den Auftrag machen, daß er dreytausend Mann Fußvolk anwerben sollte. Er vermehrte das Regiment der Leibwache ebenfalls bis auf diese Zahl, und bestimmte zum Begleit dieser Truppen acht bis neunhundert Mann Reuterey von regulierten Compagnien sowol Gensdarmes, als Chevauxlegers. Was den zweyten Punkt betrift, so nahm er sich vor, ein Landgericht in den Provinzen zu halten, und die Urtheile desselben, durch eine Justizkam-

mer, die aus Personen in seinem Gefolge bestehn sollte, sprechen und vollziehen zu lassen, damit nichts den Lauf der Gerechtigkeit aufhalten möchte. Diese Zurüstungen waren in der That in Provinzen schlechterdings nothwendig, wohin sich das Ansteckende des Empörungsgeistes gezogen zu haben schien, nachdem derselbe beynahe in allen andern Gegenden erloschen war. Eben so erfoderte das Geschäfte mit Orange diesen Schritt, den man überdas nie unter günstigern Umständen thun konnte, weil die niederländischen und brittischen Angelegenheiten uns im Laufe dieses Jahrs eine Musse gestatteten, welche nicht lange dauern konnte.

Hierauf zeigte ich dem König, daß diese Reise keinen Aufschub leide, weil sie vor Verfluß des Oktobers geendigt werden müßte. Es dünkte ihn hier noch einmal, ich sey ein wenig gar zu dringend, aber endlich ließ er sich doch alles gefallen. Wir verabredeten folgendes: er sollte mit der Infanterie und Cavallerie längst der Loire hin marschieren, ich hergegen mit einem Artilleriezug von zwey Canonen, zwey Feldschlangen und zwey Achtpfündere über Montrond gehn, welcher der kürzeste Weg ist. Ich überließ dem König die Besorgung der Truppen, und gieng nach Paris, um die Geschäfte des Staatsraths sobald möglich in Ordnung zu bringen, und die Glieder der Justizkammer zu ernennen, welche nothwendig zuerst abreisen mußten.

Man glaubte bey Hof und in dem Staatsrath, diese Reise würde so wenig zu Stande kommen,

als im verflossenen Jahr die nach Provence. Der Befehl zu einer so nahen Abreise, und in einer noch spätern Jahrszeit gab den Wollüstlingen und den Trägen tausend Gegengründe an die Hand. Da man aber fand, daß Heinrich unbeweglich bleibe, so machte man unter tausend Flüchen über den, den man beschuldigte, ihm diesen Rath gegeben zu haben, Zurüstungen dazu. Allein noch größer war die Bestürzung unter den Anhängern des Herzogs von Bouillon, welche, wie man leicht denken kann, nicht die geringsten Anstalten gemacht hatten, um das Ungewitter abzuwenden. La Chapelle Biron, und Giversak, *) welche die vornehmsten darunter waren, indem sie von dem spanischen Geld das meiste gezogen hatten, baten den Herrn von Foussak, **) er sollte an den Hof gehn, und den König versichern, sie seyen bereit, ihm alle Beweise von ihrer Unterwürfigkeit zu geben, die er nur fodern würde. Niemand, als die Einwohner von Türenne, machten einigermassen Mine, als ob sie sich vertheidigen wollten. Rignak und Baßignak †) warfen sich in diesen Platz: man sammelte daselbst Munition, und stellte die ganze Artillerie auf die Wälle: Diese Nachricht erhielten wir von eben diesem Foussak und von Baumevielle, welcher den Senechal von Brive an Se. Majestät ab-

---

*) Carl von Charbonnieres, Herr von la Chapelle Biron, Markus von Cüignak, Herr von Giversak.

**) Raimond von Sognak, Herr von Foussak.

†) Peter von Rignak, Gedeon von Baßignak oder Vaßignak.

schickte. Allein diese Zurüstungen waren alle mit so augenscheinlicher Furcht begleitet, daß der König, welcher dem Herzog von Epernon, und dem Herrn von Roißy *) Befehl gegeben hatte, mit seinen Truppen auf dem gleichen Weg allgemach vorauszugehn, nicht nöthig fand, das Garderegiment mitgehn zu lassen, wie er anfänglich im Sinne gehabt hatte.

Foussak ertheilte dem König noch einige andre Nachrichten, welche mit dem übereinstimmten, was Rodelle von der Lage der Sachen in Absicht auf die Uebelgesinnten in Limosin, Perigord und Quercy gesagt hatte. Man vernahm ferner von ihm, der Grund, weswegen eine große Zahl von Edelleuten aus diesen Provinzen, welche von Sr. Majestät hätten Gnade begehren sollen, dieses nicht gethan haben, sey dieser, weil l'Aubagnak, welcher von Sedan gekommen wäre, ihnen die Sache misrathen; und weil verschiedne von ihnen wiederum ganz neulich durch Guyenne Geld aus Spanien erhalten hätten. Der Herzog von Bouillon, unter dessen Namen dieses Geld war ausgetheilt worden, hatte ihnen zugleich sagen lassen, sie sollten nicht unruhig werden, oder den Muth verlieren, weil er ihnen verheisse, noch vor Ende des Oktobers etwas weit wichtigeres für sie zu thun: seine Freunde würden ihn, dieß waren seine Ausdrücke, eher sehen, als sie hofften, und seine Feinde eher, als sie wünschten; und mit diesen

*) Johann Jakob von Mesme, Herr von Roißy.

herrlichen Versprechungen betrog er sie. Gleichwol versicherte Foussak, es seyen aus Spanien nicht mehr, als zehn oder zwölftausend Thaler gekommen: Allein Bouillon, welcher gewohnt war, mit Aufschneidereyen zu bezahlen, wann er kein Geld hatte, hatte ihnen, als ein großer Herr sagen lassen: man hätte ihnen diese mittelmäßige Summe nur deswegen zugeschickt, damit sie unter ihre geringere Freunde vertheilt würde; sie selbst würden weit größere Summen beziehn. Sie waren dumm genug, dieß zu glauben; und nun war weiter keine Rede davon, daß man die Vergebung Sr. Majestät zu erhalten suchen sollte. Der König ließ Foussak zweyhundert Thaler für die Reisekosten bezahlen, und schickte ihn wieder nach Hause.

Er selbst verließ Paris den 15. oder 16. September, *) im Begleit von dem Garderegiment, und dem oben angeführten Corps Reuterey, und nahm den Weg über Orleans, da ich inzwischen der verabredeten Strasse folgte. Er war noch nicht weiter, als bis nach Hallier gekommen, so sah er schon die Früchte seiner Reise. Zwey Edelleute aus Querey, Namens Causse und Brigantin kamen hieher, um ihn für hundert und zwanzig andre Edelleute um Vergebung zu bitten. Sie verhießen dieselbe dadurch zu verdienen, daß sie

*) Man kann über diese Reise Heinrichs IV. in Limosin, de Thou L. 34. den Merc. françois an. 1605. und das Original eines Briefs von Heinrich an Rosny nachsehn.

alles, was ihnen von den Schritten des Herzogs von Bouillon bekannt wäre, vor Gericht aussagen, und die Wahrheit dieser Aussage mit der Spitze ihrer Degen, und mit Aufopferung ihres Lebens beweisen wollten. Diese zween Deputierten entdeckten überdas noch alle die Ränke, die Rignak und Baßignak zu Gunsten des Herzogs von Bouillon angezettelt hatten, unter anderm auch den Entwurf, sich von Villeneuve in Agenois Meister zu machen; ein Entwurf, den Bouillon gewiß mit keinem Vorwand beschönigen konnte. Da der König ebenfalls hier die erste Nachricht von den Versuchen erhielt, die d'Entragues machte, um den Grafen von Auvergne aus der Bastille zu ziehn, wovon ich oben geredet habe; so bestimmte er mir Orleans zum Ort einer Zusammenkunft, wo er zween Tage nachher, Samstags den 24. September, ankommen sollte, und gab mir den Rath, ich sollte die Artillerie nach Argenton senden, wo er durchgehn mußte. Die Sache ward aber nicht ausgeführt, weil ich unmöglich nach Orleans gehn konnte. Der König war mit den Ursachen zufrieden, die ich dafür anführte. Doch gab ich ihm den Rath schriftlich, den er von mir begehrt hatte, und dieser war demjenigen durchaus gleich, um dessen Befolgung ich ihn in Absicht auf sein Betragen gegen d'Entragues schon oft gebeten hatte.

Heinrich langte auf den bestimmten Tag zu Orleans an, und verreiste wiederum Montags den 26. September. Er nahm den Weg nicht durch Berry und Sologne, weil er in dieser unfrucht-

baren Gegend wenig Lebensmittel gefunden hätte, und wegen der Krankheiten, welche, den Nachrichten zufolge, daselbst herrschten; sondern er reiste gegen Blois, wo er nur, weil er durch Montrehard gehn muste, Loches zum Ort einer Zusammenkunft bestimmte, und eine sehr große Begierde zeigte, sich mit mir über die gegenwärtigen Angelegenheiten zu unterreden. Bis hieher hatte der Herzog von Bouillon noch nichts von sich hören oder sehen lassen; vielmehr erhielt der König neue Nachrichten von den Anstalten zur Gegenwehr, die Rignak und Baßignak zu Türenne und Sinceray (oder Saint Sere) getroffen hätten: man meldete sogar von Mez, es sey nicht unwahrscheinlich, daß Bouillon von fremder Hand werde unterstüzt werden: Der Churfürst in der Pfalz habe seine Obristen und Hauptleute auf das Gerüchte von dem Feldzug des Königs nach Hause kommen lassen, und der Gouverneur von Luxemburg mache ebenfalls Zurüstungen, und werbe Soldaten an. D'Epernon bat den König einmal über das andre, er sollte vorrücken, und begehrte mit einigen Zeichen von Verdruß, Offiziere, und Lebensmittel für die Neugeworbnen, die er nur mit vieler Mühe zusammengebracht hätte. Der König verwies diese Sache an mich, damit ich sie durch d'Eskures oder einige andre Offiziere und Einwohner jener Gegenden könnte in Ordnung bringen lassen; und was Bouillons Widerstand betrift, so machte er sich darauf gefaßt, wenn er es gleich nicht wahrscheinlich fand.

Kaum war in der That der König zu Blois angekommen, so erhielt er durch einen Courier ein von Sedan den 20. September datiertes Schreiben von dem Herzog, worinn er nach den gewöhnlichen Betheurungen, wie äußerst leid es ihm sey, daß er sich das Misfallen seines Herrn zugezogen habe, und wie eifrig er diesen Fehler mit seinem Blute zu tilgen wünsche, dem König meldet, es sey ihm niemals in den Sinn gekommen, sich ihm, oder seinen Befehlen zu widersetzen; er habe seinen Offizieren den ausdrücklichsten Befehl gegeben, ihn in allen seinen Städten und Schlössern aufzunehmen; ein überflüßiger Befehl, sezte er hinzu, weil keiner von seinen Bedienten Se. Majestät nicht für ihren Souverain erkenne; er hätte von ganzem Herzen gewünscht, in der Nähe zu seyn, um ihm selbst die Schlüssel überliefern, und ihn demüthig um die Wiederaufnahme in seine Gnade bitten zu können. Der König schien zwar mit diesem Betragen des Herzogs zufrieden; aber noch mangelte ihm dieses, daß Rignak und Bassignak, die so schwerer Verbrechen beschuldigt waren, nicht persönlich gekommen waren, um ihre Handlungen zu rechtfertigen. Blanchard, derjenige, welchen Heinrich unter allen am meisten zu sehn wünschte, weil er um alle Geheimnisse Bouillons, dessen Intendant er war, und um die Angelegenheiten der Parthey den besten Bescheid wuste, ließ sich eben so wenig blicken. Der König glaubte also, er müsse seine Reise wenigstens bis in Limosin fortsetzen, um zu sehn, wie weit die Befehlsha-

der in Bouillons Städten den Ungehorsam treiben würden. Allein Blanchard kam doch noch vor der Abreise des Königs zu Blois an, und was Sr. Majestät noch mehr Vergnügen machte, war dieses, daß er ungeheissen, und in der Absicht kam, durch sein offenherziges Geständnis Verzeihung zu erwerben.

Wirklich enthüllte Blanchard das ganze Geheimnis der Verschwörung. Er gestand, daß er die schlimmen Absichten seines Herrn aus allen Kräften unterstüzt habe, und deswegen genöthigt gewesen sey, auf eine boshafte Art die Thatsachen zu übertreiben, die Gegenstände zu vergrößern, und Sachen zu verheissen, die er schlechterdings nie hätte leisten können, so daß die Erfüllung immer um so viel weiter entfernet war, je näher und gewisser man sie, jener Pralereyen wegen, geglaubt hatte. Diese Aussage schien dem König so wichtig, daß er dem Blanchard befahl, sie schriftlich aufzusetzen; und nun war er endlich von der Wahrheit meiner Meinung überzeugt, die er so lange nicht hatte annehmen wollen, daß die Parthey des Herzogs nur deswegen so viel Geräusch mache, weil sie weiter nichts, als Geräusch machen könne. Auch jezt wollte der König sich weder säumen, noch die Waffen niederlegen, damit man nicht glauben möchte, er werde etwas von seinen Foderungen nachlassen. Er erinnerte sich, daß die Protestanten sagten, die Städte des Herzogs von Bouillon seyen so gut ein Eigenthum der ganzen Parthey, als des Herzogs, weil sie ihnen als

Sicherheitsplätze wären eingeräumt, und als solche durch protestantische Offiziere besezt worden; und dieses Vorwands konnten sie sich dazu bedienen, ihrer Weigerung, diese Städte auszuliefern, einen Anstrich zu geben. Er hielt es also für das sicherste, seine Truppen und die übrigen Zurüstungen nicht eher wegzuschicken, bis Villepion, dem er den Auftrag gegeben hatte, in seinem Namen von Türenne Besitz zu nehmen, in dieser vornehmsten Stadt des Herzogs von Bouillon wäre aufgenommen worden. Ich hatte dem Herrn von la Caillaudiere geschrieben, er könne die Reuterey abdanken; allein der König befahl mir, diese Ordre zu widerrufen, und gieng im Anfange des Oktobers von Blois nach Tours; denn die Reise über Montrichard und Loches war noch einmal abgeändert worden.

Die Bequemlichkeit des Flusses und die Annehmlichkeit des Schlosses du Pleßis brachte die Königin, die ihren Gemahl bis nach Blois begleitet hatte, auf den Entschluß, ebenfalls nach Tours mitzugehn. Da der König mir von dieser neuen Aenderung Nachricht gab, so meldete er mir zugleich, er würde, sobald seine Gemahlin nach Paris zurückkehrte, seine Reise über la Haye bis nach Chatellerault fortsetzen, wo ich ihn zu sprechen verheissen hatte, und dieß geschah auch wirklich. So wie der König weiter kam, verschwanden alle Hindernisse: Villepion ward ohne die geringste Schwierigkeit in Türenne aufgenommen, und ehe noch Heinrich nach Limoges gekommen war, hatten

ten sich alle übrigen dem Herzog von Bouillon zugehörigen Plätze an diejenigen Offiziere ergeben, welche der König in seinem Namen dahin geschickt hatte. Sie ahmten hierinn dem Exempel des Herzogs nach, welcher fortfuhr, öffentlich zu sagen, er habe nie an den Unruhen in dieser Provinz Antheil genommen, und es sey eine blosse Verläumdung gewesen, daß man ihn dessen beschuldigt hätte. Baßignak zeichnete sich durch seinen hartnäckigen Ungehorsam aus. Er ließ sich, um unkenntlich zu werden, den Bart abschneiden, und flüchtete sich über Genf nach Sedan.

Da also für die Truppen weiter nichts zu thun war, so nahm das Landgericht seinen Anfang. Der König wartete das Ende desselben nicht ab. Er hatte zu Limoges lange Weile; deswegen verließ er diese Stadt nach einem Aufenthalt von acht Tagen, das ist, in der Mitte des Oktobers, und gieng mit der Post nach Paris ab. Er ließ mich in dieser Provinz zurück mit unbeschränkter Vollmacht, sowol die Truppen abzudanken, als die Criminalprozesse zu beendigen; und dieses hielt mich zehn ganzer Tage ab, ihm zu folgen. Man gieng zu der Quelle der Empörung zurück; man suchte die ersten Anstifter derselben auf, und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß sich nachher niemand mehr regte. Es schien hinreichend, wenn man zehn oder zwölfen von den Rädelsführern die Köpfe abschlagen ließ. Die vornehmsten darunter waren, die Gebrüder von Lüquisses, Edelleute aus Languedok, von welchen ich oben schon ge-

redet habe; und Meirargues, *) ein Anverwandter des Hauses Joyeuse, weil sie den Entwurf gemacht hatten, den Spaniern, der leztere Marseille, und die erstern Narbonne in die Hånde zu spielen. Ohne Zweifel stieg der Haß der Protestanten gegen mich nunmehr auf den hôchsten Grad: Ich konnte nicht anderst, als sie wegen dieser ungerechten Gesinnungen beklagen, welche aber doch nicht allgemein wurden. Indessen wůrde mich die Beystimmung und die Freundschaft des einzigen Theodor Beza auch in diesem Falle trôsten, und mir so viel seyn, als der Beyfall tausend andrer.

Dieser ehrwůrdige Greiß, welcher Prediger zu Genf war, fiel am Ende dieses Jahres in eine Krankheit, da er bereits das sieben und achtzigste

*) Ludwig von Alagon, oder besser von Lagonia, Baron von Meirargues ward zu Paris in dem Kloster St. Germain mit dem spanischen Gesandtschaftssekretair gefangen genommen, und den 19. Dezember enthauptet, sein Kôrper geviertheilt, an die vier vornehmsten Stadtthore angeheftet, und das Haupt nach Marseille gebracht, wo es ebenfalls an einem Spieß auf dem vornehmsten Stadtthore zur Schau ausgestellt wurde. Der Kônig ließ den spanischen Sekretair wieder los, ohne auf die Entscheidung der Frage zu warten, worůber damals heftig gestritten ward, ob es erlaubt sey, einen Gesandten, oder einen andern fremden Geschäftstrager und ihr Gefolge, dem Arm der Gerechtigkeit zu ůberlassen, wenn sie das Vôlkerrecht verletzen. Handsch. der Kôn. Biblioth. 8477. In Absicht auf die Entscheidung dieser Frage, und die Unterredungen, welche Heinrich IV. deswegen mit dem spanischen Gesandten hatte, kann man die Mem. de Nevers. Tom. 2. S. 88. Matthieu, Tom. 2. Liv. 3. S. 689. u. a. Geschichtschreiber nachschlagen.

Jahr erreicht hatte. In *) dem Augenblick der großen Sonnenfinsterniß, welche das gegenwärtige Jahr so merkwürdig gemacht hat, ward seine Krankheit, welche bisher sehr unbeträchtlich gewesen war, so heftig, daß er nur noch wenige Tage lebte, wobey seine Seele gleichwol bis auf den lezten Odemzug ihre ganze Standhaftigkeit in dem ausgemergelten, und beynahe schon erstorbnen Körper behielt. Er ließ sich in seinem Bette aufrichten, um an Gott das inbrünstigste Gebett abzuschicken, und den Umstehenden rührende Ermahnungen zu geben. Hierauf legte er sich wieder nieder, und starb ohne Schmerzen, und aus blosser Erschöpfung der Natur. Er vergaß mich in diesen Augenblicken nicht, und da er mir einigen

*) Sie ereignete sich nach de Thou, den 2. und nach dem Merc. franç. den 3. Oktober um 1. Uhr Nachmittag. Sie dauerte ungefähr zwo Stunden, und eine halbe Stunde lang war die Dunkelheit so stark, als möglich. Le Grain sagt, man würde dritthalbe Stunden lang schwerlich ohne Licht haben lesen und schreiben können. L'Etoile ist so wenig, als der Herzog von Sülly von dem gemeinen Vorurtheil, betreffend die Sonnenfinsternissen, frey: „Es herrschten, sagt er, um diese „Jahrszeit einige seltsame und ganz verschiedene Krank„heiten, und mit dem Unsichtbarwerden der Sonne „wurden viele Leute zugleich unsichtbar, welche man „seither nicht wieder gesehn hat. Die Ruhr war insonderheit denen gefährlich und tödtlich, welche damit „befallen wurden, und zwar zu Paris mehr, als sonst „irgendwo; denn es genasen nur sehr wenige.„ Ao. 1605. Eben dieser Autor meldet, Beza sey den folgenden Tag nach der Sonnenfinsterniß gestorben.

Dank schuldig zu seyn glaubte, für den Besuch, den ich ihm zu Genf gemacht, und für den Dienst, den ich ihm dadurch geleistet, daß ich ihn dem König mit den übrigen Deputierten seiner Stadt vorgestellt hatte; so bat er den Herrn Diodati, mir in seinem Namen das Buch, welches den Titul hatte, Tresor de piété zu überreichen: es war das neue Testament, welches er auf seine eigne Art übersezt, mit Anmerkungen herausgegeben, und diesen die übrigen alten und neuen Uebersetzungen beygefügt hatte, so daß daraus ein vollständiges Werk geworden war. In der Zueignungsschrift, welche sich im Anfange des Buches befand, hatte er seine Gesinnungen gegen mich an den Tag gelegt. Diodati schickte mir das Buch, um diesem lezten Willen des ehrwürdigen Greisen zu entsprechen, im November, nebst einem Schreiben zu, aus welchem ich diese Umstände entlehnt habe.

Ich will die Nachricht von der Reise Sr. Majestät mit zwoen Streitigkeiten beschließen, die ich mit dem Grafen von Soissons und dem Herzog von Epernon hatte. Da der Graf einen Unwillen gegen den König bey seiner Abreise von Paris gefasset hatte, so fand er gut, seine Rache an mir auszulassen. Ich ließ meinen Artilleriezug den geraden Weg nach Limoges nehmen, inzwischen ich, wie ich schon gesagt, nach Chatellerault gieng, um mich mit Sr. Majestät zu unterreden. Hier befahl der Graf seinem Fourier, er sollte die Quartiermeister, welche eben im Begriffe waren, die Wohnung des Königs anzuweisen, begleiten, sich

die für mich bestimmte Wohnung merken, dieselbe für ihn nehmen, und sie ungeachtet alles Widerspruchs bezeichnen. Dieß war leichter zu befehlen, als zu thun. Eben war eine große Anzahl von Edelleuten aus dieser Provinz, welche die Rechtsamen des Gouverneurs eben so gut kannten, als ich, zugegen, da der Fourier des Grafen seinen Befehl vollziehn wollte, und diese hinderten ihn, ohne daß ich ein Wort davon wuste, an seinem Unternehmen. Der Graf von Soissons ermangelte nicht, sich auf der Stelle bey dem König darüber zu beklagen, und um diese Beleidigung zu vergrößern, die, seinem Vorgeben nach, seine Ehre betraf, sezte er noch hinzu, ich habe seine Fouriere prügeln lassen.

Da dem König seine Gemüthsart bekannt war, so erhielt der Graf wenig Genugthuung. Allein er hub einen solchen Lerm an, und behauptete die Thatsache so kühnlich, daß Heinrich sich durch d'Escures bey mir erkundigen ließ, wie es zugegangen sey. Nachdem ich die Sache untersucht hatte, konnte ich ihm nichts anders sagen, als es seyen bey meiner Wohnung mehr als fünfzig Edelleute aus Poitou zugegen gewesen; diese haben alle zugleich die Stimme erhoben, und höchstens dem Fourier des Grafen gedroht, wenn er weiter gehn würde. Der Graf bestand auf seiner Meinung, ich habe ihn beschimpfen wollen, und begehrte von dem König Genugthuung. Allein er fand niemand, der ihm Beyfall gab, und Heinrich uchte ihm auf alle mögliche Art den Ungrund sei-

ner Klage begreiflich zu machen. Er sagte ihm: Neben dem gewöhnlichen Recht eines Gouverneurs, vermöge dessen er in seiner Provinz nur dem König zu weichen schuldig ist, könne ich noch überdas als Generalfeldzeugmeister fodern, daß man mir unmittelbar nach dem König meine Wohnung anweise, wenn Se. Majestät dem Feldzuge beywohne: Da ich ferner meine Wohnung in diesem ganzen ersten Quartier, welches dem Generalfeldzeugmeister zu Befehl steht, nehmen konnte, so hatte um so viel weniger jemand das Recht, eine Wohnung anderst, als mit meiner Bewilligung hier anzusprechen, oder sich anweisen zu lassen: Da endlich die Quartiermeister Sr. Majestät mein Quartier mit demjenigen Zeichen bemerkt hätten, welches an die Wohnung des Königs geschrieben wird, nämlich mit den Worten: In die Hand des Königs; so hätte der Fourier des Grafen aus Ehrfurcht dasselbe vorbeygehn sollen.

Keiner von diesen Gründen gefiel dem Grafen, und Heinrich mußte auf ein Mittel denken, das im Stande wäre, uns beyde zu befriedigen. Es war folgendes: Ich sollte, wenn ich nach Gewohnheit kommen würde, Sr. Majestät die Hand zu küssen, nachher das gleiche bey dem Grafen thun, und ihm aus blosser Höflichkeit meine Wohnung anbieten; der Graf sollte diese Höflichkeit mit einer andern erwiedern, und mein Anerbieten ausschlagen. Dieß alles geschah, aber nur von meiner Seite. Der Graf bediente sich einer niedrigen List, welcher er sich in der Folge auf eine noch

niedrigere Art rühmte: Er ließ mich alles sagen, ohne zu antworten, und nahm von meiner Wohnung Besitz, weil ich mein Anerbieten mit Anstand nicht zurücknehmen konnte. Aber seine Freude, und die Spöttereyen, womit er dieselbe würzte, dauerten nicht länger, als bis den folgenden Tag.

Da er durch die Strasse gieng, in welcher ich meine Wohnung genommen hatte, nur von zween Edelleuten begleitet, indem er dem König auf die Jagd folgen wollte, so fand er die Strasse mit ein paar hundert Edelleuten angefüllt, die mich ebenfalls zu Pferd erwarteten; und sobald sie ihn kommen sahn, ihm zum Possen sich zusammendrängten, und den Durchgang so ganz versperrten, daß sein Stallmeister nicht im Stande war, ihm denselben zu öfnen. Er mochte lange rufen: Platz, meine Herren! Platz für den Herrn Grafen! — Sie stellten sich, als ob sie nichts hörten, und erhuben ein noch stärkeres Geräusch: einige jedoch, die sich der gestrigen Begebenheit erinnerten, sagten halblaut: man stosse den Gouverneur einer Provinz nicht aus seiner Wohnung, in eben derjenigen Provinz, wo er Sr. Majestät Stelle vertrette. Der Graf mußte mehr, als eine Viertelstunde warten, ehe der Weg offen war; und er hatte noch den Verdruß, daß kein einziger von diesen Edelleuten den Hut vor ihm abzog. Dieß verursachte neue Klagen bey dem König, der ihm aber dießmal sagte: er könne weiter nichts thun, als böse darüber werden: er werde ihm zu Gefallen nicht unnütze Nachforschungen unter vier bis

fünfhundert Edelleuten anstellen, von denen er keinen einzigen nennen könnte, und die überdas geglaubt hätten, sie seyen berechtigt, an ihm Rache für einen Streich zu nehmen, wodurch sie sich alle beleidigt gehalten hätten.

Der Graf fand niemanden, der an seinem Zorne Theil nahm, als den Herzog von Epernon, weil derselbe gerade damals auch heftig über mich erzörnet war. Den Anlas hierzu gab folgendes: Da die Einwohner von Rochelle bemerkten, daß der König nicht sehr weit von ihrer Stadt vorbeyreiste, so schickten sie eine Deputation von allen ihren angesehensten Bürgern an ihn ab, um ihn ihres Dankes und ihres Gehorsams zu versichern. Der König befahl mir, sie zur Audienz vorzuführen, weil sie sich an mich gewandt hatten, und sie erhielten dieselbe in Beyseyn des ganzen Hofs. Sie sagten, sie seyen gekommen, um Se. Majestät zu bitten, daß Sie nicht so nahe bey ihrer Stadt vorbeygehn möchten, ohne ihnen die Ehre zu erweisen, hineinzugehn. Sie versicherten ihn, wenn er gleich sich an der Spitze einer aus Catholiken bestehenden Armee befinde, so würde er doch deswegen nicht mit geringerer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit aufgenommen werden, als ehmals, wenn er an der Spitze von reformierten Truppen gekommen wäre; und wenn ihre Thore nicht weit genug seyen, so wollten sie dreyhundert Klafter von ihren Mauern niederreissen, die seine Freygebigkeit ihnen täglich Mittel geben würde, wieder aufzubauen. Sie überreichten ihm die Schlüssel

mit einer so natürlichen und aufrichtigen Bezeugung ihrer Freude, daß der König bis zu Thränen gerührt ward, sie dreymal umarmte, und sie, nachdem er sich mit ihnen vertraulich von den alten Zeiten unterredet hatte, mit einer sehr reitzenden Herzensergiessung versicherte, sie könnten sich darauf verlassen, daß sie an ihm einen König hätten, der ihre Freyheiten beschützen, und ein eifriger Vertheidiger aller ihrer Vorrechte seyn würde.

Als ich nach Beendigung dieser Ceremonie weggieng, traf ich den Herzog von Epernon an, der zum König gehn wollte, und beantwortete, ohne an irgend etwas zu denken, die Frage, die er in Betref dessen, was vorgefallen war, an mich that. Ich erstaunte nicht wenig, da ich ihn bey dieser Erzählung eine zornige und verdrießliche Mine annehmen sah, und ihn nachher trotzig fragen hörte, ob ich etwa denke, Rochelle liege in meinem Gouvernement, und unter welchem Titel ich mirs angemasset hätte, dem König die Deputierten dieser Stadt vorzustellen? Ich habe niemals in der Meinung gestanden, daß es eine Erniedrigung sey, seinen Freunden eine Erklärung zu geben. Ich versezte also, ich habe es als ein alter Freund der Stadt, und auf Befehl Sr. Majestät gethan. Er erwiederte mit der gleichen Hitze: Da Rochelle in seinem Gouverneurspatent begriffen sey, so haben der König, die Einwohner von Rochelle und ich alle gleich unrecht gehandelt. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, ich glaube, die Bürger von Rochelle wer-

den seine Foderung seltsam finden; übrigens aber hätte er bey ihnen, oder vielmehr bey dem König, keineswegs bey mir eine Erklärung suchen sollen, weil ich nur auf Befehl Sr. Majestät und ohne einige Absicht, irgend jemandes Rechtsamen nahe zu tretten, gehandelt hätte.

Nach diesen Worten verließ ich ihn ganz kalt, worauf er zu dem König gieng, um sich dort zu beschweren. Allein er verließ denselben mit noch weniger Zufriedenheit, und wußte sich nun nicht anderst zu helfen, als daß er mit dem Grafen ihr gemeinschaftliches Leid beklagte. Die Nachrichten, die ich von allem dem ehrrührigen erhielt, was sie zusammen über mich sagten, bewegten mich in einer Streitigkeit, welche während dem Aufenthalt des Königs zu Limoges zwischen Epernon und Ornano vorfiel, die Parthey des leztern zu nehmen. Hierüber ward Epernon noch zorniger, und ein dritter Vorfall brachte ihn vollends gegen mich in den Harnisch. Er foderte zu seinem Profit von mir eine Anweisung wegen der Bezahlung des Commisbrodts, welches die Städte und großen Fleken den von ihm angeworbnen Soldaten hergeben mußten. Ich glaubte ihm dieselbe nicht geben zu dürfen, ohne mit dem König darüber zu reden, der es mir verbat, dieselbe auszufertigen, weil er so gut als ich, wußte, daß dieses Geld in Epernons Beutel bleiben würde, statt unter diejenigen vertheilt zu werden, denen es gehörte. Dieß war die Klippe, an welcher jene Aussöhnung, jene Verbindungen und Schwüre schei-

terten, welche im Stande waren, dem König Verdacht einzuflößen.

Nach meiner Rückkunft von Limoges gab ich dem König Rechenschaft von dem Gebrauche der Gewalt, die er mir anvertraut hatte. Die Unterredung, die ich mit ihm hatte, dauerte noch länger, als die, welche ich bey meiner Rückkehr von Chatellerault mit ihm hielt, und betraf die gleichen politischen Gegenstände und Streitigkeiten an seinem Hof. Ich fand ihn wieder zu Fontainebleau, wo er das Ende des Oktobers und die Hälfte des Novembers zubrachte. Die Königin war auch dahin gegangen, und der König und sie trafen einander beym Eingang in den Hof, sie in ihrer Sänfte und er auf einem Postpferde, an. Er verlor hier seinen ersten Leibarzt Lariviere, den er sehr bedauerte. Die Stelle desselben erhielt dû Laurens,*) der bereits erster Leibarzt der Königin war, welcher er nunmehr einen andern geben mußte. Ich blieb nicht lange zu Fontainebleau, weil eine Menge von Geschäften zu Paris meiner wartete,

*) Andreas dû Laurens war der vierte Leibarzt, den Heinrich seit seiner Thronbesteigung hatte; und da er ebenfalls vier Jahre nachher starb, so war Petit, ein Arzt von Gien, der sein Nachfolger war, der fünfte. Da man den Herzog von Süllÿ bat, er sollte die Stelle des dû Laurens einem der ordentlichen Leibärzte des Königs, Namens Türquet, der aber ein Protestante war, verschaffen; so versezte er: „Ich habe einen Eid geschwo„ren, daß ich dem König weder einen Arzt, noch ei„nen Koch empfehlen wolle.„

weswegen der König mich auch daselbst ließ, ohne mich eine geraume Zeit zu sich zu fodern.

Ich habe meinen Lesern nur von einem Theil der Angelegenheiten Nachricht gegeben, die mir die Königin Margaretha zu Cercote entdeckte. Da sie gesinnet war, ihr Schloß Usson zu verlassen, und ihre Wohnung zu Paris aufzuschlagen, so wollte sie mich über diesen Schritt zu Rathe ziehen, und wissen, ob sie bey Hof willkommen seyn würde, wohin sie nothwendig gehn mußte, um zu zeigen, daß sie nichts ohne Einwilligung des Königs thäte. Ich versicherte sie, sie würde von Ihro Majestäten sehr gut aufgenommen werden; denn ihre Gesinnungen gegen sie waren mir genau bekannt. Doch war ihr eine blosse Versicherung nicht genug; sie begehrte zu ihrer Sicherheit mein Ehrenwort, das ich ihr ohne Bedenken gab. Sie versprach mir hinwiederum, in allen Sachen meinem Rathe zu folgen, so daß ich ihr nie einen Vorwurf machen, oder ihrentwegen etwas leiden müßte. Nach diesen gegenseitigen Versprechungen giengen wir aus einander: Ich reiste nach Chatellerault, und Margaretha gieng nach dem Schlosse Madrid ab, wo sie ihre Einkehr nehmen mußte.

Neben dem, daß der König das Begehren dieser Prinzeßin zu erfüllen wünschte, (und sie verdiente es, daß man sich Mühe deswegen gab) hatte er noch einen andern Beweggrund, ihren Wunsch, *)

---

*) Sie hatte sich beynahe zwanzig Jahre in diesem Schloß aufgehalten. Als sie von Agen in bloßer bürgerlicher

das Schloß Usson zu verlassen, zu begünstigen, nämlich die Begierde, sich selbst in den Besitz dieses alten Schlosses zu setzen, welches einst, wegen seiner Lage in einem sehr verdächtigen Lande, die Zuflucht der Aufrührer werden konnte, wie das Schloß Carlat es gewesen war, und es, wie dieses leztere, zu zerstören, woferne man nicht fände, daß es werth wäre, erhalten zu werden. Der König hatte mir deswegen, nach dem Margaretha abgereist war, befohlen, einen Sachverständigen und getreuen Abgeordneten dahin zusenden, und durch denselben den gegenwärtigen Zustand dieses Schlosses genau untersuchen zu lassen, jedoch ohne daß derselbe sichs sollte merken lassen, daß er in dieser Absicht gekommen sey. Allein la Varenne, der vor wenigen Tagen von einem Besuch bey dieser Prinzeßin zurückgekommen war, meldete dem König, es würde ihr wehe thun, wenn Usson, wenigstens so bald nach ihrem Abzug, zerstört werden sollte. Heinrich befahl mir deswegen, und ließ mir diesen Befehl durch Villeroi überschicken, ich sollte die Abreise des Commissars so lange verschieben, bis er die Königin Margaretha gesehn hätte. Dieser Gegenbefehl wäre jedoch zu späte ge-

---

Kleidung entfloh, auf welcher Flucht der Herr von Lignerat sie hinten aufs Pferd nahm, so blieb sie zu Carlat, einem Schlosse, das einem Edelmann, Namens Martas, zugehörte. Der Marquis von Canillak führte sie mit Gewalt von hier weg, und sperrte sie in das Schloß Usson ein, wo ihr der Aufenthalt so wol gefiel, daß sie beständig hier blieb, ungeachtet es in ihrer Macht stand, diesen Ort zu verlassen.

kommen, wenn nicht zum Glück der Mann, auf welchen ich die Augen geworfen, und welcher einer der beßten Ingenieurs in dem ganzen Artilleriecorps war, von einer Krankheit wäre befallen worden, die ihn nöthigte, seine Reise um einige Tage zu verzögern.

Die Ankunft der Königin Margaretha und die günstige Aufnahme, die Heinrich, wie jedermann wußte, ihr zugedacht hatte, veranlaseten einige von den unbesonnenen Reden, die aus einer pöbelhaften Denkensart entspringen. Da dieselben am leichtesten dadurch unterdrückt werden, wenn man nicht Achtung darauf giebt; so änderte der König an der ehrenvollen und ausgezeichneten Art, mit welcher er entschlossen war sie zu empfangen, durchaus nichts. Er ließ sie in seinem Namen von dem Herrn von Vendome und Roquelaure besuchen, sobald er wußte, daß sie zu Paris angekommen war, bis er es selbst thun könnte; denn er befand sich noch zu Monceaux, allein er verreiste sogleich. Auch die Königin ließ dieser Prinzeßin durch den Herrn von Chateauvieux die gleiche Höflichkeit erwiesen. Den 26. Julius stattete der König in eigner Person in dem Wald von Boulogne, *)

---

*) Als sie diesen Ort verließ, nahm sie ihre Wohnung in dem Hotel de Sens, nahe beym Ave Maria: Hierauf miethete sie ein Hotel in der Vorstadt St. Germain, dem Louvre gegenüber, wo sie bis an ihren Tod blieb. Diese Prinzeßin ist von den Pasquillenschreibern ihrer Zeit so sehr mißhandelt worden, daß man Sülly wegen der Lobsprüche, die er ihr in seinen Denkwürdigkeiten allent-

wo sie ihre Wohnung genommen hatte, denn sie war zu Paris nur durchgereist, einen Besuch bey der Königin Margaretha ab: er verreiste Abends um sieben Uhr, und kam um zehn Uhr wieder zu-

---

halben ertheilt, der Partheylichkeit beschuldigen könnte, wenn sein Zeugniß nicht von unsern besten Geschichtschreibern bestätigt würde. Der Autor der Histoire de la mere & du fils sagt aus den Schriften derselben folgendes von ihr. „Die Niedrigkeit ihrer Umstände ward durch „die Güte und die königlichen Tugenden, die in ihrer „Seele wohnten, so sehr emporgehoben, daß man sie „deswegen nicht verachtete. Als die wahre Erbin des „Hauses Valois, machte sie niemandem ein Geschenke, „ohne sich zu entschuldigen, daß sie so wenig gebe. Sie „war die Zuflucht der Gelehrten, hörte sie gerne reden; „ihre Tafel war immer von denselben umgeben, und „sie lernte in dem Umgang mit ihnen so vieles, daß „sie besser, als kein Frauenzimmer ihrer Zeit redete, „und in einem bessern Stile schrieb, als es die Gewohn„heit ihres Geschlechtes mit sich bringt. Und endlich „da die Gutthätigkeit die Königin aller Tugenden ist; „so bekrönte diese grosse Königin die ihrigen mit eben „dieser Tugend, indem sie unter alle Nothleidenden so „reichliche Allmosen austheilen ließ, daß kein Kloster zu „Paris war, welches ihre Gütigkeit nicht empfunden, „und kein Armer zu ihr seine Zuflucht nahm, ohne von „ihr unterstützt zu werden. Deswegen belohnte auch „Gott nach seiner Barmherzigkeit diejenige Tugend mit „Wucher, die sie an den Seinigen ausübte, indem er „ihr die Gnade eines so christlichen Todes erwies u. s. w.„ „Tom. I. S. 326. Dies ist wol im Stand, einige Fehler menschlicher Gebrechlichkeit zu veraüten, worauf alle Vorwürfe zuletzt hinauskommen, die man dieser Prinzeßin macht. Wenn man übrigens neugierig ist, alles das zu lesen, was für und wider diese Sache ist geschrieben worden; so kann man de Thou, Duplaix, Mezerai,

rück. Alles dieß geschah mit gleicher Zufriedenheit für beyde Theile: der König redete mit ihr von dem Schloß Ußon, und sie gab ihre Einwilligung zu dem, was er von ihr foderte; ja für alles, was man in dieser Sache that, begehrte man erst ihre Genehmigung. Den 28ten des gleichen Monats stattete sie zu Paris einen Gegenbesuch bey der Königin ab, den sie erwartet hatte, und sie im

Louvre

---

den P. Daniel, l'éloge des Dames illustres des P. Hilarim de Coste, Baßompierre, den Dictionnaire de Mr. Bayle article Usson, und eine unendliche Menge andrer Schriften zu Rathe ziehn. (Gleichwol wenn alles wahr ist, was ihre Feinde sagten, und ihre Vertheidiger sich nicht zu läugnen getrauten; so muß man entweder eine sehr lockere Moral, oder ein wenig zu viel christliche Liebe haben, um ihre Fehler bloß menschliche Gebrechlichkeiten zu nennen. Ich wenigstens würde dem den Vorwurf der Lieblosigkeit nicht machen, der ihr Leben ungebunden, und ihr Betragen bisweilen schamlos nennen würde. Der Uebers. Sie starb den 27. März 1615. in ihrem Hotel in der Vorstadt St. Germain, welches seither niedergerissen ward. Ihre Begräbniß ist in der Kirche der reformierten Augustiner zu finden, welche nachher die kleinen Augustiner hiessen, und deren Kloster sie gestiftet hatte. „Sie ward sehr bedauert, sagen „die Mem. de la rêgence de Marie de Medicis: sie „war eine Prinzeßin, die das beßte Herz, und die besten Gesinnungen für das Wohl und die Ruhe des Staats „hegte, und die niemandem schadete, als sich selbst.„ Diese wenigen Worte geben uns, wie ich glaube, den rechten Begrif an die Hand, den man sich von dem Charakter dieser Prinzeßin machen muß, und stimmt so ziemlich mit demjenigen überein, was der Herzog von Sülly hierüber gesagt hat.

Louvre empfieng. Hierauf nahm Margaretha den 4. August den Weg St. Germain, um bey dem Dauphin die gleiche Pflicht zu erstatten, und blieb mit Jhro Majestäten vier oder fünf Tage daselbst, indem Heinrich kein grösseres Vergnügen kannte, als seine Kinder zu sehn, welches man aus seinen öftern Reisen nach St. Germain deutlich genug siehet. Endlich gieng sie den 11ten nach dem Wald von Boulogne zurück, voll Freude über die gütige Aufnahme, die ihr von beyden Majestäten wiederfahren war.

Den Befehlen zufolge, die Margaretha ihren zu Ußon zurückgebliebnen Bedienten ertheilet hatte, fand Barenton, den Se. Majestät zur Besichtigung des Schlosses abgeschickt, nicht nur keinen Widerstand, sondern er ward gleich bey seiner Ankunft in den Besitz desselben gesezt. Er brachte sein Befinden zu Papier, und überreichte es dem König, welcher bey seinem ersten Entschluß, dasselbe zerstören zu lassen, blieb, und mir deswegen Befahl, einen Jngenieur oder Artilleriecommissar sobald möglich dahin zu senden, um diesen Entschluß ins Werk zu setzen. Jch bekam ebenfalls den Auftrag von ihm, der Königin Margaretha für die Bereitwilligkeit zu danken, mit welcher sie dieses Opfer gebracht hatte, und alle die Munition, die sich zu Ußon vorfinden würde, und die die Königin Margaretha zur Bezahlung der Besatzung bestimmt hatte, die sie daselbst unterhielt, für baares Geld zu verkaufen, woferne dieselbe diesen Kriegs- und Mundvorrath nicht lieber sei-

nen Truppen in der Natur überlassen wollte.

Ich werde die Denkwürdigkeiten dieses Jahrs mit einem Artickel beschliessen, weßwegen ich mir den Beyfall und den Dank der gutgeschafnen und gefühlvollen Herzen im Voraus gewiß versprechen darf. In allen beträchtlichen Städten des Königreichs und besonders in denjenigen, wo Arsenale und Akademien waren, hielt man auch für den jungen Adel eine Schule für alle Arten von sowol kriegrischen, als zur blossen Fertigkeit und Gewandtheit des Körpers dienenden, Spielen und Uebungen, und nirgends trieb man dieselben mit grösserm Eifer, als zu Paris, wo die, zu diesen Uebungen bestimmten Höfe des Arsenals, fast zu allen Stunden des Tages angefüllet waren. Ich bin über diesen Punkt immer mit dem König einstimmig gewesen, daß es nicht nur für die Kriegszucht und die übrigen militarischen Tugenden, sondern auch für den Adel der Gesinnungen, und die Erhabenheit des Herzens, die einer Nation den Vorzug über alle andern verschaffen, kein festeres Fundament gebe. Ich wohnte daher denselben bey, so oft ich einen Augenblick von meinen Geschäften erübrigen konnte, und zwar sowol aus Geschmack, als weil ich glaubte, daß meine Gegenwart fähig seyn würde, die Nacheiferung zu erwecken.

An einem Nachmittag während des Caraevals, welches die bequemste Zeit für diese Spiele ist, hatte ich mein Cabinet verlassen, um mich der ganzen versammelten Jugend zu zeigen. Ich kam

sehr zu rechter Zeit, um die Folgen von zwoen Zänkereyen zu verhüten, die jene falsche Ehre, zu deren Sklave man sich so thörichter Weise in Frankreich gemacht hat, bald auf eine traurige Art geendet hätte. Sie waren so, wie die meisten dieser Zänkereyen, aus welchen man so blutige Folgen entstehen sieht, über ein Nichts entstanden: allein der König, fast schäme ich mich, es zu sagen, hielt so wenig strenge auf die Beobachtung der Edikte, die bereits einige von seinen Vorfahren gegen den unmenschlichen Gebrauch des Zweykampfs gegeben hatten, daß man täglich eine Menge Blutes über die nichtswürdigsten Sachen vergiessen sah.

Ich hielt es für meine Pflicht, diesen jungen Leuten, die sich um mich her versammelten, den Irrthum zu zeigen, in welchem sie in Absicht auf die wahre Dapferkeit standen. Nur an den zum Kriege bestimmten Oertern, sagte ich ihnen, und in den Gefechten, in die man zum Beßten seines Vaterlandes sich einläßt, ist es dem Muth erlaubt, sich zu zeigen. Der Muth, welcher gegen Freunde, oder Landesleute, allen natürlichen, göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider, sich wafnet, ist nichts anders als viehische Wuth, Unsinn und wahre Schwachheit. Ich sah, daß die Moral, die ich predigte, jungen, durch ihr feuriges Geblüt und ihr Alter erhitzten, Köpfen sehr fremde war. Einer von ihnen, welcher sich vermuthlich bey seinen Cameraden den Ruhm der Geschicklichkeit und Unerschrockenheit erwerben wollte, nahm

das Wort, und erwiederte mir folgendes: die Zweykämpfe seyen dadurch, daß die Fürsten sie zu allen Zeiten erlaubt, und sogar in ihren Schutz genommen hätten, zur Gewohnheit geworden, welche nunmehr so gut, als ein Gesetz wäre.

Ich begnügte mich für dießmal, dem Jüngling zu zeigen, daß sein Schluß sich auf falsche und irrige Vordersätze gründe, und alle fernere Thätlichkeiten zu verhüten. Allein als ich wieder auf mein Zimmer gegangen war, und mich hier ganz meinem Nachdenken über die Seltsamkeit eines bey den gesittetsten, und zugleich dapfersten Nationen unbekannten Gebrauchs überließ; so entstand daraus, als ich diese Gedanken zu Papier brachte, eine Art von Abhandlung, die ich dem König zeigen zu müssen glaubte.

Es ist gewiß, daß die Zweykämpfe in Frankreich, und sogar in Europa sehr alt sind, aber auch nur in denjenigen Theil von Europa, wo die Ueberschwemmung der Barbaren, welches der Zeitraum ist, aus welchem diese verabscheuungswürdige Gewohnheit sich herschreibt, zugleich die verächtliche Quelle derselben entdeckt, und wenn die Geschichte der entferntesten Zeiten, wie z. E. Kaiser Otto I. und die Ehescheidung des Lotharius uns Beyspiele davon an die Hand giebt; so kann man diesen Einwurf mit eben so alten, sowol kirchlichen, z. E. von dem Concilium, zu Valence im Jahr 855, als weltlichen Verbotten widerlegen. Wir haben in Frankreich eine sehr alte königliche Verordnung, die den Zweykampf in allen Civilhändeln untersagt,

und ihn bloß in Criminalfällen, namentlich in folgenden fünfen erlaubt — Beleidigung der Majestät, Nothzwang, Mordbrennerey, Meuchelmord und nächtlichem Einbruch *). Ludwig der heilige nahm in der Folge alle Ausnahmen weg, und da sein Enkel, Philipp der schöne, im Jahr 1303. denselben bey Beschuldigungen eines Staatsverbrechens, des Nothzwangs und der Mordbrennerey, welches die einzigen Ausnahmen von dem Gesetz waren, die er gestattete, aufs neue zu erlauben schien; so that er es doch einzig aus dem zugleich lobens- und tadelnswürdigen Beweggrund, diesen mördrischen Gebrauch, welcher zu seinen Zeiten neue Stärke bekommen hatte, dadurch auf eine weniger fühlbare Art abzuschaffen, daß er ihn nur in seltenen Fällen erlaubte, die in einem Gesetz ausdrücklich genannt waren. Dieses sieht man deutlich daraus, weil er jedermann ohne Ausnahm verbot, den Zweykampf durch Annahme dessen,

---

*) Man kann über diese Edikte Ludwigs des heiligen und Philipp des schönen, über den Ursprung, die Gestalt der Zweykämpfe, und überhaupt über diese ganze Materie die Schriftsteller zu Rathe ziehn, welche dieselbe gründlich behandelt haben: z. B. Paul von Montboucher, Herr von la Rivaudiere, in seinem Traité des ceremonies & Ordonnances appartenantes à gages de batailles & combat en camp clos. 1608. Johann Savaron, Herr von Villars in seinem Traité contre les duels, avec l'édit de Philippe le Bel 1610. Brantome in dem 10. Bande seiner Memoires, über die Zweykämpfe, d'Audiguier, du Pleix, Rüauld, Basnage, nebst verschiednen Italienern.

was man das Unterpfand des Zweykampfs (gage de bataille) nannte, zu gestatten, und weil er dieß Recht nur auf seine Person einschränkte.

Es braucht weiter nichts, als eine blosse Erzählung der Gebräuche und Formalitäten, welche man bey den alten Zweykämpfen beobachten sah, um aus dem Unterscheid zwischen diesen und denjenigen, welche heut zu Tage gebräuchlich sind, es desto fühlbarer zu machen, daß sich in eine Sache, die selbst in ihrem Entstehn gesetzwidrig war, so viele andre Mißbräuche eingeschlichen haben, daß man nicht mehr weiß, welchen Namen man ihr geben soll.

Erstlich konnte niemand, von welcher Art die Beleidigung auch immer war, eigenmächtig, und, so wie es heut zu Tage geschieht, bey einer plötzlichen Anwandlung von Laune oder Zorn, und noch weniger aus blosser prahlerischer Herzhaftigkeit, Rache suchen, welches, nach meiner Ueberzeugung, den gesellschaftlichen Gesetzen so schlechterdings zuwider ist, als man sichs nur denken kann. Sie hatten eigne dazu bestimmte Richter, wo derjenige, welcher sich an seiner Ehre angegriffen glaubte, seine Klage vorbrachte, und um die Erlaubniß bat, durch die Waffen zu beweisen, daß er seinen Gegner nicht als ein Verläumder anklage: es scheint also, man habe sich geschämt, nur um des Blutvergiessens willen den Anlaas zum Blutvergiessen zu suchen. Dieser Richter, welcher meistens der Herr des Orts war, ließ den Angeklagten sogleich vorfodern, und gestattete

diesen Beweis durch die Waffen, wozu man einander dadurch auffoderte, daß man einen Handschuh oder irgend ein anders Pfand auf die Erde warf, nur dannzumal, wann er durch kein anders Mittel von dem Verbrechen oder der Unschuld des Beklagten Gewißheit erlangen konnte.

Wann das Pfand war angenommen worden, so verschob der Richter die Entscheidung der Streitfrage bis nach Verfluß zweener Monate, und die beyden Gegner wurden während des erstern jeder einigen seiner Freunde übergeben, wobey diese für ihre Stellung Bürge seyn mußten. Diese trachteten, durch alle möglichen Mittel den Schuldigen zu entdecken, und ihm begreiflich zu machen, wie ungerecht es sey, eine Lüge zu behaupten, von welcher er nichts, als den Verlust seines guten Namens, seiner Seele und seines Lebens erwarten könne. Denn sie glaubten es mit der festesten Ueberzeugung, daß der Himmel immer der guten Sache den Sieg verleihe, und hierdurch ward die Handlung des Zweykampfs eine Sache, woran der Mensch weiter keinen Antheil hatte. Nach Verfluß der zween Monate warf man beyde Gegner ins Gefängniß, allein hier fielen sie den Geistlichen in die Hände, welche durch alle mögliche Mittel sie von ihrem Vorhaben abzubringen trachteten. Wenn sie, alles dessen ungeachtet dabey blieben; so bestimmte man endlich einen Tag, wo sie ihren Streit entscheiden mußten.

Wann dieser Tag erschienen war, so führte man die beyden Kämpfer des Morgens nüchtern vor

den gleichen Richter, der sie noch einmal beyde eidlich versichern ließ, daß sie die Wahrheit sagten; worauf sie zu essen bekamen, und in seiner Gegenwart die Rüstung anlegten, die Beschaffenheit der Waffen war schon vorher bestimmt worden. Alsdann liessen vier Pathen, welche mit ähnlichen Feyerlichkeiten gewählt wurden, sie entkleiden, ihnen den ganzen Leib mit Oel bestreichen, auch den Bart und die Haare rund abschneiden. Hierauf führte man sie in ein beschlossenes und von bewafneten Leuten bewachtes Feld, nachdem man sie zum leztenmal an ihre Aussagen und Beschuldigungen erinnert hatte, um zu sehn, ob sie dabey blieben, und ob sie nichts darinn ändern wollten. Auch jezt verließ man sie noch nicht: die Pathen stellten sich an die beyden Enden des Feldes zu ihnen einer andern Ceremonie wegen, welche allein schon fähig war, ihnen die Waffen aus den Händen fallen zu machen, besonders wenn sie vorher in irgend einer freundschaftlichen Verbindung gestanden hatten: sie liessen nämlich beyde Gegner hier vor einander niederknien; Hierauf faßten diese sich bey den Händen, schlangen die Finger in einander, foderten jeder von seinem Gegner Gerechtigkeit, beschworen einander, keine Unwahrheit zu behaupten, betheuerten, daß sie mit der größten Redlichkeit zu Werke gehn, und leisteten gegenseitig einen Eid, daß sie den Sieg weder durch Betrug, noch durch Zauberey suchen wollten. Die Pathen besichtigten ihre Waffen, Stück für Stück, um zu sehn, ob nichts

daran mangle, führten sie wieder an beyde Ende des Platzes, und liessen sie kniend betten und ihre Beichte ablegen. Endlich, nachdem sie dieselben gefragt, ob sie ihrem Gegner nichts sagen lassen wollten, erlaubten sie ihnen, handgemein zu werden, welches nach dem von einem Herold gegebnen Loszeichen geschah, der von den Schranken herunter dreymal rufte: Laßt die Guten Kämpfer gehn! Freylich fand alsdann kein Quartier mehr Statt, und der Ueberwundne ward, lebendig oder todt, ohne Verschonen der ehrlosen Strafe eines Verbrechers überlassen. Man schleifte ihn im blossen Hemde auf den Gerichtsplatz, wo er aufgehangen oder verbrannt wurde: da hingegen der andre mit den größten Ehrenbezeugungen und im Triumph nach Hause kehrte, und ein schriftliches Zeugniß erhielt, welches ihn für den Sieger erklärte, und ihm sonst auf alle Weise Genugthuung gab.

Es findet sich freylich in dieser ganzen Ceremonie etwas Seltsames und Lächerliches; allein wenigstens ward doch die Stimme der Religion, der Klugheit, und des obrigkeitlichen Ansehens gehört, da hingegen das Betragen zweener Stutzer, welche heimlich auf das Feld hinaus eilen, um ihre von einem, dem Instinkt der Raubthiere ganz ähnlichen, Trieb geleiteten Hände mit Blute zu beflecken, schlechterdings unsinnig ist. Wenn man mit der gleichen Kaltblütigkeit dabey zu Werke gehn würde, wie ehemals, kann man wol glauben, daß es nur den hundertsten Theil so

viel Zweykämpfe gäbe, als heut zu Tage vorfallen? Allein man fand gut, die Ueberlegung von der ernsthaftesten Handlung in der Welt ganz zu verbannen: die einen unternehmen sie blindlings, andre wünschen sich Glück, daß sie zur Zerstörung ihrer Mitmenschen gebohren sind, rufen das niedrige Handwerk der alten Fechter aufs neue hervor, und sind in der That theils verächtlicher, und theils furchtbarer, als diejenigen, die ehmals diesen Namen führten.

Die Gebräuche, die man in Deutschland bey den Zweykämpfen beobachtet, sind im Wesentlichen von den Französischen, die ich angeführt habe, und die auch in England und in Spanien angenommen worden, nicht verschieden; nur ward der, der sich einer blossen Wunde wegen an seinen Gegner ergab, für ehrlos gehalten; er durfte weder den Bart abscheeren, noch Aemter bekleiden, noch die Waffen führen, noch ein Pferd besteigen; hingegen ward derjenige, welcher sich bey einer muthigen Vertheidigung hatte töden lassen, mit vielen Ehrenbezeugungen begraben. Ein andrer Umstand, welcher vermuthlich die Absicht hatte, zu hindern, daß die Zweykämpfe in Deutschland nicht zur Gewohnheit würden, war dieser, daß es nur drey Oerter gab, wo man sich schlagen konnte; Würzburg in Franken, Uspach und Halle in Schwaben.

Ich konnte die Rückkehr des Königs nach Paris nicht abwarten, um ihm diesen Aufsatz, dessen Innhalt ich hier angeführt habe, zu zeigen, ihm

von den Vorfällen, die mir Anlas dazu gaben, Nachricht zu ertheilen, und ihn zu bitten, daß er einem Uebel steuern möchte, welches durch seine Nachsicht von Tag zu Tag ansteckender ward. Ich bat ihn, in dem Brief, den ich ihm hierüber schrieb, dem Rath seine Aufmerksamkeit zu gönnen, den ich ihm zu geben mich unterfange, nämlich die Edickte gegen den Zweykampf zu erneuern, die darauf gesezte Strafe beträchtlich zu vermehren, und strenge darauf zu halten; überdas zu verbieten, daß man für ein Schimpfwort oder eine Beleidigung anderst, als gerichtlich, Rache nehmen sollte; aber dann auch dafür zu sorgen, daß die Genugthuung, die man dafür erlangen würde, so schnell und so befriedigend seyn möchte, daß der Kläger beruhigt, und der angreifende Theil genöthigt werde, seinen Fehler zu bereuen; und endlich diese neue Verordnung im Anfang eines jeden Jahres in dem Hof des Louvre, des Palais, des Arsenals und an den besuchtesten Oertern anschlagen zu lassen. *) Ich stellte dem König vor, es sey gewiß, daß ein so unwidersprechlicher Ruhm von persönlicher Dapferkeit, wie der Seinige sey, im Stande wäre, den

---

*) Wenn man alles das mit Aufmerksamkeit liest, was der Cardinal von Richelieu in seinem Testament politique Sect. 2. Chap. 3. Part. 1. die den Titel führt, des Moyens d'Arrêter les Duels, über diese Materie sagt, so wird man ohne Zweifel gestehn, daß dieser große Minister alle seine Gedanken aus dieser Stelle unsrer Denkwürdigkeiten, und aus allen andern, wo vom Zweykampf die Rede ist, geschöpft zu haben scheine.

Befehlen, die er gegen den Zweykampf geben würde, doppelt so viel Nachdruck zu geben, als der Wille eines Monarchen sonst hätte. Allein es war nicht der Wille des Herrn der Könige, daß dieser schädliche Gebrauch unter der Regierung Heinrichs des Großen abgestellet würde.

Man kann freylich, ohne diesen Prinzen dadurch rechtfertigen zu wollen, sagen, daß seine Nachsicht gegen die Zweykämpfe bey ihm aus der Gewohnheit, ohne Bewegung Blut vergießen zu sehn, herkam, die er in seinen langen Kriegen angenommen hatte; und daß er übrigens in Absicht auf sein eigen Leben eben so gleichgültig war. Der Gedanke an den Tod machte immer nur wenigen Eindruck auf ihn; allein er verbarg dieses vor sich selbst gar christlich unter dem Namen der Ergebung in den Willen Gottes. Ich erhielt um diese Zeit von Rom Nachricht von einer Verschwörung gegen sein Leben, die ich für meine Pflicht hielt, ihm zu entdecken, ungeachtet die Sache mir, so wie dem König ebenfalls, nur Verachtung zu verdienen schien. Er sagte mir bey diesem Anlas, er sey nunmehr überzeuget, daß er um der Ruhe seines Lebens willen auf alle Nachrichten von dieser Art durchaus nicht Achtung geben müßte, *) um sich das Leben nicht bittrer zu machen, als den Tod

*) „Laßt ihn gehn, sagte er einst zu denen, die ihn ermahnten, einen Mann zu bestrafen, der einen Anschlag auf sein Leben gemacht hatte, — er ist ein Ruchloser! Gott wird ihn strafen, ohne daß ich mich drein mische.„ Matthieu Tom. 2. Liv. 2. S. 359.

selbst: die Sterndeuter haben ihm genug gedroht, die einen, er werde erstochen werden, andre, er werde in einer Kutsche das Leben verlieren; aber noch habe ihm keiner etwas von Gifte gesagt, welches, seiner Meinung nach, das leichteste Mittel wäre, ihn aus dem Wege zu schaffen, weil er viel Obst esse, und zwar ohne Untersuchung, wo man ihm welches anbiete: in Absicht auf alles verlasse er sich auf den Herrn über Leben und Tod.

Es ist sehr möglich, daß Heinrich bey diesen Reden, vielleicht ohne es selbst zu wissen, ein wenig auf das Glück zählte, welches ihn sowol in denjenigen Gefahren begleitete, welche mir seiner Person, als auch in denjenigen, welche seinem Reich und dem Wohlstande desselben drohten. *) Er machte die Bemerkung, daß ein günsti-

*) Heinrich entgieng Montags den 19. Dezember d. J. einer großen Gefahr. Perefixe erzählet die Sache folgendermassen: „An eben dem Tage, an welchem Meirargues hingerichtet ward, vergrif sich ein unglücklicher „unsinniger Mensch an der geheiligten Person des Kö„nigs, da er ab der Jagd heimkehrte, und über die „neue Brücke ritt. Er stürzte, mit einem großen Dolch „in der Hand, auf den König zu; allein die Hoflaquayen „Sr. Majestät, welche herbeyeilten, zwangen ihn, seine „Beute fahren zu lassen, und würden ihn auf der Stelle „getödtet haben, wenn der König es ihnen nicht verbot„ten hätte. Er ließ ihn hierauf nach dem Fort l'Eve„que ins Gefängnis bringen. Der Kerl nannte sich „Johann de Lisle, und war von Vineux, nahe bey „Senlis, gebürtig. Der Präsident Jeannin verhörte „ihn sogleich; allein er konnte durchaus keine vernünf„tige Antwort aus ihm bringen, denn er war völlig

ges Gestirn ihn bereits von sechs Personen befreyet hätte, die unter achten, von denen er wegen des leztern Punkts am meisten zu befürchten gehabt, die gefährlichsten gewesen wären; einer von diesen sey durch die Hand des Scharfrichters umgekommen; zwey andre seyen auf dem Bette gestorben; der vierte befinde sich in dem Gefängnis; der fünfte habe sich freywillig aus Frankreich verbannet; und der sechste sey nunmehr gezwungen, demjenigen zu schmeicheln, den er ehmals zu Grunde richten wollte. (Biron, Nevers und Mayenne, Auvergne, Bouillon und Epernon.) Was die erstere Art von Glück, nämlich der Erhaltung seines Lebens betrift, so hat man zwar in seiner ganzen Geschichte Beyspiele davon gesehn: Aber ach! dieß Glück dauerte nicht immer. Ein für Frankreich sowol, als für diesen Prinzen, allzuunseliger Augenblick hat diese Hofnung mit einmal gänzlich vereitelt!

---

„verrückt. Er hielt sich für den König der ganzen „Welt, und sagte: Da Heinrich IV. ihm Frankreich „mit Gewalt vorenthalte, so habe er ihn für seine Verwegenheit bestrafen wollen. Der König machte ihm „hierauf das Urtheil, er sey durch seine Tollheit genug bestraft, und befahl, man sollte ihn im Gefängnisse zurückbehalten, wo er nicht lange hernach starb.„ Hist. de Henri le Grand 3. Part.

# Drey und zwanzigstes Buch.

## 1606.

Da der König sich mit seiner Gemahlin am ersten Tage dieses Jahrs zu Paris befand, so gieng ich frühe Morgens nach dem Louvre, um meine Glückwünsche abzustatten, und die gewohnten Geschenke zu überreichen. Ich fand den König nicht auf seinem Zimmer. L'Oserai und Armagnak sagten mir, er habe bey der Königin in ihrem Zimmer geschlafen, und vermuthlich seyn sie noch nicht aufgewacht, weil das Uebelbefinden der Königin sie beynahe die ganze Nacht nicht habe schlafen lassen. Ich gieng hierauf in das Appartement der Königin, um mich bey der Frau von la Renouillere, und der Catherine Selvage nach dem Befinden Ihro Majestäten zu erkundigen, und pochte so sachte, als möglich, an die Thüre, um sie nicht aufzuwecken. Da verschiedne Stimmen, die ich für Roquelaure's, Frontenak's und Beringhen's ihre erkannte, zugleich fragten: Wer da? so sah ich, daß schon Leute drinnen waren; und nachdem ich mich genannt, so hörte ich, daß jemand zu dem König sagte: „Sire, es ist der Herr Feld„zeugmeister. Kommen Sie, kommen Sie, Ros„ny, kommen Sie, schrie dieser Prinz! Sie wer„den sagen, ich sey ziemlich faul; aber Sie wer-

„den dieß nicht mehr glauben; wenn ich Ihnen „sage, was Schuld daran ist. Meine Gemahlin, „welche in dem achten Monat zu seyn glaubt, „empfand beym Schlafengehn einige Anfälle von „Colik, und ich fürchtete deswegen eine frühzei„tige Niederkunft; aber um Mitternacht zeigte sichs „endlich, daß es nur Winde waren, so daß wir, „als wir beyde einschliefen, nicht eher, als um „sechs Uhr, erwachten; allein sie schluchzte, seufzte „und vergoß viele Thränen, welches sie eingebil„deten Ursachen zuschreibt, die ich Ihnen sagen „werde, wenn nicht mehr so viele Leute hier sind; „denn gewiß werden Sie ihre Meinung ungebet„ten sagen, und ich denke, Ihr Rath wird uns „in dieser Sache nicht ohne Nutzen seyn, so wie „er es bey ähnlichen Anläsen war. Doch bis die„se Menge von Leuten weggegangen seyn wird, „so lassen Sie uns inzwischen ein bischen die Sa„'chen besehn, die Sie uns zum Neujahrsgeschenke „mitgebracht haben; denn ich sehe, daß Sie drey „von ihren Sekretarien mit sammtenen Säcken „bey sich haben. — Es ist wahr, Sire, erwie„derte ich, es kam mir zu Sinne, daß Sie das „leztemal, da ich Sie und die Königin beysamen „sah, beyde in der besten Laune waren; und da „ich glaubte, ich würde Sie, wegen der Hofnung, „einen zweyten Prinzen zu bekommen, noch in „eben dieser Laune finden, so habe ich Ihnen ei„nige Neujahrsgeschenke mitgebracht, die Ihnen, „wegen der Freude, die sie in denjenigen Perso„nen erwecken werden, unter welche ich dieselben

„in

„in Ihrem Namen will austheilen lassen, selbst „Freude machen müssen; und ich wünschte sehr, „daß dieß in Ihrer und der Königin Gegenwart „geschehn möchte. — Ungeachtet sie Ihnen, ver„sezte der König, noch nichts gesagt hat, wie Sie „sonst im Brauch hatte, weil sie sich stellt, als „ob sie schlafe, so schläft sie doch nicht, wie ich „wol weiß, aber sie ist auf uns beyde zornig. „Doch wir wollen hierüber reden, wenn niemand „mehr hier seyn wird, als la Renouillere, Bering„hen und Catherine; denn diese wissen etwas von „der Sache: Lassen Sie uns jezt Ihre Geschenke „sehn. — Sie werden hier, sagte ich zu dem Kö„nig, nicht den Aufwand eines Generalfeldzeug„meisters, nicht Geschenke sehn, die des Schaz„meisters eines reichen und mächtigen Königs wür„dig wären: Aber so klein auch diese Geschenke „seyn mögen, so werden sie doch denen, die sie „bekommen werden, mehr Freude machen, und „Ihnen mehr Dank, Ehre und Lobsprüche erwer„ben, als alle die übermäßigen Geschenke, die Sie „Leuten machen, die Ihnen, wie ich gewiß weiß, „nur mit Klagen voller Undank dafür lohnen. — „Ich verstehe Sie schon, erwiederte Heinrich, wie „Sie mich bisweilen auch verstehn: allein lassen „Sie uns ihre Geschenke beschauen, ohne wei„ter ein Wort von dem zu verlieren, was Sie „verstehn. „

Ich ließ die drey Sekretarien, welche sie trugen, herankommen, und sagte zum König: „Si„re, dieß ist der ältre Arnaud; er hat in dem

„Sack, in welchem ich sonst die Schriften des „Staatsraths verwahre, drey Beutel mit gold„nen Schaumünzen.„ Ich zeigte ihm hierauf dieselben, und erklärte ihm die Aufschrift, welche die Liebe des Volks zu Sr. Majestät ausdrückte. „Der eine von diesen, fuhr ich fort, ist für Sie, „Sire; der andre für die Königin; und der dritte „für den Dauphin, das ist, für Mamanga, *) „wenn die Königin ihn nicht behielte, wie Sie „immer gethan hat. In dem gleichen Sack be„finden sich acht Beutel mit silbernen Schaumün„zen, die das nämliche Gepräge haben; zwey für „Sie, zwey für die Königin, und vier für la Re„nouillere, Catherine Selvage, und nach Ihrem „Belieben für irgend eine andre Kammerfrau, die „in dem Zimmer der Königin schläft. Der jüngere „Arnaud trägt einen andern Sack, in welchem sich „fünf und zwanzig Beutel mit silbernen Schau„münzen befinden, die für den Dauphin, die Frau „von Montglat, Frau von Drou, die Fräulein „von Piolant, für die Ammen und Kammerfrauen „Ihrer Kinder, und für die Hoffräulein der Kö„nigin bestimmt sind. In dem dritten Sack, den „le Gendre trägt, befinden sich dreißig Beutel,

*) Frau von Montglat, die der kleine Prinz so zu nennen pflegte. In dem 9138. Vol. der Hdschr. der Königl. Biblioth. welcher ganz mit Originalbriefen Heinrichs IV. seiner Gemahlin und der Prinzeßin Elisabeth von Frankreich an die Frau von Montglat angefüllt ist, befindet sich einer von dem Dauphin an seine Schwester, worinn er schreibt, er küsse Mamanga die Hände.

„und in jedem derselben hundert Thaler an ganz „neuen halben Franken, die so breit sind, daß sie „ganze Franken zu seyn scheinen: ich werde sie zum „Neujahrsgeschenk unter die Kammerjungfern und „Kammerfrauen der Königin, des Dauphins und „der Prinzeßin austheilen, wie Sie mir befohlen „haben. In meinem Wagen habe ich noch unter „der Aufsicht eines von meinen Bedienten zween „große Säcke voll zwölf Denier Stücke, die eben„falls ganz neu sind, zurückgelassen; jeder Sack „enthält hundert Thaler, und diese machen zwölf„tausend Sous: ich werde sie unter die Armen „und Kranken austheilen lassen, die sich auf dem „Kay vor dem Louvre einfinden werden: Der Platz „ist, wie man mir sagt, schon beynahe damit an„gefüllt. Ich habe zwölf der gutthätigsten Leute „aus der Stadt dahin geschickt, um sie in Ord„nung stellen, und ihnen das Geld gewissenhaft „austheilen zu lassen. Alle diese armen Leute, und „die Kammerfrauen der Königin, bezeugen mehr „Freude über diese kleinen Dorfneujahrsgeschenke „an kleinen neugeprägten Münzen, als Sie glau„ben können. Sie sagen alle, sie freuen sich nicht „so fast über den Werth des Geschenks, als darü„ber, daß Sie an sie denken, und sie lieben, „besonders die Kammerjungfern der Königin: sie „sagen, man bestimme ihnen, wozu sie das Geld „anwenden müssen, das man ihnen für Kleider „gebe; aber aus diesen hundert Thalern können „sie sich Putz anschaffen, der mehr nach ihrem „Geschmacke sey. — Aber Rosny, sagte der Kö-

„nig zu mir, wollen Sie ihnen denn Ihre Geschen„ke so hingeben, ohne daß Sie einen Kuß dafür „fodern? — Wahrhaftig, Sire, versezte ich, seit„dem Sie's ihnen einst zu thun befahlen, darf „ich sie nur darum bitten, so kommen sie von „selbst, und küssen mich, und die sonst so fromme „Frau von Drou lacht nur darüber. — Nun „wohlan, Rosny, fuhr Heinrich im gleichen Tone „fort, wollen Sie mir die Wahrheit sagen? wel„che küssen Sie am liebsten, und welche dünkt „ihnen die schönste? — Bey meiner Treue, Si„re, versezte ich, das kann ich Ihnen nicht sagen; „denn ich habe ganz was anders zu thun, als an „die Liebe zu denken, und zu untersuchen, welche „die schönste sey; und ich glaube, sie geben so „auf mein schönes Schnäuzchen Achtung, als ich „auf das Ihrige: ich küsse sie bey Uebergebung „meines Opfers, wie man eine Reliquie küßt.„ Der König konnte sich nicht enthalten, darüber in ein Gelächter auszubrechen, und sagte hierauf zu allen denen, die sich in dem Zimmer befanden: „Nun! das heiß ich wol einen verschwendrischen „Finanzminister, der aus dem Geld seines Herrn „für einen Kuß so große Geschenke macht?„ Und nachdem er noch ein wenig über diesen Einfall gelacht hatte, sagte er zu den Hofleuten: „Geht „alle gen frühstücken, und lasset uns über andre „wichtige Geschäfte mit einander reden.„

Da niemand mehr in dem Zimmer war, als la Renouillere und Catherine, so stieß der König seine Gemahlin sachte in die Seite, und sprach

zu ihr: „So erwachen Sie doch, Schlafmütze! „geben Sie mir einen Kuß, und seyn Sie nicht „länger mürrisch; denn bey mir ist der kleine Zorn „schon vorbey; ich fürchte, es möchte Ihnen in „Ihrer Schwangerschaft schaden. Sie glauben, „fuhr er fort, Rosny sey in den kleinen Zänke„reyen, die wir mit einander haben, auf meiner „Seite; allein Sie würden anderst denken, wenn „Sie alle die Freyheiten wüßten, die er sich ge„gen mich herausnimmt, und wie er mir biswei„len den Text liest. Wenn ich gleich bisweilen „zornig darüber werde, so nehme ich es ihm doch „nicht übel auf; im Gegentheil, ich würde glau„ben, er liebe mich nicht mehr, wenn er aufhören „würde, mir Vorstellungen darüber zu machen, „was nach seiner Meinung meine Ehre und mei„nen guten Namen, das Wohl meines Reichs, „und die Erleichterung meiner Unterthanen betrift; „denn, sehn Sie, meine Liebe, fügte er hinzu, „es ist kein Gemüth so gutdenkend und so redlich, „daß es nicht im Stande wäre, sehr tief zu sin„ken, woferne es nicht beym Wanken durch den „guten Rath treuer Diener, und kluger Freunde „unterstützt wird. Und damit Sie überzeugt wer„den, daß alles, was ich ihnen sage, wahr ist, „so will ich Ihnen melden, daß er mir seit eini„gen Wochen unaufhörlich vorstellt, Sie gehn im „achten Monat schwanger, und ich müsse mich „deswegen hüten, etwas zu sagen, oder zu „thun, das Ihnen Verdruß machen könnte, aus „Furcht, es möchte Ihrem Prinzen schaden;

„denn ein Prinz muß es seyn, er läßt sichs nicht „ausreden.„ *)

Dieser gütige Prinz nahm hierauf einen noch schmeichelhaftern Ton gegen sie an, und bat sie, ihm vor mir zu sagen, weswegen sie mit Seufzen und Weinen aufgewacht sey. Endlich kehrte die Königin sich gegen ihn, und sagte: Ihre Traurigkeit sey von einem Traume hergekommen, der ihr eine Nachricht zu bestätigen geschienen, die sie vor dreyen Tagen erhalten hätte; allein die Thränen haben ihr Erleichterung verschaft. Sie bat den König ebenfalls, ihr, wenigstens so lange sie schwanger wäre, diese Verdrießlichkeiten zu ersparen, und sich deswegen, fuhr sie fort, „dergleichen Reden enthalten, die mich und andre „glauben machen, daß Sie lieber in Gesellschaft „von gewissen Leuten seyen, als bey mir, und „noch obendrein von was für Leuten? die, wie „ich von sichrer Hand weiß, Ihnen keineswegs „treu; noch mehr, denen Sie im Herzen verhaßt „sind; ich weiß wol warum, aber ich berufe mich

---

*) Die Astrologen, meldet das Journal de l'Etoile, hatten dieß vorher gesagt, wie auch, daß die Königin Gefahr laufe, in dem Wochenbette zu sterben. Sie ward den 10. Februar glücklich von einer Tochter entbunden. Heinrich tröstete sie darüber, (denn sie hatte eifrig gewünscht, daß es ein Prinz seyn möchte,) und sagte ihr mit seiner gewöhnlichen Lustigkeit, wenn die Prinzeßin unverheurathet bliebe, so würden es noch viele andre auch bleiben, und wenn ihre Mutter keine Tochter gebohren hätte, so wäre sie niemals Königin in Frankreich geworden.

„hierüber auf des Herrn von Rosny Meinung, „und will ihm hierinfalls gerne glauben.„

Ich wich dieser Erklärung aus, indem ich in allgemeinen Ausdrücken meine Freude darüber bezeugte, daß Ihro Majestäten sich über ihre kleinen Zwistigkeiten mit so vieler Herzlichkeit gegen einander erklärten: es sollte Ihnen, meiner Meinung nach, nicht schwer fallen, sich dieselben in Zukunft zu ersparen, wenn Sie sich im Ernst entschlössen, die Mittel zu gebrauchen, welche Ihnen diejenigen an die Hand geben würden, die sich mehr bemühten, ihren wahren Vortheil, als ihre Empfindlichkeit zu unterstützen. Dieses ward sogleich von beyden einstimmig gutgeheissen, und man nöthigte mich, diese Mittel vorzuschlagen; indem die Königin sagte, sie sey entschlossen, sich derselben zu bedienen, und der König, sie würden ihm immer sehr gefallen. Ich sagte also beyden frey heraus, nachdem ich sie erst zu dem Geständnis gebracht hatte, daß jedes andre Mittel wieder nur eben so viel vergebliche Reden und Schritte veranlasen würde, als die bisher gebrauchten gewesen waren; es bleibe ihnen, um ein für allemal aller Anläsen zu Zwistigkeiten los zu werden, eine einzige Sache übrig; sie müssen nämlich, da sie, und zwar mit Recht, ein Mistrauen in ihre Standhaftigkeit bey Ergreifung und Ausführung eines Entschlusses sezten, zu einer Person ihre Zuflucht nehmen, welcher sie mehr Entschlossenheit zutrauten; alle ihre Rechte auf diese Person übertragen; es sich selbst verbergen, wie

großen Antheil sie an dieser Sache hätten; und endlich müßten sie es von sich zu erhalten suchen, daß sie vor und nach der Entscheidung so handeln, als ob sie in der That aufgehört hätten, Antheil daran zu nehmen. Ich gab ihnen den Rath, sie sollten einen Mann wählen, der so standhaft, und einer so reinen und uneigennützigen Liebe zu ihren Personen fähig wäre, daß er sich einerseits durch keine Betrachtung erschüttern liesse, und anderseits, daß er es im Nothfall wagte, sich dieser Mittel zu bedienen, gesezt auch, er würde dadurch den Neigungen beyder Gewalt anthun.

Ich zeigte zwar nicht die geringste Begierde, diesen Auftrag zu erhalten, der in der That nicht sehr viel Angenehmes hatte; aber doch sagte ich Ihro Majestäten, wenn ihre Wahl auf mich fallen sollte; so müßten sie gleich anfangs ihre Augen über die Mittel, deren ich mich bedienen würde, gänzlich verschliessen, und um mich zu versichern, daß meine Arbeit nicht einst durch irgend einen Rückfall von Schwachheit werde zerstört werden, müßten sie auf die stärkste Art, die so gar mit dem ausdrücklichen Befehl verbunden wäre, in jenem Fall nicht zu gehorchen, sich verpflichten, daß sie allem dem, was ich unternehmen würde, kein Hinderniß in den Weg legen, und keinen Groll darüber gegen mich unterhalten wollten, vorausgesetzt, daß eine von beyden Partheyen, oder vielleicht beyde, sich in Absicht auf das von mir zu ergreifende Mittel einige Gewalt anthun müßten. Es ist, wie ich glaube, nicht schwer, zu errathen,

was für ein Mittel dieß gewesen wäre *), und ich kann sagen, daß in diesem Fall keine menschliche Rücksicht im Stande gewesen wäre, mich aufzuhalten; allein ich sah wol, daß man mich nicht so weit würde kommen lassen. Der König versezte gleichwol, er sey bereit, dieß Versprechen zu unterzeichnen, und mir alle dazu nöthige Macht in die Hände zu geben; allein die Königin durfte, da wir in sie drangen, es nicht wägen, diesen Schritt zu thun, sondern sprach, sie wolle noch länger hierüber nachdenken, oder ich sollte ihr sagen, was ich zu thun gedächte. Sie wußte es so gut, als der König, allein sie zitterte vor den Folgen meiner Entscheidung. Es ward hierauf noch mehr von dieser Sache gesprochen, aber lauter unnützes Zeug: d. h. man behandelte jene thörichten Hofprojekte, die schon so oft waren vorgenommen worden, als etwas ernsthaftes. Ich bot aus blosser Gefälligkeit gegen Ihro Majestäten meine Hand dazu, weil sie dieses aufs neue von mir begehrten. Endlich entfernte ich mich, da die Königin ihr Hemde soderte, und der König seine Bedienten rufte, um sich ankleiden zu lassen.

Der König und die Königin gaben mir und meiner Gemahlin beträchtliche Neujahrsgeschenke; auch

---

*) Sülly hat uns im Vorhergehnden dieses Mittel bereits entdeckt, da er dem König den Rath gab, er sollte vier oder fünf Personen über die Gebirge, und eben so viel über Meer gehn lassen; dieß waren seine eignen Ausdrücke.

bekamen wir von der Königin Margaretha welche. Der erste Tag des Jahrs, das Fest der drey Könige, und die ganze Zeit, die Se. Majestät zu Paris zubrachten, verstrich unter Lustbarkeiten, Maskeraden, und mancherley anderm Zeitvertreib. Den 10. Januar kam der König bey sehr schönem Wetter ins Arsenal, um einem Ringelrennen zuzusehn, worauf man grosse Zurüstungen gemacht hatte.

Als diese Lustbarkeit zu Ende war, so führte mich der König in die grosse Gartenallee, wo er sich auf der Mauer des Balkons niederließ, und zu meiner grossen Freude von seinen politischen Entwürfen zu reden anfieng. Den Anlaas dazu gaben die Devisen, die ich auf die Schaumünzen hatte setzen lassen, und die, wie er mir sagte, vielen Beyfall gefunden hatten. Ich bemerkte schon seit einiger Zeit, daß die Nothwendigkeit und die Wichtigkeit dieser Entwürfe ihm je länger, je stärker einleuchtete, und daß mit jedem Tag eine Schwierigkeit wegfiel. Er sagte mir öfters, Philipp III. habe die weisen Rathschläge Philipp II. seines Vaters schlecht benutzt, daß er jene übermüthigen Gedanken an eine Universalmonarchie, die seine Vorfahren sich in den Kopf gesetzt hätten, als Schimären ansehn sollte: Das ganze Betragen dieses Prinzen zeige deutlich, daß er diesem Gedanken noch nicht entsagt, und daß keiner von den christlichen Fürsten seinetwegen vor Beleidigungen sicher wäre, bis man diese stolze Monarchie durch die Ausführung jener Entwürfe ihre ganze Ohn-

macht fühlen gemacht hätte. Er gestand mir, dieser Gedanke, den ich in ihm erweckt, und dem König von England mitgetheilt, habe nicht immer so vielen Eindruck auf ihn gemacht, als er hätte machen sollen. Meiner Meinung nach hatten die Untersuchungen des Landgerichts im vorigen Jahr am meisten dazu beygetragen, diese Wirkung hervorzubringen, welche durch Aufdeckung aller der von dem Spanischen Hof angezettelten Verrätheregen den natürlichen Haß des Königs gegen diese Krone beträchtlich verstärkt hatten.

Allein ich kann ebenfalls sagen, daß der Entschluß, den der König faßte, grossentheils die Frucht aller der Unterredungen war, die wir mit einander über diese Materie gehabt hatten. Wo ist ein Fürst, wenn er auch noch so wenig Empfindung für Ehre hätte, dessen Herz nicht von Unwillen glüht, wenn er an alles denkt, was der unersättlichste Geiz und eine ungezähmte Ehrsucht das Haus Oestreich in unsern Tagen zu unternehmen verleitete? Jener Rudolf von Habsburg, den man, bey Ankündigung der auf ihn gefallnen Kaiserwahl, bey der edeln Beschäftigung fand, daß er einige Soldaten nach Basel führte, ruhete nicht eher, als bis er das Elsaß mit der Stadt Straßburg getheilt, und nachher sein kleines Erbgut mit den Herzogthümern Oestreich, Steiermark, Cärnthen und den übrigen Ländern vermehrt hatte, welche sein Haus dießmal in Deutschland besizt. Und wie viele Staaten, welchen unermeßlichen Umfang von Land hat es nicht seit

dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, da dieses vorgieng, bis auf unsre Zeiten verschlungen? Alle spanischen Königreiche; die Königreiche Neapel und Sizilien in Italien, nebst den Inseln Sardinien, Majorka und Minorka; in Deutschland Böhmen und Ungarn, Burgund, Flandern und die ganzen Niederlande; hierzu kommen noch die Besitzungen, die es in den ostindischen Inseln und in der neuen Welt an sich gerissen hat, welche im Umfange beynahe so groß sind, als alles das zusammengenommen, was uns von den drey übrigen Welttheilen bekannt ist. Kann man noch einen Augenblick daran zweifeln, daß Karl V. der dieses Haus auf eine so hohe Stuffe von Macht erhoben, durch so viel Glück schwindlicht gemacht, nicht im vollen Ernste darauf gedacht habe, den Rest von Europa, Asia und Afrika zu verschlingen?

Braucht es noch andre Beweise für das Daseyn dieses thörichten Projekts einer Universalmonarchie, als die Unterdrückung der Protestanten in Deutschland; die Eroberung von Thunis und Algier; die projektierte Unterjochung Frankreichs, die man aus dem Einfall in Provence und der berühmten Belagerung von Mez so augenscheinlich siehet — lauter Unternehmungen, die dieser übermüthige Monarch zugleich ausführte? Und wenn dieser Entwurf scheiterte, wem muß man es zuschreiben, als den verschiednen Umständen, und den Schwierigkeiten, welche ein von seinen

Siegen ganz berauschter Kopf, welcher nunmehr alles zu können glaubt, durch Uebereilung seinem eignen Glück in den Weg legt? Carl V. unternimmt zu viele und für seine Kräfte allzu schwere Sachen: er führt sie ohne Vorsicht, und beynahe ohne Zurüstungen aus: er trozt der Erde, dem Meer, den Elementen, den Jahreszeiten: Solimann, der ihm in Europa, Asia und Afrika die Spitze bietet; Franz I. Heinrich VIII. der Pabst; die Könige von Navarra, Tunis und Algier, oder vielmehr alle christlichen Fürsten, die er zwang, die Waffen gegen ihn zu ergreiffen, sind lauter Feinde, die er verachtet und die er kaum bemerkt. Er raubt sich sogar die einzigen Hilfsmittel selbst, welche ihm übrig bleiben — seine eignen Unterthanen empören sich in Spanien, in den Niederlanden, in Sizilien. Wenn er zulezt seinen Fehler erkennt, so weiß er sich nicht anderst zu helfen, als daß er durch einen verzweifelten Streich den Kopf aus der Schlinge zieht — er schließt sich in ein Kloster ein. Dieses Gemählde stellte ich dem König nie vor Augen, ohne hinzufügen, daß Philipp II. der eben so ehrgeizig und noch schlauer war, als sein Vater, alle diese Projekte wieder hervorgesucht habe, und daß es ihm vielleicht gelungen wäre sie auszuführen, wenn nicht seine besondern Entwürfe auf Frankreich, England und Irrland durch das glücklichste Ungefehr gescheitert hätten, daß zwey so entschlossene Monarchen, wie Seine Majestät und die Königin Elisabeth, zu gleicher Zeit

gelebt, und sich ihm gemeinschaftlich widersetzt hätten *).

Ich hatte mich immer vor den Eingebungen der Höflinge, und vor den Reden der Königin gefürchtet. Diese Prinzeßin unterhielt ihren Gemahl unaufhörlich von den Vortheilen einer doppelten Verbindung mit Spanien, und wollte ihn immer bereden, diese Verbindung Frankreichs mit Rom und den beyden Aesten des östreichischen Hauses würde ein sicheres Mittel seyn, alle Faktionen in Europa zu unterdrücken, welches mit der gesunden Staatskunst sowol, als mit der Religion übereinstimme. Heinrich gestand mir, daß diese Reden, von denen der ganze Hof seit einiger Zeit ertönte, keinen Eindruck mehr auf ihn machen, und wenn er bisweilen darauf zu hören, und sie als ein Mann, welcher durch vernünftige Einwürfe sich zu überzeugen sucht, zu beantworten scheine; so geschehe dieß nur, damit sein Geheimniß nicht allen diesen Leuten kund werde, sondern daß sie vielmehr immer noch ein'ge Hofnung hätten, ihn auf ihre Seite zu bringen, bis er einst die Maske würde abziehn können. Wir waren beyde der Meinung, daß es noch nicht Zeit da-

*) Philipp II. konnte bey dem Vorhaben, die Staaten des Herzogs von Savoyen in Besitz zu nehmen, und ihm dafür ein andres Stück von seinen Ländern dafür zu geben, keine andre Absicht haben, als Frankreich entweder ganz, oder zum Theil zu erobern. Der Geschichtschreiber Matthieu entdeckt uns jenen Umstand. Tom. 2. Liv. 2. S. 240.

zu seyn, und diese Unterredung endigte sich, so wie einige andre über diesen Gegenstand, mit dem Geständniß, daß wir bis auf den günstigen Augenblick nichts bessers thun könnten, als uns, in Absicht auf diese Allianz, der deutschen und italienischen Fürsten, und hauptsächlich des Churfürsten von Bayern und des Herzogs von Savoyen zu versichern; des erstern durch die Hofnung, die Kaiserwürde zu erlangen, und des leztern durch das Versprechen, ihm zu der Lombardei, und wegen der Vermählung seines ältesten Prinzen mit der Französischen Prinzeßin zur königlichen Krone zu verhelfen.

Es fand sich kein Mittel, um die Schwierigkeiten zu heben, welche der König von Seiten des Herzogs von Bouillon anzutreffen erwarten mußte, als daß man ihn durch Wegnehmung der Stadt Sedan zur Vernunft zurückführte. Heinrich fiel von selbst auf dieses Mittel, und entschloß sich desto lieber dazu, weil diese Expedition unternommen werden konnte, ohne in Absicht auf die übrigen damit verbundnen Theile des Projekts Verdacht zu erwecken. Dieß ist der wesentliche Inhalt unsrer Unterredung. Der König befahl mir hierauf, ungesäumt einen Zug schweren Geschützes zurüsten zu lassen, der mehr dem Ruhm der Festigkeit, den diese Stadt hatte, als ihrer eigentlichen Stärke angemessen war, welche der König nicht so genau kannte, als ich. Er sagte mir ferner, er sey gesinnet, selbst dahin zu gehn, wofern er nicht durch das Podagra, oder irgend eine andre Un-

päßlichkeit hieran gehindert würde: in diesem Fall wollte er das Commando mir übergeben; und damit ich einen so wichtigen Auftrag mit dem gehörigen Ansehn und Range vollziehn könnte, so bot er mir zugleich die Würde eines Herzogs und Pairs an, ja ich kann sagen, er befahl mir dieselbe anzunehmen; ich sollte nur bestimmen, an welche von meinen Herrschaften ich diesen Titel zu binden gedenke, damit er das Patent sogleich durch Villeroi könnte ausfertigen lassen.

Ich hatte diese Würde bereits damals ausgeschlagen, da der König mich als Gesandten nach England geschickt hatte. Die Freygebigkeit dieses großmüthigen Königs hatte seither die Schwierigkeit gehoben, welche mich hinderte, seine Gütigkeit zu benutzen, und da ich überdas sah, daß er es beynahe so sehr um seinetwillen, als meines Vortheils wegen wünschte; so nahm ich die neue Wohlthat, die er mir erwies, mit Dank an, und nannte ihm die Herrschaft Sully. Das Patent ward den 12. Februar unterzeichnet, wenige Tage nachher besiegelt, und den lezten dieses Monats in die Parlamentsprotokolle eingetragen *). Alle Hofbedienten, und fast alle Grossen des Reichs erwiesen mir die Ehre, mir Gesellschaft zu leisten, da

*) De Thou, Liv. 36. und fast alle Geschichtschreiber gedenken der ausgezeichneten Art, mit welcher diese Würde dem Marquis von Rosny ertheilt wurde. Heinrich IV. hatte ihn bereits vorher zum Ehrenbeysitzer des Parlaments gemacht.

da ich mich wegen der Ceremonie der Aufnahme unter die Pairs vor dem Parlament stellte. Ferner beehrten alle Prinzen vom Geblüt diese Feyerlichkeit mit ihrer Gegenwart, den Grafen von Soissons ausgenommen. Die grosse Kammer, der Sal, alle Galerien, und sogar der Hof waren so voll Leute, daß man kaum durchkommen konnte. Ich führte nach Beendigung der Ceremonie sechszig von den vornehmsten Anwesenden nach dem Arsenal, wo eine kostbare Mahlzeit ihrer wartete, woran ich nichts gespart hatte. Ich hatte die überraschende Freude, den König selbst in dem Arsenal zu finden, der während der Feyerlichkeit dahin gegangen war, ohne mir ein Wort davon zu sagen. „Herr Feldzeugmeister, schrie er mir entgegen, so bald er mich erblickte, ich komme ungebetten zur Mahlzeit, werde ich nicht zu essen „kriegen? Es könnte leicht so kommen, Sire, „erwiederte ich; denn diese Ehre ist mir ganz unerwartet. — Ich versichre Sie, daß dem nicht „so ist, versezte der König, indem er meine Danksagungen unterbrach; ich habe in Ihrer Abwesenheit Ihre Küchen besucht, und die schönsten „Fische, die man sehn kann, und eine Menge „Ragouts nach meinem Geschmack gefunden; ich „habe sogar, weil Sie für meinen Appetit nicht „geschwinde genug kamen, welche von Ihren kleinen, ganz frischen, Austern geessen, und von „ihrem Arboiswein getrunken, dem beßten, den „ich je versucht habe„. Da die Frölichkeit des Königs das Vergnügen der Tafel würzte, so ver-

strich der ganze übrige Tag zur Zufriedenheit aller Anwesenden.

Den folgenden Morgen frühe ließ mich Heinrich zu ihm kommen, und fragte mich in Gegenwart des ganzen versammelten Hofes, ob ich den Aufsatz, betreffend den zur Belagerung von Sedan nöthigen Artilleriezug, nicht vergässe, von dem er mit mir geredet hätte. Er war schon verfertigt, und ich hatte ihn zu mir gesteckt, da ich von Hause gieng; ich überreichte ihn also dem König, der ihn laut vorlesen ließ. Hierdurch ward der Hof von dem neuen Vorhaben des Königs benachrichtigt, und Se. Majestät sagten nachher im Scherz, der Herzog von Bouillon, wenn er gleich ein naturalisierter Deutscher sey, werde das Französische wol noch nicht vergessen haben, und auf alle Fälle könnte man ihn dasselbe durch dieses Mittel in kurzem wieder lehren. Da der König erwartete, daß ich meine Meinung über diesen Krieg sagen sollte; so nahm ich das Wort, und sagte: ich glaube nicht, daß der Herzog von Bouillon so thöricht seyn werde, den Unterscheid zwischen der Macht des Königs und seiner eignen nicht zu fühlen: ich habe es ihm schon vor langem gesagt, seine Festung tauge nicht gegen das schwere Geschütz, und da er dieselbe besser kennen müßte, als irgend jemand; so würde, gesezt daß er sich ein Weilchen stellte, als ob er sich wehren wollte, dieß nur in der Hofnung geschehn, während dieser Zeit die Ränke der Unterhandlungen mit Nuzen gebrauchen zu können; gleichwol erkühne ich

mich Sr. Majestät zu rathen, daß man dem Herzog noch einmal zu guter Lezt melden sollte, er könne bey der gegenwärtigen Lage der Umstände noch immer sich ohne Furcht zu Sr. Majestät Füssen werfen, und sicher seyn, daß diese Unterwerfung, und mehr Genauigkeit in Erfüllung seines Wortes ihm Verzeihung und die ehmalige Gunst erwerben würden; allein wenn er auch diese lezte Gnade nicht annehme, so dürfe er keine Nachsicht erwarten. Hierauf gab ich dem König fernere Nachricht von meinen Zurüstungen, und er genehmigte den Gedanken, der mir eingefallen war, daß man nur das schwere Geschütz aus dem Arsenal von Paris, hergegen die Munition und die übrigen Nothwendigkeiten aus den am nächsten bey Sedan gelegnen Oertern hernehmen sollte, um die Unkosten für den Transport und für das Fuhrwesen zu ersparen.

Allein dieses Geschäfte gieng bey weitem nicht so geschwinde von statten, als ich geglaubt hatte, wegen des häufigen Widerstandes, den es an dem Hofe fand, wo die unbedeutendste Zurüstung zu einem Krieg beynahe den gleichen Lerm zu verursachen schien, wie bey dem Feinde selbst. Man redete von nichts anderm, als von den Schwierigkeiten, die man vor Sedan finden würde, dessen Lage und Festungswerke jedermann dem König auf die übertriebenste Weise herausstrich, und von den Unbequemlichkeiten, die mit einer so langwierigen Belagerung unfehlbar verbunden wären, als diese es, dem Vorgeben nach, seyn würde.

Wenn man die Leute so schwatzen hörte, hätte man nicht denken sollen, Himmel und Erde werden sich Bouillons und seiner Stadt annehmen? Man spielte dem König sogar einen Aufsatz über diese Materie in die Hände, der nicht bloß mit Ungereimtheiten, sondern auch mit Unverschämtheiten angefüllt war. Der König glaubte darinn den Stil des Herzogs selbst, mit der Schreibart des du Pleßis und Tilenus vermischt zu erkennen. Unerklärlich war es nun freylich nicht, daß man theils die Freunde des Herzogs, theils die Protestanten, welche in der Meinung stehn konnten, das Interesse der ganzen Parthey sey mit in diesem Geschäfte verwickelt, z. B. Montlüet, la Noue, und die beyden St. Germain so reden hörte: aber unbegreiflich ist es, daß Leute, welche durchaus in keiner Verbindung mit Bouillon standen, sogar Sachverständige, wie z. B. der Ingenieur Erard, niemals in einer andern Absicht dieses Vorhabens gedachten, als um die gänzliche Unmöglichkeit der Ausführung zu zeigen. Wenigstens erkühne ich mich nicht mit Gewißheit zu behaupten, daß alle diese Leute in diesem Geschäfte gut gesinnet waren.

Selbst der König verfiel in eine Unentschlossenheit, die ich nicht begreiffen konnte. Ich stellte ihm zu dieser Zeit einigemale fruchtlos vor, er gebe dadurch Leuten gewonnen Spiel, welche weder Wafen, noch Muth, noch Hände hätten, und deswegen sich einzig auf dieses Hilfsmittel verließen: Und wahr ist's, daß der Herzog die Sachen nur darum so weit kommen ließ, als sie wirklich

kamen, weil er sich, aus den Nachrichten derer, welche ihm bey Hofe dienten, und ihn von den Gesinnungen Sr. Majestät unterrichteten, überzeugt hatte, daß es nicht bis zur Ausführung kommen würde. Ein andres Mittel, dessen man sich bediente, war dieses, daß man dem König unter der Hand sagte, der Herzog denke an nichts weniger, als ans Vertheidigen; aber er könne sich nicht entschliessen, vor Leuten furchtsam und kriechend zu erscheinen, welche, statt ihm die Gesinnungen Sr. Majestät getreu zu hinterbringen, ihn vielmehr, dem Ansehn nach, durch ihren befehlshabrischen und drohenden Ton zu erbittern suchen: wenn man statt dieser Personen (ich war es, den man hiermit bezeichnen wollte:) andre mit ihm in Unterhandlungen tretten liesse, die im Stande wären, ihm Zutrauen einzuflössen; so würde der König bald hiervon überzeugt seyn: Unter andern rühmten sich auch Montlüet und la Noue, daß sie ihn ohne Mühe auf beßre Gesinnungen bringen wollten. Der König glaubte also, er könne nichts bessers thun, als dieselben an ihn abzuschicken: allein sie brachten nichts zurück, als allgemeine und zweydeutige Versprechungen, welche dem König doch die Augen noch nicht öfneten, weil sie ihm auf der andern Seite Sedan als unüberwindlich vorstellten, wegen der neuen Festungswerke, welche der Herzog vor kurzem hätte aufführen lassen: ich will nicht entscheiden, ob sie selbst diese irrige Meinung annahmen, oder ob sie sich bloß so stellten. Dem sey, wie ihm wolle,

so bezeugte der König, statt auf Bouillons Antwort hin vorzurücken, nur noch desto stärker, daß der Erfolg des Unternehmens ihn sehr zweifelhaft dünke.

Ich machte auf meiner Seite ebenfalls meine Betrachtungen über diese Gesinnungen des Königs, und fieng an zu befürchten, man möchte, wenn ich ihn durch häufige Vorstellungen bewogen hätte, weder auf das allgemeine Geschrey, noch auf seine eignen Besorgnisse zu achten, sondern die Sache anzufangen, bey der geringsten unvorgesehnen Schwierigkeit, die sich etwa zeigen könnte, dem bereits von Vorurtheilen eingenommenen König den Kopf so warm machen, daß er nach vielem Lerm und großen Unkosten entweder die Unternehmung aufgäbe, oder mit dem Herzog auf Bedingungen, welche seiner Person und seiner Würde nicht angemessen wären, einen gütlichen Vergleich träfe; in welchem Fall es weit schicklicher gewesen wäre, die Sache nicht anzufangen, sondern bey Zeiten irgend ein anderes Mittel aufzusuchen, wodurch man Sr. Majestät Ehre retten könnte. Der Vorwurf einer vergeblichen Kriegsrüstung konnte überdas auf niemanden fallen, als auf mich; ich sah, daß man mich beschuldigen würde, ich habe entweder zu viel oder zu wenig gethan, und konnte sicher darauf zählen, daß mir bey Hof alle möglichen Fehler, selbst die widersprechendsten, und zwar von den gleichen Personen würden gemacht werden. Ich zog hieraus die Folge, daß der König sich ohne mein Zuthun entschließen müßte,

und wollte nunmehr sehn, wohin seine eignen Betrachtungen ihn leiten würden.

Ich fieng also an, kaltblütiger und seltener von der Belagerung von Sedan mit ihm zu reden, und beobachtete öffentlich das gleiche Betragen. Der König war einer von den ersten, die diese Veränderung bemerkten; und da er den Bewegs grund dieses Betragens nicht errathen, und doch nicht glauben konnte, daß ich meine Meinung in Absicht auf den Herzog von Bouillon und auf Sedan geändert habe, so fieng er an zu vermuthen, ich habe nach reiferer Ueberlegung des Raths, den ich ihm gegeben, wahrscheinlich meine erste Meinung stilleschweigend zurückgenommen, und geglaubt, daß der Streich, den ich einem von den Häuptern der Protestanten versetzen wollte, einst auf die Parthey selbst zurückfallen könnte, weil ich dadurch den Weg bahnen würde, alle diejenigen, welche dieselbe in Frankreich unterstützten, einen nach dem andern zu unterdrücken. Von diesem Gedanken, den er als unwidersprechlich ansah, war der Uebergang zu einem andern leicht; nämlich, entweder habe ich keine große Meinung von seiner Billigkeit, oder der Eifer für meine Religion führe mich zu weit. Er entdeckte diesen Verdacht einigen Personen, die er als meine Freunde kannte, und kam ins Arsenal, um mich selbst darüber zu befragen, weil ich mich wegen meiner alten Wunde an Mund und Hals in meinem Zimmer aufhalten mußte. Es war an dieser Stelle ein Geschwür entstanden, aus welchem ein Splitter

von einem Bein, Haar, Bley und einige Körnchen Pulver herauskamen, die noch so frisch und ganz waren, daß sie aufbrannten, da man sie auf ein Kohlenfeuer warf.

„Es dünkt mich, sprach der König, indem er „die Unterredung auf den Herzog von Bouillon „wandte, Sie seyen in Absicht auf das Geschäft „mit Sedan nicht mehr so entschlossen, wie vor „einiger Zeit, und wie Sie bey andern weit schwierigern Sachen waren. Wo fehlt es? Sagen Sie „mir's frey heraus, und verschweigen Sie mir „nichts; ich bitte Sie recht sehr darum.„ Seine Lebhaftigkeit war Schuld, daß er mir sogleich, ohne mir zu einer Antwort Zeit zu lassen, von dem Gedanken Nachricht gab, der ihm in Absicht auf meine Besorgnisse wegen der französischen Protestanten beygefallen war. Er versicherte mich auf das stärkste, es sey eine grundlose Vermuthung, daß er die Häupter der Reformierten einen durch den andern zu Grunde zu richten suche. Er berufte sich auf das, was ich von seinen Gesinnungen wüßte, und fragte mich, ob es nicht wahr, und allgemein bekannt sey, daß er sich in Absicht auf die Zubereitung seiner Speisen und die Bedienung seiner Person lieber Reformierten anvertraue, als Catholiken? Er versicherte mich ferner, er trage keinen persönlichen Haß gegen den Herzog von Bouillon; er würde nichts von ihm fodern, das ihm an seiner Ehre nachtheilig seyn könnte; mit einem Wort, er wolle mich selbst entscheiden lassen, wie er ihn behandeln sollte.

Ich hörte den König mit nicht geringer Freude so reden, und versicherte ihn, ich sey von seinen Gesinnungen gegen die ganze protestantische Parthey überhaupt, und gegen mich insbesondre vollkommen unterrichtet und überzeugt: gleichwol könne ich ihm nicht verbergen, daß mir die Gedanken, die er jüngst gegen mich gefasset hätte, nicht wenig nahe gegangen seyen. Ich entdeckte ihm die wahre Ursache der scheinbaren Kaltsinnigkeit, die er in Absicht auf das Geschäfte mit Sedan an mir bemerkt, die man oben gesehn hat. Hierauf nahm ich alle die Betrachtungen, die man hierüber machen konnte, von neuem vor, und führte den König auf etwas, woran niemand gedacht hatte; es war folgendes: Da Bouillon, um Sedan zu befestigen, Ausgaben gehabt, die ihn gänzlich erschöpft, und vielleicht in beträchtliche Schulden gestürzt hätten, so könnte der eigentliche Grund, der ihn hindere, dem Begehren Sr. Majestät zu entsprechen, leicht dieser seyn, daß er durch die Uebergabe von Sedan das einzige Mittel zu verlieren befürchte, wodurch er seiner verfallenen Oekonomie wieder aufhelfen könnte. Wenn diese Vermuthung begründet wäre, so dürfte man vielleicht nur, um den rechten Fleck zu treffen, dem Herzog eine Summe anbieten, welche hinreichend wäre, seine Schulden zu bezahlen. Ich zeigte dem König, wenn man dem Herzog, vermittelst zweymalhunderttausend Thaler, die übrigen Bedingnisse erträglich machen könnte, so würden Se. Majestät sechsmalhunderttausend dabey gewinnen, weil die

Unkosten einer solchen Unternehmung nicht weniger, als achtmalhunderttausend Thaler betragen könnten: ein neuer Beweggrund, den Herzog, wenn er sich wirklich angreifen ließe, nach aller Schärfe des Kriegsrechtes zu behandeln, so daß man nicht nur das Fürstenthum Sedan, sondern auch die Grafschaft Türenne, als verfallne Lehen mit der Krone vereinigen könnte, von welcher leztern er behauptete, sie sey Frankreich auf keine andre Weise lehnspflichtig, als wie die großen Kronlehen; denn sonst würde man den Verdruß haben, ohne die geringste Entschädigung sich in große Ausgaben gestürzt zu haben. Es hat den Anschein, als ob ich aus einer Art von Ahndung dessen, was in der Folge geschah, so stark auf die gedoppelte Wahl gedrungen habe, vor der Ausführung äußerst gelinde, und wenn man einmal die Waffen zur Hand genommen hätte, mit unerbittlicher Strenge zu verfahren.

Der König versezte hierauf: Eine solche Unterhandlung würde den Herzog aufs neue in dem Gedanken bestärken, worinn er, wie der oben angeführte Brief zeigt, schon stand, nämlich, der König fürchte sich, ihn anzugreifen. Dessen ungeachtet gab er seine Einwilligung, daß ich zugleich mit der Prinzeßin von Oranien, *) die sich eben

*) Louise von Coligny, die Tochter des Admirals. Sie war zuerst mit dem Grafen von Teligny vermählt, der an der Bluthochzeit ermordet ward; und nach der Hand mit dem Prinzen von Oranien, Wilhelm von Nassau, dessen Wittwe sie jezt war.

zu Paris befand, dieß Mittel versuchen, und zu diesem Ende hin den dů Maurier *) mit Depeschen an den Herzog abschicken sollte, deren Innhalt und Ausdruck er mir überlassen wollte: „Aber „dann, sezte er hinzu, wollen Sie mir Ihr Wort „dafür geben, daß Sie mir, im Fall er die Anerbietungen nicht annimmt, die Sie ihm werden „machen lassen, in diesem Geschäft ohne einige „Rücksicht auf irgend etwas so dienen werden, „wie Sie es bey jenen Anlåsen gethan;„ er nannte die Belagerung von Amiens, den savoyischen Feldzug, und einige andre Unternehmungen von dieser Art. Ich gab ihm mein Ehrenwort dafür: „Nun dann, so geben Sie mir Ihre Hand, sprach „der König, indem er mir die Seinige darbot, „ich glaube es, und bin zufrieden; ich verlasse „mich gänzlich auf Ihre Erfahrenheit und Treue „in allem, was zu thun ist:„ und mit diesen Worten verließ er mich.

Den folgenden Morgen gieng ich zur Prinzeßin von Oranien, und verabredete mit ihr die Art, wie Sie und ich an den Herzog von Bouillon schreiben, und die Verhaltungsbefehle, die wir dem dů Maurier geben wollten. Hier ist der Innhalt des Briefs, den ich ihm schrieb. Anfänglich erinnerte ich den Herzog an die Macht und die persönlichen Eigenschaften des Königs, denen ich die gebührenden Lobsprüche beylegte: zwo Sachen,

*) Benjamin Auberi dů Maurier, ehmals ein Hausgenosse des Herzogs von Bouillon, und nunmehr in Diensten des Herzogs von Sülly.

die ihm eben so gut bekannt wären, als mir, und die ich ihn nie aus dem Gesichte zu verlieren bitte, weil dieß im Stande sey, ihn vor der ihm drohenden Gefahr zu beschützen, indem es ihn hindern würde, sich von dem Eigendünkel überraschen, und sich durch Leidenschaft, Verdruß, und innrer Unruhe irgend wozu verleiten zu lassen. Diese Ausdrücke seyen freylich nicht schmeichelhaft, fuhr ich fort; aber ich bediene mich derselben, um ihm recht deutlich zu zeigen, in welcher Lage er sey, und daß er die Meinung der Prinzeßin von Oranien und eines Mannes nicht verachten müsse, der ihm als Freund rathe; er solle sich nicht selbst in Umstände versetzen, wo er dasjenige gezwungen geben müßte, was er in seiner Gewalt habe, auf Bedingungen abzutreten, die die Gelindigkeit vorschreiben würde. Ohne mich weiter auf den Innhalt dieser Vorschläge einzulassen, meldete ich ihm, dů Maurier habe den Auftrag, ihm dieselben mündlich zu eröfnen: Nebenher hatten wir diesem alles dasjenige schriftlich mitgegeben, was er dem Herzog in unserm Namen sagen sollte, damit er weder etwas vergessen, noch überrascht werden könnte. Vielleicht möchte es ihm etwa einfallen, Se. Majestät haben an allem dem, was wir ihm vorschlagen, durchaus keinen Antheil: diesem Zweifel kam ich zuvor, indem ich ihm bey meiner Ehre versicherte, und im Nothfall Bürge dafür zu seyn verhieß, daß der König alles, was etwa zwischen uns beschlossen werden möchte, bestätigen würde; ich wolle mich gerne für einen Niederträchtigen,

für einen Treulosen, für einen Mann ohne Ehre ansehn lassen, wenn nicht alles von Punkt zu Punkt vollzogen würde. Endlich beschwor ich ihn noch einmal, die Sachen nicht aufs äußerste kommen zu lassen. Dieser Brief, mit welchem das Schreiben der Prinzeßin von Oranien durchaus übereinstimmt, ist den ersten März datiert.

Der Herzog von Bouillon beantwortet denselben mit einem Schreiben, d. d. 4. März: er meldet darin, er habe die beyden Briefe empfangen, den dü Maurier angehört, und seinen Aufsatz mit Aufmerksamkeit gelesen: er beklage sich nicht ohne Grund, daß man ihn bereden wolle, die Gnade des Königs durch Niederträchtigkeiten zu erkaufen, die ihn dieser Gnade unwürdig machen würden; man verhieße ihm dieselbe nur in einem Schreiben, welches niemandem, als einer kleinen Anzahl von Personen bekannt wäre, da hingegen ganz Frankreich Zeuge von seiner Demüthigung, und von der Gleichgültigkeit seyn würde, die der König nachher gegen ihn würde blicken lassen: Seine Freunde, die er zu Rath gezogen, und die in nicht so kleiner Anzahl seyen, als man ihn wolle glauben machen, seyen alle, so wie er, der Meinung gewesen, daß der König weit entfernet sey, alle die Achtung gegen ihn zu haben, mit welcher man ihm schmeichle; er, der ihm nicht einmal so viel Redlichkeit zutraue, daß man ihm einen so schwachen Ort, wie Sedan sey, überlassen dürfte. Hierauf sezt er in einem sehr selbst zufriednen Ton, der dem, was er eben gesagt hat, gerade wider-

spricht, hinzu; er habe sichre Nachrichten, daß man den König betriege, indem man ihm verheisse, ihn in einem Monat, und ohne den Verlust eines Manns von Sedan Meister zu machen. Ohne Zweifel freute sich Bouillon hier von Herzen, daß er mich, in einem Brief an mich selbst, gewissermassen Lügen strafen konnte. Der ganze Brief enthält unbegründete Klagen, und eben so unbestimmte Betheurungen seiner Unschuld: Er hütet sich sehr, etwas zu gestehn, oder zu versprechen. Nach dieser unnützen Vorrede sagt er etwas, das mehr Bezug auf die Sache selbst hat; nämlich, er sey bereit, woferne er dem König irgend eine Ursache zum Misvergnügen gegeben hätte, diese Schuld nicht durch Läugnen zu vergrößern, sondern sie zu gestehn, und sich derjenigen Vergütung des dadurch verursachten Schadens zu unterwerfen, die Se. Majestät ihm aufzulegen geruhen würden, wenn nur die Rückkehr Ihrer Gnade und Ihres Zutrauens nicht durch den Verlust seiner elenden Festung erkauft werden müßte: er sey bereitwillig, eine authentische Versicherung von sich zu geben, daß er den fernern Besitz derselben der Güte des Königs zu danken habe. Allein, wenn er auf dem Entschlusse beharre, ihm Sedan zu rauben, so könne er unmöglich etwas anders glauben, als daß ihn Se. Majestät den Worten nach lieben, aber in der That ihn hassen.

In dem Antwortschreiben an die Prinzeßin von Oranien bedient sich Bouillon beynahe der gleichen Ausdrücke; und da das, was dů Maurier münd.

lich hinterbrachte, eben so wenig befriedigendes enthielt, so fieng der König nunmehr an, den Herzog für unverbesserlich zu halten. Dessen ungeachtet glaubte ich demselben noch eine Rückantwort geben zu müssen. Ich meldete ihm, der König sey mit der Art, mit welcher er die Anerbietungen aufgenommen hätte, die er ihm durch mich habe thun lassen, schlecht zufrieden gewesen: Er habe in seinen Briefen nichts, als Verdacht, und beleidigende Ausdrücke gegen ihn, und überdas einen sichtbaren Zwang gefunden, nichts bestimmtes auf die ihm gemachten Vorschläge zu antworten. Ich sey wahrhaftig darüber betrübt, daß meine gutgemeinten Rathschläge auch jezt ihn nur noch mehr erbittert hätten, wie es mir damals begegnet sey, als ich ihm über die Gefangennehmung des Marschalls von Biron schrieb. Es werde eine Zeit kommen, und vielleicht sey sie nicht mehr ferne, wo er einsehn würde, daß ich ihm den einzigen möglichen guten Rath für seine dießmaligen Umstände gegeben hätte. Ich erinnere ihn zum lezten Mal, darüber nachzudenken; ich bitte ihn sogar dringend darum, indem es mir das größte Vergnügen seyn würde, wenn er einen guten Entschluß faßte, obgleich er vielleicht das Gegentheil glaube.

Während diesem Briefwechsel hatte ich Mittel gefunden, einen Plan von Sedan zu bekommen, den ich sowol im Profil, als im Grundriß zeichnen ließ. Der König besichtigte im Arsenal beydes, und brachte den Grafen von Soissons, den Herzog von

Epernon, die Marschalle von Brissak, von Fervaques, von Bellegarde, und von Roquelaure, den Don Joan von Medizis, die Herren von Vik, Montlüet, la Noue, Boesse, Nerestan, d'Eskures, den Ingenieur Erard und Chatillon mit sich, welcher leztere den Plan entworfen, dem ich aber ausdrücklich verboten hatte, seine Meinung darüber vor so vielen Zeugen zu sagen. Es erhob sich unter allen diesen Personen ein langes Disputieren und Gezänke über die Lage und Stärke der Festung, und über die Art, wie man sie angreifen sollte. Montlüet, la Noue, und Erard behaupteten hartnäckig, sie könne nicht anderst, als durch Hunger bezwungen werden. Ich antwortete auf alle diese Reden beynahe nichts, ungeachtet man sich fast immer an mich wandte, und der König mich öfters fragte, was ich über diese furchtbaren Graben, die alle in den Felsen gehauen wären, (denn dieß behauptete man) zu sagen hätte.

Da die ganze Versammlung auseinander gegangen war, ohne daß man einen Entschluß gefaßt hatte, so gieng ich den folgenden Tag zu dem König. Nachdem ich ihm gesagt, warum ich gestern geschwiegen hätte, weil es nicht möglich gewesen wäre, die Sache geheim zu halten, wenn so viele ohne Wahl zusammengerafte Leute darum gewußt hätten; so zeigte ich ihm, daß zu meiner großen Freude unter allen diesen so aufmerksamen Beobachtern kein einziger irgend einen von den Fehlern der Festung entdeckt hätte. Diese wären; die Vertiefungen von la Fontaine, und von Ginmene's,

mene's, die künstlichen Graben, welche in einigen Stellen aus herbeygeführter Erde wären gemacht worden, und die beyden Anfuhrten des Flusses ober- und unterhalb der Stadt, die so geräumig wären, daß ich Sr. Majestät verspreche, alle Truppen ohne große Gefahr innerhalb eines Bezirkes von zweyhundert Schritten von der Stadt, und sogar unter der Contreskarpe der künstlichen Graben zu logieren, weil die Krümmung der kleinen Thäler sie gegen das kleine Geschütz bedecke; da hingegen die Belagerten sich auf ihren Wällen, und beynahe nirgends dürften blicken lassen, ohne von den in der umliegenden Gegend zerstreuten Anhöhen bemerkt zu werden, von welchen die Festung so vollkommen beherrscht wird, daß man das Innre der Wohnungen von vorn, von hinten, und von beyden Seiten sehen kann. Ich verbürgte mich aufs neue gegen den König, daß ich ihm die Stadt acht Tage nach Errichtung der Batterien in die Hände liefern wollte.

Dießmal glaubte mir der König, und eilte in der Freude, die er darüber hatte, zu den Herren von Medizis, von la Force, Vik, Nerestan und Böesse, deren Verschwiegenheit er kannte, und welche meine Zurückhaltung sehr lobten. Nunmehr war Heinrich nicht länger unentschlossen, und bereitete sich, nächstens an der Spitze eines Corps von Reuterey, und einigen Compagnien von der Leibwache abzugehn, da ich inzwischen die übrigen Truppen versammeln und das schwere Geschütz vorrücken lassen sollte. Ich sorgte mit der größten Aufmerksam-

keit dafür, daß die Einwohner auf dem Land, und in den Städten von dieser großen Anzahl von Truppen weder beleidigt, noch in Absicht auf die Einquartierung derselben sonst gedrückt werden möchten.

Das Vorhaben, den Herzog von Bouillon anzugreifen, konnte nicht anderst, als bey den Protestanten Unzufriedenheit erwecken; und ich vermuthe sogar, der Herzog habe sich auf eine allgemeine Empörung seinetwegen verlassen: Wenn dem so ist, so betrog er sich, und ich gestehe gerne, daß ich das Meinige dazu beytrug. Ich ergrif den Anlas, den mir ein Brief an die Hand gab, welchen Parabere hierüber an mich schrieb, in der Antwort, die ich ihm auf denselben ertheilte, eine Art von Manifest zu geben, welches den Schritt des Königs bey der protestantischen Parthey rechtfertigen und zeigen sollte, daß der Herzog von Bouillon nur durch seine eigne Schuld leide: deswegen wandte ich mehr Fleiß und Zeit auf diesen Brief, als ich sonst gethan hätte, wenn er nur für Parabere allein wäre geschrieben worden; denn ich muthmaßte, er würde bekannt gemachet werden.

Zuerst zählte ich die vornehmsten Wohlthaten her, die Bouillon von dem König empfangen hätte: er sey selbst dem Prinzen von Conde' vorgezogen, zum Marschall von Frankreich, und zum ersten Kammerherrn gemacht, unter den Reformierten zuerst zu allen Ehrenstellen und Bedienungen erhoben, mit weit beträchtlichern Jahrgeldern und Besoldungen bedacht worden, als jeder andre,

indem die Totalsumme derselben sich jährlich auf hundert und zwanzigtausend Livres belaufen habe: dessen nicht zu gedenken, daß der König ihm zu einer so vortheilhaften Verbindung geholfen hätte, als wenn er sein Sohn oder sein Bruder gewesen wäre: er habe ihn in dem Streit wegen der Sukzeßion von Limeuil begünstigt, und nach dem Tod seiner Gemahlin mit seinem ganzen Ansehn unterstüzt, wovon ich ein Augenzeuge gewesen sey. Allein auf der andern Seite stellte ich allen diesen Wohlthaten den Undank entgegen, womit er dem König gelohnt; seine Ränke und Meutereyen in der Belagerung von Amiens; die Reise nach seinen Gütern, sobald der Marschall von Biron festgesezt wurde; die Entfernung aus dem Königreich, die mit Umständen begleitet war, welche allein schon zu seiner Verurtheilung hinreichend gewesen wären. Ich nahm Parabere zum Zeugen, daß dessen ungeachtet er selbst, Constant und ich, die Canäle waren, die Se. Majestät ihm auch noch seither zu erweisen geruhet hätten. Ich zeigte, daß Bouillon, nachdem er sich gewissermassen dadurch selbst als einen Majestätsbeleidiger an den Tag gegeben, daß er einen ofnen Verzeihungsbrief gefodert hätte; nachher, als Se. Majestät ganz bereitwillig waren, ihm denselben zu ertheilen, die ganze Sache durch eine neue Ausflucht, welche eine neue Beleidigung ist, vereitelt habe; da er, ein Unterthan und Hausgenosse des Königs, dem er allein Sedan zu danken hat, sich weigert, diese Stadt unter den gleichen Schutzbedingnissen zu be-

sitzen, die der verstorbene Herzog von Bouillon von Franz II. dessen Unterthan und Hausgenosse er nicht war, angenommen hätte.

Hierauf zählte ich die Mittel zu einer Aussöhnung her, welche dû Maurier ihm im Namen seiner vornehmsten Freunde, mit der gewissen Versicherung vorgeschlagen hatte, daß Se. Majestät dieselben genehmigen würden. Z. B. Er sollte dem König den Vorschlag machen, daß man Sedan als einen der, den Reformierten eingeräumten, Sicherheitsplätzen ansehe; oder die Stadt an den König verkaufen; oder, wenn er sich dazu nicht entschließen könnte, so sollte la Noue als Gouverneur dahin abgeschickt werden, da dann die Souverainität und selbst das Eigenthumsrecht ihm verbleiben sollte. Allein er habe alle diese Vorschläge verworfen, da der König hingegen weit mehr für ihn thäte, als er schuldig wäre. Es sey also bloß des Herzogs Schuld, wenn wir, wegen seiner unzeitigen Hartnäckigkeit, gezwungen wären, die Degen gegen einander zu ziehn; er bringe die reformierte Kirche zu Sedan an den Rand des Verderbens, an welchem man sie bald erblicken würde: Dieser Unfall gehe dem König so nahe, daß er entschlossen sey, und daß er sogar den Deputierten der reformierten Parthey sein Wort gegeben habe, zu Sedan an der Religion weder etwas zu ändern, noch Neuerungen zu machen, auch wenn er die Stadt mit den Wafen in der Hand erobern würde. Zulezt bat ich Paraberen, er sollte mir in Absicht auf die Reinigkeit meiner Absichten, und den Verdruß,

den ich darüber empfände, daß einer von meinen Glaubensbrüdern so blindlings in sein Verderben renne, öfentlich Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Es schien dem König nicht überflüßig, die gleiche Vorsicht gegen die protestantische Parthey zu gebrauchen. Bouillon hatte ihm durch la Noue Versicherungen geben lassen, die er schlechterdings nicht annehmen konnte. Der König ließ dieselben bekannt machen, und beantwortete sie in einer Schrift, welche unter den Freunden des Herzogs verbreitet ward, ungeachtet man dabey Gefahr lief, daß sie und er dadurch nur noch mehr würden veranlaset werden, zu glauben, Se. Majestät suche die Sache nur durch gelinde Mittel beyzulegen, wie sie denn auch wirklich ausstreuten, der König zweifle je länger je mehr an dem glücklichen Erfolg seiner Unternehmung; und Bouillon sezte, nach dem Bericht der Herren von la Vieville, d'Arson und dû Maurier, welche zu verschiednen Malen an ihn abgeschickt wurden, hinzu: Ich ziehe Se. Majestät, wider ihren Willen, auf eine so tollkühne Weise ins Spiel; und ich habe mich vor ihm gerühmt, ich wolle Sedan auf der Seite des Roßeisens (du fer à cheval) innert dreyen Monaten erobern. Diese leztre Thatsache ist wahr, und sie erweckte bey dem König allerley Gedanken über die angebliche Treue derer, welchen er den Zutritt zu seinen Berathschlagungen gab; denn als ich dieß Wort fallen ließ, war niemand zugegen, als Don Juan und Erard. Eben deswegen sah mich Bouillon für seinen Todfeind an, der alle die günstigen

Gesinnungen wieder verderbe, die der König etwa gegen ihn haben möchte, und behandelte mich bey jeder Gelegenheit als einen solchen. Es lag dem König ob, diesen Vorwurf zu beantworten, und er beantwortete ihn wirklich so gut, als ich es nur wünschen konnte; und was die übrigen, noch unverschämtern Reden betrift, so nahm er sich vor, den Herzog bald aus einem andern Tone reden zu machen.

Er verließ Fontainebleau am Ende des Märzmonats zugleich mit der Königin, welche einen Theil der Reise mitmachen sollte, *) ungeachtet die Strassen sehr schlecht waren, und nahm den Weg durch Rheims, Rhetel, Mezieres, Doncheri, und Mouzon. Da ich den König erst nach Beendigung des Geschäftes wieder sah, so werde ich die dahin gehörigen Nachrichten aus den Briefen hernehmen, die er selbst an mich schrieb, und durch Villeroi und la Varenne ununterbrochen an mich schreiben ließ.

Bouillon legte seinen Stolz nicht eher ab, als bis er durchaus mußte. Er sagte dem du Maurier, er würde in dem Augenblick, da man ihn auffordern ließe, sogleich das französische Wapen von den Thoren abreissen lassen, und zwar deswegen, weil der König befohlen hatte, man sollte, wäh-

*) Nach dem Bericht des Herrn von Thou, des Merc. franç. und der besten Schriftsteller dieses Zeitalters machte die Königin diese Reise nur deswegen mit, um dem Herzog vortheilhaftere Bedingnisse zu verschaffen, der sie auf seine Seite gebracht hatte.

rend dem er mit den Wafen in der Hand auf ihn losgehe, ihm zugleich den Prozeß machen, den er mir mit der größten Lebhaftigkeit zu betreiben befahl, eh ich abreißte, um mich zu ihm zu verfügen. Der Herzog wußte vier von den Canoniers Sr. Majestät so gut zu beschwatzen, daß sie sich bewegen ließen, auf Pferden, die er ihnen nach la Fere en Tartenois sandte, zu ihm zu kommen; eine Handlung, die gewiß bestraft zu werden verdiente. Ungeachtet die Gemahlin des Herzogs von Bouillon Sedan nicht verließ, so wußte er dieß doch so geschickt zu verbergen, daß diejenigen, denen der König aufgetragen hatte, ihm von allem, was daselbst vorgienge, Nachricht zu geben, ihm meldeten, sie sey nach Deutschland gegangen, um nicht in einer belagerten Stadt bleiben zu müssen. Man hörte ihn, sich rühmen, daß er nur mit dem Fuß stampfen dürfe, so würden viertausend Mann in Sedan einrücken. Er wollte nämlich die Welt gerne glauben machen, die siebenzehn Compagnien Reuterey, und einige Regimenter Fußvolk, welche sich in dem Herzogthum Luxemburg befanden, stehn ihm zu Gebote, und er würde von den Schweizern mächtig unterstüzt werden. Was man zuverläßiges wußte, war dieses, daß er vor dem 20. April fünf- oder sechshundert Mann erwarte, die er in Gascogne, und in der Gegend von Limeuil hatte anwerben, und zu Bordeaux einschiffen lassen. Ein Neffe des Herrn von Rignak, und ein gewisser Prepondie' hatten dieselben unter dem Titel von Rekruten, die in den Niederlanden dienen sollten,

angeworben. Dieß hatte Pücharnaut dem König gemeldet, da er noch zu Paris war.

Allein wenn man die Sache genauer untersuchte, so war in allem diesem viel Uebertriebenes. Man wußte, daß in Deutschland niemand einen Schritt für den Herzog thue; dieß versicherte Bongars Sr. Majestät. Die Erzherzogen liessen mehr Furcht für ihre eigne Sicherheit vor unsern Zurüstungen blicken, als Neigung, sich gegen uns zu erklären. Spanien fand die Sache zu unwichtig, um deswegen mit Frankreich zu brechen; dieß wußte man in Madrit selbst. England war im höchsten Grad gleichgültig gegen den Herzog von Bouillon. Drey oder vierhundert schweizersche Abentheurer, dieß war sicherlich alles, worauf er rechnen konnte, und auch hierin fand er sich grossentheils betrogen, da hingegen unsre Werbungen in den Schweizerkantonen wider seine Erwartung, ungehindert von statten giengen. Was den Churfürsten in der Pfalz betrift, so hatte Montglat ihn noch nicht gesprochen: allein er meldete von Straßburg, er fürchte sich eben so sehr, als Bouillon. Der Landgraf schrieb selbst nach Frankreich, um seine Gesinnungen an unserm Hofe bekannt zu machen.

Was die eigenthümliche Macht des Herzogs betrift, so wußte man, daß er nicht mehr, als zwölfhundert Mann Truppen in Sedan hatte, und man bekam bald nähere Nachricht, daß es nicht mehr, als sieben oder achthundert Bürger und zusammengeraffte Abentheurer wären, von denen sogar ein

Theil noch Mine machte, als ob sie die Stadt vor Annäherung der königlichen Armee verlassen wollten. Es gieng ein Gerüchte, Bouillon habe sich selbst sieben nach Deutschland begeben, und sich einige Meilen weit durch seine Besatzung begleiten lassen; er sey bey Bascogne von einigen Soldaten gesehn worden, die ihn kennten, und mit welchen er gesprochen hätte. Einige Umstände, die man von den Befehlen erzählte, die er zu Sedan in Betref des Schlosses und der Stadt gegeben haben sollte, machten es sogar gläublich, daß er nicht wieder dahin zurückkehren würde: allein diese Nachricht, die der Gouverneur von Villefranche dem König zu Rheims mündlich gegeben hatte, war falsch. Der Herzog von Nevers, der besser unterrichtet war, meldete Sr. Majestät, der Herzog von Bouillon sey zwar an der Spitze von drey bis vierhundert Mann ausgerückt, aber nur um einem deutschen Fürsten entgegen zu gehn, mit welchem er in der folgenden Nacht wieder nach Sedan gegangen sey. Ungeachtet die Nachrichten der verschiednen Agenten Sr. Majestät bey weitem nicht völlig übereinstimmend waren; so wußte man doch von sichrer Hand, daß Bouillon die Stadt nicht verlassen habe. Jener deutsche Graf, den er, der Sage nach, um eine Belagerung auszuhalten, zum Befehlshaber von Sedan gemacht hatte, war der dritte von den Grafen von Solms. Der älteste war Oberhofmeister des Churfürsten in der Pfalz; den zweyten haben wir oben bey dem Herrn du Plesson gesehn; und was diesen betrift, so sagte man eben

nicht viel rühmliches von seinen Einsichten und seiner Erfahrenheit.

Der König ward zu Nanteuil mit einem Schnuppen befallen, jedoch hinderte ihn dieß nicht, sobald er auswerfen konnte, auf die Jagd zu gehn. Er meldete mir von diesem Ort den 27. März, er habe einen Hirsch gefehlt, allein zum Ersatz habe er gestern zwey Wölfe bekommen, welches er für ein gutes Anzeichen halte. Er fand zu Fresne vier Compagnien von dem Garderegiment, welche bereits mit siebenhundert Mann rekrutiert waren: diesen erlaubte er, bis zum ersten Aprill hier zu bleiben, um sich vollends zu rekrutieren. Man sah, daß das Herz des Königs sich erweiterte, und daß das ehmalige Feuer sich wieder in seiner Mine zeigte, da er sein erstes Handwerk wieder ergrif. Er speiste zwey Meilen von Fresne zu Mittag, und hörte zu Rheims die Tenebras (späte Messe) wo er über die Osternzeit bis die nächste Mittwoche blieb. Der Herzog von Merkoeur, und der ganze Adel der Provinz stiessen hier zu ihm; auch unterredete er sich in dieser Stadt mit dů Maurier, welcher von Sedan zurückkam, und ihm von Seite des Herzogs von Bouillon sagte, er sey bereit, einen Edelmann im Namen des Königs daselbst aufzunehmen, wofern derselbe keinen Charakter hätte, und wenn seine Besatzung nur unter dem Befehl seines Commandanten bleiben dürfte: er sey ebenfalls bereit, den König, mit einem so grossen Gefolge, als ihm belieben wird, auch alle diejenigen daselbst aufzunehmen, die er dahin schi-

cken würde; allein er bestehe darauf, daß er allein Herr von seiner Festung bleiben, und lieber seine Güter, seine Kinder, und sein Leben verlieren wolle. Je näher die Gefahr kam, desto mehr ließ der Herzog von seinem Stolze nach.

Ohne diesen Vorschlag zu beantworten, schickte der König den Herzog von Nevers nach Mouzon, um die dahin kommandierte Reuterey zu versammlen, und den Einmarsch der angeblichen Truppen des Herzogs von Bouillon in Sedan zu hindern. Es waren daselbst in allem nicht mehr, als dreyhundert Mann, Schweizer und Deutsche, angelangt, und es war nicht wahrscheinlich, daß Bouillon noch mehr Truppen bekommen würde, da Se. Majestät nunmehr im Stande waren, dieses zu verwehren. Heinrich schien den Augenblick äusserst ungeduldig zu erwarten, da er gegen Sedan vorrücken könnte; allein er hatte nur das Garderegiment bey sich. Die Rekruten der Chevauxlegers kamen in dem beßten Zustand an; die übrigen Truppen sollten erst den 4. Aprill zu ihnen stossen. Der König erwies mir die Ehre, zweymale von Rheims aus, den 24. und den 26. März, an mich zu schreiben, und in mich zu dringen, daß ich nebst meinem Sohne zu ihm kommen sollte. Er gedachte den 27ten von hier aus nach Rhetel zu gehn, und den 30ten zu Mouzon zu seyn, welchen Ort er dem Garderegiment auf diesen Tag zum Sammelplatz bestimmt hatte, ungeachtet die Strassen durch den Regen beynahe ganz unbrauchbar gemacht worden waren. Der König befahl

mir ferner, ich sollte ihm Offiziere und Pferde, nebst Spitzhämmern, Schaufeln und Hacken, und einigen Stücken schweren Geschützes von mittlerer Grösse zuschicken, um sein Quartier zu befestigen.

Ungeachtet aller dieser Zurüstungen gaben sich doch so viele Personen Mühe, eine Unterhandlung zu Stande zu bringen, daß man auf allen diesen äussern Anschein von Krieg nicht viel zählen durfte, und daß wirklich die Unterhandlungen bald die Oberhand bekamen. Gleichwol war der König mit den lezten Artickeln sehr unzufrieden, welche dû Maurier von Seite des Herzogs überbracht, und welche Villeroi auf Heinrichs Befehl dem Siegelbewahrer und mir mitgetheilet hatte. Noch mehr wurde er über eine Schrift aufgebracht, in welcher der Herzog mit ihm, als mit seines gleichen unterhandeln zu wollen schien. D'Arson, welcher nach dem dû Maurier aus eignem Trieb zu dem Herzog gereiset war, überreichte dem König diesen unverschämten Aufsatz. Allein nachdem Bouillon auf diese Art seine Eitelkeit befriedigt hatte; so fieng er an zu begreifen, daß es endlich Zeit sey, den Ton zu ändern; er ward mit einmal ganz sanft und nachgiebig. Netankourt *) kam in seinem Namen zu dem König, um ihn zu bitten, daß er den Herrn von Villeroi abschicken möchte,

*) Johann von Netankourt, Graf von Vaubekourt, Staatsrath, Mareschall de Camp, Unter-Gouverneur der Stadt und des Bistums Verdûn, Gouverneur von Chalons in Champagne, st. im Jahr 1642.

um mit ihm in Unterhandlungen zu tretten, und einen Traktat zu schliessen. Der König bewilligte dieß, woferne die Zusammenkunft zu Torcy, d. h. nicht ausser den französischen Gränzen gehalten würde. Ein lezter Anfall von Thorheit bewegte diesen Mann, der wahrlich ein schlimmeres Schicksal verdiente, als ihm wiederfuhr, durch den Aersens, der sich mit Heinrichs Bewilligung zu ihm verfügt hatte, zurücksagen zu lassen, er erkenne Netankourt nicht für seinen Abgesandten, und könne den Herrn von Villeroi entbehren.

Nothwendig mußte Heinrich irgend einen starken Beweggrund, der mir unbekannt ist, haben, die ganze Schuld dem Herzog von Bouillon aufzuladen, daß er dessen ungeachtet nicht unterließ, Villeroi und Dinteville *) an ihn abzuordnen. Bouillon ließ, wie es scheint, gegen diese Abgeordneten weder seine üble Laune aus, noch machte er es ihnen schwer, einen Akkord zu schliessen. Villeroi gab mir selbst von dem Nachricht, was in dieser Conferenz vorgefallen war, und fügte dem Brief, den er mir bereits am Abend des gleichen Tages (es war der 30. März) da er wieder nach Donchery zurückgekehrt war, hierüber schrieb, einen ziemlich langen Aufsatz bey. Wenn ich ihm glauben darf, (man wird die Gründe sogleich sehn, die mich an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln bewegen) so fand er den Herzog so argwöhnisch und unentschlossen, daß er nicht eher als nach einer

*) Joachim von Dinteville, Gouverneur von Champagne.

zweyten Conferenz für etwas gutstehn könnte, und auch dannzumal nicht eher, als bis er mit seinen Augen würde gesehn haben, daß er nicht nur den Traktat annehme und unterzeichne, sondern auch anfange, denselben zu vollstrecken. Wie will nun Villeroi, ohne sich selbst zu widersprechen, diese Worte mit demjenigen reimen, was er unmittelbar nachher sagt, es dünke ihn, der Herzog von Bouillon wolle sich zum Ziel legen: unstreitig sagte er dieses deswegen, weil er nicht umhin konnte, mich auf die Abschliessung eines Traktats vorzubereiten, der, wie er in seinem Herzen wußte, weit näher war, als er mir sagte. Er kündigte mir eine zweyte Conferenz auf den folgenden Tag an, und meldete, dieß wäre Schuld, daß Se. Majestät noch diesen ganzen Tag zu Donchery bleiben würden.

Hier ist ein Beweis, daß mir Villeroi nicht alles sagte. La Varenne, der an dem gleichen Tag an mich schrieb, meldete mir, Bouillon habe der Conferenz mit der Mine eines Mannes beygewohnt, welcher Gnade begehrt, und dieß mit Recht, sagt er, weil der Herzog, nachdem er alle seine Kräfte angespannt, sein kleines Gebiet ausgesogen, und auf allen Seiten nach Hülfe geworben hätte, am End doch nicht mehr als fünfzehnhundert Mann in allem habe zusammenbringen können, und zwar lauter junge Leute, welche niemals Feuer geschmeckt hätten, wenig Franzosen und Lanzknechte, nur fünf und zwanzig Schweizer, und das übrige ein jämmerliches Gesindel,

wenn man noch etwa einige Niederländer aus Frankendal und der umliegenden Gegend ausnähme: wenn die Herzogin von Bouillon nicht in dieser äussersten Noth Sedan verlassen hätte; so würde sich ihr Gemahl ohne Zweifel entschlossen haben, in alles einzuwilligen: man könne auch wirklich den Traktat schon als abgeschlossen ansehn, und vermuthlich habe der Herzog den Aufschub auf Morgen nur deswegen als eine Gnade begehrt, um sich einigermassen die Schande einer so plötzlichen Uebergabe zu ersparen.

In der That wurde in dieser zwoten Conferenz alles ins Reine gebracht. Villeroi eilte dem Scheine nach sehr, mir Nachricht davon zu geben, weil er mir, wie gestern, gleich nach Beendigung derselben schrieb: allein er wußte auf der andern Seite die Sache so zu wenden, daß ich, wie man bald sehn wird, eben keine sehr genaue Kenntniß davon bekam. Er verheißt in diesem zweyten Brief, mir den Traktat selbst zu senden, sobald er ins Reine gebracht und besiegelt seyn würde, welches Morgen sehr frühe geschehn sollte. Inzwischen meldet er mir die vornehmsten Artickel desselben: der Traktat führt den Titel: Artickel, betreffend die Schutzherrschaft von Sedan und Raukourt; er ist datiert vom 2. Aprill 1606. und der Termin ist auf vier Jahre gesezt. Der Herzog von Bouillon willigt nach demselben ein, daß der König nach Willkür einen Gouverneur, nebst einer Compagnie von fünfzig Mann in das Schloß lege, und daß die Einwohner von Sedan dem König den

Eid der Treue leisten, welches er ebenfalls zu thun verspricht. Das übrige des Briefs füllt Villeroi mit den Lobsprüchen aus, die der König, wie er sagt, meiner Wachsamkeit, und meinen Rathschlägen bey dieser Gelegenheit öffentlich ertheilet hätte: eine ziemlich unnütze Mühe, weil meine Handlungen und Worte vergeblich gewesen waren. Villeroi verblendete mich durch diese Schmeicheley nicht, und änderte meine Meinung über sein Betragen eben so wenig.

Ich bin überzeugt, daß der König in vollem Ernst entschlossen war, sich meiner bey der Beendigung dieses Geschäftes zu bedienen: nach den Versicherungen, die er mir hierüber gegeben hatte, und der Mühe, die er sich nahm, an mich zu schreiben, nur auf meine baldige Anherkunft zu dringen, damit ohne mich nichts abgeschlossen würde, kann ich hieran nicht zweifeln. Ich will nicht entscheiden, aus welchem Grunde Villeroi in dieser Sache so ganz anderst dachte, als der König; ob es deswegen geschah, weil er befürchtete, ich möchte ihm die Ehre, einen Traktat zu schliessen, rauben, oder ob er in Sorgen stand, wenn Bouillon durch meine Vermittlung vortheilhaftere Bedingnisse erhielte, so möchten wir, zum Schaden seiner Staatsgrundsätze, nach welchen er die vornehmsten Protestanten immer in Uneinigkeit zu erhalten trachtete, Freunde werden. Nur dieß behaupte ich, er habe die Schliessung des Akkords desto mehr beschleunigt, je deutlicher er sah, daß Se. Majestät meine Gegenwart sehr dabey wünschten,

ten, und diesem füge ich noch bey; er habe sich einer kleinen Betrügerey bedienen zu dürfen geglaubt. Da Heinrich ihm die Briefe überlieferte, von denen ich oben geredet habe; so gab er sie einem Lakayen, dem er befahl, ganz sachte den Weg über Amiens, St. Quentin und Rheims zu machen, so daß ich dieselben erst nach dem Brief erhielt, welchen der König acht Tage nachher an mich schrieb, und welchen er mir durch einen Expressen überbringen ließ. Nicht ohne Erstaunen las ich in dieser lezztern Depesche, der König sey meinetwegen nicht wenig besorgt; denn er fürchte, ich seye krank, weil er auf den vor acht Tagen an mich geschriebnen Brief keine Antwort von mir erhalten hätte; dieß sey die Ursache, warum der Traktat ohne mich wäre geschlossen worden. In eben diesem Brief, welcher Samstags den 1. Aprill datiert ist, meldet mir Heinrich, ich sollte unverzüglich zu ihm kommen, und deswegen mein schweres Gepäcke zu Chalons lassen; ich werde ihn den folgenden Montag zu la Cazine finden, wo er die Königin besuchen wollte.

Da ich diese beyden Briefe den gleichen Tag zu Suipe erhielt; so sah ich, daß ich keinen Augenblick verlieren durfte, wenn ich mich zugleich mit Sr. Majestät an dem bestimmten Ort einfinden wollte. Ich sah aus der Art, wie er mich empfieng, daß er nach reifer Ueberlegung den Fehler ziemlich gerne vergeben würde, den Villeroi gegen mich

begangen hatte *). Er empfieng mich auf eine ausserordentlich schmeichelhafte Weise, weil er vielleicht dachte, ich sey ein wenig empfindlich darüber, daß man meine Ankunft nicht erwartet hätte.

---

*) Die Nachricht, welche de Thou, Liv. 136. von diesem Feldzug gegen Sedan giebt, ist dem Herzog von Sülly nicht sehr günstig; hingegen lautet sie sehr zum Vortheil des Herzogs von Bouillon. Er giebt zu verstehn, Heinrich sey auf dieser Reise zur Ueberzeugung gekommen, daß der Herzog von Sülly den Marschall von Bouillon bey dieser Gelegenheit nur aus persönlichem Haß verfolge: er habe daher seine Abwesenheit mit Freuden benuzt, um dieses ganze Geschäft durch einen Traktat zu beendigen, weil die Verbindungen desselben mit Biron und d'Auvergne doch am Ende nicht strafbar befunden worden waren. Allein das Zeugniß des Merc. Franç. beynahe aller Geschichtschreiber, und selbst des Apologisten des Herzogs von Bouillon, welcher in Absicht auf diese Sache von dem Herzog von Sülly vortheilhafter redet, als von Bouillon, nebst den übrigen Beweisen, welche in diesen Denkwürdigkeiten zerstreut sind, entkräften, wie mich dünkt, dasjenige vollkommen, was de Thou hier in Absicht auf die Meinung behauptet, welche Heinrich IV. von den Gesinnungen und Neigungen des Herzogs von Bouillon soll gehabt haben. Man ist Thatsachen, welche mit Originalbriefen, und Gesprächen belegt sind, die gleich aus dem Munde niedergeschrieben worden, wie dieß der Fall mit den meisten Stücken dieser Art, welche man in unsern Denkwürdigkeiten findet, und besonders mit der gegenwärtigen Erzählung ist, weit mehr Glauben schuldig, als Nachrichten, welche sich blos auf die allgemeine Sage gründen; und es würde, wenn ich nicht irre, eben nicht sehr schwer seyn, dem Herrn von Thou zu zeigen, daß er in seiner Erzählung nicht mit sich selbst übereinstimmt.

„Seyn Sie willkommen, sagte er laut zu mir; „ich habe für Ihr Nachtessen und Lager gesorget, „Sie werden gut bedienet werden. — Rathen „Sie, sagte er mir hierauf ganz sachte, indem er „sich meinem Ohr näherte, warum ich so eilig

---

Woher denn also die Eilfertigkeit, mit welcher der Traktat geschlossen ward; die sichtbare Gunst, die man darin bemerkt, und die Verheimlichung, die nach Sülly eigner Erzählung von dem König selbst herrührte? Ich stimme den Gründen bey, die Marsolier dafür angiebt; 1. habe Heinrich IV. den Herzog von Bouillon nicht zu Grund richten, sondern ihn blos das Gewicht seiner Macht fühlen lassen wollen, um ihn in Zukunft in den Schranken der Pflicht zu erhalten: 2. habe Bouillon, da ihm Villeroi seinen Verbindungstraktat mit Biron und d'Auvergne vor Augen legte, seine Zuflucht einzig zur Unterwerfung genommen, um die Verzeihung zu erhalten, um die ihn sein Stolz zu bitten hinderte, so lange er sich noch schmeicheln konnte, daß seine Schritte unentdeckt bleiben werden: 3. habe Heinrich IV. nach reifer Ueberlegung der ganzen Sache geglaubt, der Herzog von Bouillon werde ihm zu Sedan weniger schaden, als an jedem andern Ort, und deswegen habe er ihn, statt ihn daraus zu vertreiben, einen Monat nachher wieder dahin gehn lassen. Was den Herrn von Villeroi betrift, den der Autor hier tadelt; so sieht man wol, daß er nur auf Befehl Sr. Majestät, und nach Ihrem Willen so handelt: es werden ihm auch wirklich wegen dieser Unterhandlung in dem 8477. Band der Handschr. der königl. Bibliothek grosse Lobsprüche ertheilt. Man kann auch die andern Geschichtschreiber und hauptsächlich den Mercure François, Jahr 1606. darüber nachschlagen. Doch hat kein Schriftsteller diese Sache mit so vielen Umständen erzählt, als man in unsern Denkwürdigkeiten findet.

„gewesen bin? Darum, weil ich weiß, daß Sie „gleich bey Ihrer Ankunft alles hätten besichtigen, und alle gefährlichen Oerter hätten durchsuchen wollen, und weil ich befürchtete, es möchte Ihnen irgend ein Zufall begegnen; denn ich „wollte lieber, Sedan nie erobern, als Sie verlieren, weil ich Sie zu etwas grösserm nöthig „habe.„

Die Betrachtungen, die ich über diesen Akkord machen konnte, dürften freylich nicht ganz unpartheyisch seyn; ich werde also blos dieses sagen, der Herzog von Bouillon sey sehr glücklich gewesen, daß er so wolfeil davongekommen, nachdem er den König genöthigt hatte, eine Armee auf die Beine zu stellen, und einen Zug von fünfzig Stücken schweren Geschützes bis auf fünfzehn oder höchstens zwanzig Meilen von Sedan vorrücken zu lassen, da er überdas dem König die Mühe gemacht hatte, in eigner Person bis vor die Mauren von Sedan zu gehn. Heinrich gestand dieß alles ein; das Betragen des Herzogs sezte ihn bisweilen in einen wirklichen Zorn: allein seine gewöhnliche Gütigkeit behielt die Oberhand. Er zog den 2. Aprill in Sedan ein, wo er fünfzig Mann, und an ihrer Spitze den Herrn von Netankourt zurückließ. Hierauf leistete ihm Bouillon den Eid der Treue. Der König ließ mich so frühe zu dieser Ceremonie rufen, die auf seinem Zimmer vorgieng, daß Bouillon ihn noch im Bette fand *).

*) Heinrich IV. antwortete ihm sehr verbindlich; nicht so fast seine Festung Sedan habe ihn gereizt, hieher zu

Den folgenden Tag besichtigte ich den Platz. Dreyhundert zerlumpte Lanzknechte, und fünf und zwanzig Schweizer waren alle fremden Truppen, die ich hier fand, statt jenes furchtbaren Sukkurses, welcher dem Herzog von Bouillon aus allen Gegenden der Christenheit zu Hilf eilen sollte. Alles übrige war verhältnißmäßig; elende Canonen, welche von vier oder fünf ungeschickten Artilleristen bedient wurden: kein bequemer Ort, um sie zu postiren: keine Faschinen, keine Schanzkörbe, keine Steinbohrer, keine Bolen zu Stückbettungen, mit einem Wort nichts von allem dem, was man gewöhnlich anschaft, wenn man eine Belagerung aushalten will. Ich konnte mich nicht enthalten, mein Erstaunen hierüber dem Herzog zu zeigen, welcher zugegen war; allein er fand meine Anmerkungen so wenig, als meine Freymüthigkeit nach seinem Geschmack, und fieng deswegen an, mit weit mehr Hitze mir zu widersprechen, als nöthig war. So erfinderisch ihn auch seine Eitelkeit machte, so war doch die Ungleichheit der Stärke beyder Partheyen so sichtbar, daß unsre Nachbarn der Meinung waren, er sey dem gänzlichen Untergang nur durch eine blinde Unterwerfung entronnen. Der Cardinal von Peron wünschte mir von Rom aus Glück dazu. „Die „Kriege,„ sagte mir Se. Eminenz, indem er die „Worte eines Alten anführte,„ müssen nachdrück„lich und kurz seyn; man gewinnt dadurch Zeit

---

kommen, als die nützlichen Dienste die er von seiner Person erwarte. Hndschr. der königl. Bibliothek.

„und Unkosten: die Eroberungen, die man durch „den Schrecken der Wafen macht, gehn viel ge„schwinder und weiter, als diejenigen, welche man „mit den Wafen selbst macht.„ Der Pabst redete öffentlich mit Ruhm von dieser Expedition, und ich weiß, daß man an allen andern Orten ungefehr wie zu Rom, darüber dachte. Dieß tröstete mich ein wenig wegen des Ruhms unserer Wafen.

Ich hatte auf eine andre kleine Entschädigung für diese Kriegsunkosten Rechnung gemacht, nämlich auf die Unterwerfung der in der Grafschaft St. Paul gelegnen Oerter. Man muß sich hier wieder an dasjenige erinnern, was ich von dem Ankauf dieser Grafschaft im Jahr 1604. gesagt habe: Guillouaire bot dem König dieselbe im Namen des Grafen von Soissons käuflich an und Se. Majestät übergaben dieß Geschäfte in meiner Abwesenheit den Herrn von Bellievre, Villeroi, Sillery und Maisses: da ich dem König die dabey sich vorfindenden Schwierigkeiten zeigte, so ließ man den Kaufcontrakt im Namen einer dritten Person ausfertigen, bis Se. Majestät sich durch Wegnahme der zu der Grafschaft gehörigen Oerter als den wahren Käufer an den Tag geben könnte.

Da Heinrich mir befahl die Truppen zu bezahlen, und zu verabscheiden, so antwortete ich: „Wie, „Sire, verabscheiden? und was wird denn aus „dem Kaufcontrakt der Grafschaft St. Paul wer„den? Erinnern Sie sich nicht mehr an den Ent-

„schluß, den wir beym Ankaufe faßten? Man „kan, da die Unkosten niemal ergangen sind, „nichts bessers thun, als sich auf diese Seite „wenden.„ Ich zeigte Sr. Majestät, daß er nicht mehr, als vierzehn Tage hierzu brauche, weil die Spanier nichts weniger, als dieß erwarteten; übrigens würden sie keine gültige Ursache haben, sich darüber zu beklagen, weil der König sich nur der Gewalt bediene, die die Traktaten den Grafen von St. Paul zugestehen, daß sie zwischen Frankreich und Spanien wählen könnten; dieses würde man dem Spanischen Staatsrath anzeigen lassen, sobald man vorrücken würde. „Ich sehe „wol, daß Sie Recht haben,„ erwiederte Heinrich, nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte; „allein man muß doch reiflich darüber nachdenken, „und ich will erst mit den Vornehmsten, die um „mich sind, und mit den Mitgliedern des ordentlichen Staatsraths reden.„ Ich weiß nicht, mit wem der König über diese Sache redete, und welchen Rath man ihm gab; aber zwey Tage nachher nahm er mich beyseite, und wollte mich überreden, man müßte die Sache dießmal ruhen lassen. Ich gesteh' es, daß ich mich nicht enthalten konnte, beym Weggehn zu dem König mit einiger Ungeduld zu sagen: „Nun dann ich sehe, bey Gott! „wol, daß wir unsre Degen an den Nagel aufhängen, und die schöne Armee, die wir auf den „Beinen haben, abdanken müssen, da wir doch „einen so bequemen Anlas haben, sie nützlich zu „gebrauchen.„ Ich konnte den König nicht auf

„und Unkosten: die Eroberungen, die man durch „den Schrecken der Wafen macht, gehn viel geschwinder und weiter, als diejenigen, welche man „mit den Wafen selbst macht.„ Der Pabst redete öffentlich mit Ruhm von dieser Expedition, und ich weiß, daß man an allen andern Orten ungefehr wie zu Rom, darüber dachte. Dieß tröstete mich ein wenig wegen des Ruhms unserer Wafen.

Ich hatte auf eine andre kleine Entschädigung für diese Kriegsunkosten Rechnung gemacht, nämlich auf die Unterwerfung der in der Grafschaft St. Paul gelegnen Oerter. Man muß sich hier wieder an dasjenige erinnern, was ich von dem Ankauf dieser Grafschaft im Jahr 1604. gesagt habe: Guillouaire bot dem König dieselbe im Namen des Grafen von Soissons käuflich an und Se. Majestät übergaben dieß Geschäfte in meiner Abwesenheit den Herrn von Bellievre, Villeroi, Sillery und Maisses: da ich dem König die dabey sich vorfindenden Schwierigkeiten zeigte, so ließ man den Kaufcontrakt im Namen einer dritten Person ausfertigen, bis Se. Majestät sich durch Wegnahme der zu der Grafschaft gehörigen Oerter als den wahren Käufer an den Tag geben könnte.

Da Heinrich mir befahl die Truppen zu bezahlen, und zu verabscheiden, so antwortete ich: „Wie, „Sire, verabscheiden? und was wird denn aus „dem Kaufcontrakt der Grafschaft St. Paul werden? Erinnern Sie sich nicht mehr an den Ent-

„schluß, den wir beym Ankaufe faßten? Man „kan, da die Unkosten niemal ergangen sind, „nichts bessers thun, als sich auf diese Seite „wenden.„ Ich zeigte Sr. Majestät, daß er nicht mehr, als vierzehn Tage hierzu brauche, weil die Spanier nichts weniger, als dieß erwarteten; übrigens würden sie keine gültige Ursache haben, sich darüber zu beklagen, weil der König sich nur der Gewalt bediene, die die Traktaten den Grafen von St. Paul zugestehen, daß sie zwischen Frankreich und Spanien wählen könnten; dieses würde man dem Spanischen Staatsrath anzeigen lassen, sobald man vorrücken würde. „Ich sehe „wol, daß Sie Recht haben,„ erwiederte Heinrich, nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte; „allein man muß doch reiflich darüber nachdenken, „und ich will erst mit den Vornehmsten, die um „mich sind, und mit den Mitgliedern des ordent„lichen Staatsraths reden.„ Ich weiß nicht, mit wem der König über diese Sache redete, und welchen Rath man ihm gab; aber zwey Tage nachher nahm er mich beyseite, und wollte mich überreden, man müßte die Sache dießmal ruhen lassen. Ich gesteh' es, daß ich mich nicht enthalten konnte, beym Weggehn zu dem König mit einiger Ungeduld zu sagen: „Nun dann ich sehe, bey Gott! „wol, daß wir unsre Degen an den Nagel aufhän„gen, und die schöne Armee, die wir auf den „Beinen haben, abdanken müssen, da wir doch „einen so bequemen Anlas haben, sie nützlich zu „gebrauchen.„ Ich konnte den König nicht auf

einen andern Entschluß bringen. Zwey Tage nachher bezahlte man die Truppen; jeder kehrte nach Haus, und ich führte die Artillerie nach Paris zurück.

Es fiel dem König ein, unter dem Donner seiner ganzen Artillerie in diese Stadt einzuziehn. La Varenne meldete mir dieß auf seinen Befehl: „Ey, mein Herr, schrie ich, über diesen Antrag „bestürzt, was fällt dem König ein? Wir haben „weder Degen noch Spieß gebraucht, keinen einzigen Schuß weder aus dem großen noch aus „dem kleinen Geschütz gethan, und doch wollen „wir die Sieger spielen, wir, die wir in gedoppelter Absicht die Ueberwundnen sind. Wir haben dasjenige auf eine leichtgläubige Weise gekauft, „was der König nur seinem Muthe verdanken sollte, und hiernächst haben wir uns gefürchtet öffentlich zu sagen, was wir erobert haben. Ich „dachte immer, die Sachen werden so gehn. Melden Sie dem König, jedermann sage dieses, und „man werde über uns spotten, wenn wir das Geschütz lösen lassen.„ Vielleicht gieng meine Freymüthigkeit dießmal ein wenig zu weit; allein sie war die Folge des Verdrusses über alles, was vorgefallen war. Der König hörte diese Antwort nicht ohne großen Unwillen an, und er verbarg ihn vor niemandem, als vor mir. Gleich nachher kam Praslin, und auf ihn Bethune, um mir in seinem Namen ganz gelinde zu sagen, es sey in dem, was er fodre, nichts unvernünftiges. Ich meinerseits glaubte sie von dem Gegentheil überzeugen zu

können. Allein nunmehr gerieth Heinrich in einen heftigen Zorn, gab meiner Widersezlichkeit gegen seinen Befehl sehr harte Namen, und ließ mir aufs neue in einem entscheidenden Tone befehlen zu gehorchen. Ich that es so schnell, und mit einem so heftigen Donnern des Geschützes, daß dieses ihn sogleich wieder besänftigte, und er mich zu sich kommen ließ, um mich zu umarmen. *) Bouillon befand sich bey diesem Einzug in dem Gefolge des Königs. Er that gewiß sehr Unrecht, daß er von ihm durch einige Merkmale von Verachtung beschimpft zu werden befürchtete; denn Heinrich nahm von diesem Augenblick wieder seine alte Vertrau-

---

*) Das Journal de Henri IV. gedenkt dieses Zwistes nicht, und sagt im Gegentheil, Rosny sey an des Königs Seite gewesen, habe ihn unterhalten, und ihm die schönen Damen gewiesen: Der Marschall von Bouillon habe eine sehr einfache Kleidung und Equipage gehabt, und habe sehr traurig geschienen. Er redet von einem Brief, den der König an die Prinzeßin von Oranien über die Abtrettung von Sedan in folgenden Ausdrücken schrieb: „Ich kann wie Cäsar sagen, Veni, vidi, vici: oder „aus dem alten Liede singen, drey Tage lang dauerte „meine Liebe, und endigte sich in dreyen Tagen; „denn so lange war ich in Sedan verliebt. Sie kön„nen nunmehr sagen, ob ich wahrhaft bin, oder nicht, „und ob ich den Zustand von Sedan besser kannte, als „diejenigen, welche mich glauben machen wollten, daß „ich diesen Ort in dreyen Jahren nicht erobern würde, „u. s. w.„ De Thou betriegt sich abermals, wenn er eben dasselbe sagt, der Herzog von Bouillon sey erst einige Tage nachher angekommen. S. den Merc. franç. wo man die Beschreibung des Einzugs Sr. Majestät in Paris lesen kann.

lichkeit gegen ihn an, und änderte in seinem Betragen weiter nichts, als daß er ihn noch besser behandelte.

Um eben diese Zeit kam der berüchtigte Streit zwischen Paul V. und den Venetianern zum Ausbruch. Er nahm seinen Anfang schon in den ältesten Zeiten bey Anlas der angeblichen Rechte in Kirchensachen, die der heil. Vater unlängst, aber sehr zur Unzeit, gegen die Republik gelten zu machen gesucht, und denen sich diese in einigen sehr entschloßnen Dekreten widersezt hatte. *) Fres-

---

*) In einem von diesen Dekreten, vom 10. Januar 1603. ist das Verbot enthalten, ohne Erlaubnis der Signoria keine Kirche zu bauen, und nach einem zweyten vom 26. März 1605. können die Geistlichen, und die Besitzer todter Güter (gens de main morte) ohne ausdrückliche Gestattung nichts an sich kaufen. Ich will mich in keine Entscheidung über diese streitigen Rechtsamen einlassen, gegen und für welche es damals eine unendliche Menge von Schriften gab. Die vornehmsten sind die, welche aus der Feder des Cardinal Baronius für den Pabst, und des Fra Paolo Sarpi, eines Minoriten, für die Venetianer geflossen sind. Man findet alle diese Sachen bey de Thou, in dem Merc. franç. Jahr 1606. u. a. Geschichtschreibern, und besonders in den Schriften, die über diesen berüchtigten Streit ans Licht traten. Die Jesuiten, die Capuziner, und einige andere Ordensgeistliche in kleiner Anzahl, waren die einzigen, die dem Interdikt gehorchten, und sich aus den Ländern der Republik vertreiben ließen. Der Bann ward von allen andern Orden in ihrem Gebiet verachtet, und der Gottesdienst ward eben so gut fortgesezt, als vorher. Man erzählt, der Generalvikarius des Bischofs von Padua habe zu dem Podesta gesagt, er werde thun, was ihm der

ne Canaye, unser Gesandte zu Venedig hatte mir bereits im leztverfloßnen Oktober Nachricht davon gegeben. Diese Dekrete, nebst der Einkerkerung zweyer Ordensleute auf Befehl des Senats, der von dem Pabst gegen sie geschleuderte Bannstrahl, weil sie sich weigerten, die Dekrete zu widerrufen, und ihm in Absicht auf diese Einkerkerung Genugthuung zu geben; und endlich die Protestation, die die Republik neulich gegen diesen Bann eingelegt hatte: dieß alles brachte die Erbitterung bey der Parthey auf die höchste Stuffe.

Ich finde, wenn ich meine Meinung frey heraus sagen soll, daß beyde Theile sich hierinn mit vieler Leidenschaft, und mit wenig Klugheit betrugen. Zwar habe ich immer eine wahre Ehrerbietung gegen die Person Paul V. gehabt, und ihm öffentlich meine Dienste geweihet: Ich denke auch nicht, daß das, was ich sagen werde, diesen Gesinnungen widerspreche. Wir sind nicht mehr in den Zeiten, wo die Päbste jene geistliche Obergewalt ausübten, die sie mit Recht ihr schönstes Erbgut nannten, indem sie bey ihnen wirklich so viel war, als eine ganz unumschränkte Herrschaft über die Länder und die Personen der christlichen Fürsten. Heutzutage macht man einen ziemlich bestimmten Unterscheid zwischen dem, was sie im Zeit-

---

heil. Geist eingeben würde: allein der Podesta habe ihm geantwortet, der h. Geist habe dem Rath der Zehn bereits eingegeben, er sollte alle diejenigen aufhängen lassen, welche sich weigern würden, den Befehlen des Senats zu gehorchen.

lichen unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatten, und widersezt sich diesen Anmassungen aus aller Macht. Ich möchte beynahe sagen, daß man auch in Absicht auf das Geistliche aufgehört hat, blind zu seyn: so viel ist wenigstens gewiß, daß die Reformation ihnen mit einmal zwey Drittheile wegnahm; und dieß ist ein so neues und so leicht nachzuahmendes Beyspiel, daß der römische Hof gewiß nicht klug handelt, wenn er die Republik Venedig dazu reizt, da sie beynahe ganz mit Völkern umgeben ist, die sich der Gewalt des Pabstes entzogen haben, und die ihr gerne die Hand bieten werden, sobald sie Lust bezeigen wird, das gleiche zu thun: Ich meine die Evangelischen und überhaupt alle Protestanten in Deutschland, der Schweiz, in Böhmen, Ungarn, Oestreich und Siebenbürgen, welchen wir noch die schismatischen Griechen und die Türken beyfügen können. Wenn man zu Rom ein bischen über die Verwüstung nachdenkt, die drey oder vier einzige Mönche in dieser Kirche angerichtet haben, so muß dieß Sr. Heiligkeit hinreichend seyn, und zwar um so viel mehr, da dieses Unglück nur von einem unklugen Stolz Leo des X. und Clemens des VII. herkam, der demjenigen ganz ähnlich ist, den Paul V. bey dieser Gelegenheit zeigte.

Die Venetianer laufen vielleicht noch größere Gefahr, als der Pabst, wenn sie sich denselben zum Feind machen. Alle diese Untersuchungen, welche man im Anfang anzustellen gedenkt, ohne das Gewissen dadurch zu verletzen, endigen sich

über kurz oder lange damit, daß man sie mit den Wafen in der Hand behauptet, sobald die Gründe, wie es immer zu gehn pflegt, nicht nur kein Gehör mehr finden, sondern auch je länger je heftigere Schritte veranlasen; und dieser Freystaat muß nichts so sorgfältig zu vermeiden trachten, als den Krieg, in der Ueberzeugung, daß der Kaiser und die Krone Spanien ihre Ansprüche auf diese Länder, die sie nicht einmal geheim halten, unstreitig nur deswegen nicht gelten machen, weil es ihnen an Vorwänden und Anläsen dazu fehlt. Die Politik der Venetianer muß also immer darauf sehn, daß theils ihre Republik, theils auch das übrige Italien in eben dem Zustand bleibe, in welchem die Sachen sich dießmal befinden. Keine Aenderung kann ihr vortheilhaft seyn, und jede Revolution muß nothwendig traurige Folgen für sie haben. Ich habe diese Sache oft in Gesprächen mit den Cardinälen von Joyeuse und du Perron ganz durchgedacht, und ich arbeitete nebst ihnen mit mehr Offenherzigkeit, als ein eifriger Hugenotte gewöhnlich zeiget, daran, durch dienliche Mittel zu hindern, daß die neue Religion sich weder in Italien noch in Spanien einen Weg öfne, woferne sie nur auf ihrer Seite gut dafür stehn würden, daß der Pabst, als das Oberhaupt von Italien, sich ebenfalls nicht um denjenigen Theil von Europa bekümmre, welcher nichts mehr mit ihm zu schaffen hat, weil ich immer geglaubt habe, daß das wahre politische System, d. i. dasjenige, welches Europa zur Ruhe bringen und darinn er-

halten kann, davon abhängt, daß man diesen Welttheil genau in diesem Gleichgewichte erhält.

Hätte man zu Rom und zu Venedig alle diese Betrachtungen anstellen können, so würde jedermann daselbst geholfen haben, den gegenwärtigen Streit in seiner Geburt zu ersticken: eine zu rechter Zeit und mit Mäßigung gegebne Erklärung wäre dazu hinreichend gewesen. Diejenigen Geschäfte, welche dem Scheine nach die schwierigsten sind, lassen sich immer auf eine erwünschte Art beylegen, wenn man sie zu behandeln versteht; und dieß war hier mehr der Fall, als bey manchen andern. Man mußte die Sache nur ohne Rücksicht auf gewisse Folgen betrachten, worüber man ohne Grund unruhig war, weil man nicht alles besorgen muß, was möglich ist. Allein man hatte sie mit Fleiß verwirret, indem man Fragen damit verband, an welchen die Klugheit der geschicktesten Friedensstifter immer scheitern wird. Die boshaften Eingebungen derer, welche aus diesem Streit Vortheil zu ziehen hoften, hatten gewiß eben so viel Antheil daran, als alles übrige. Wenn ein Zorniger in der größten Hitze des Unwillens noch fähig wäre, seine Vernunft zu gebrauchen, so würde ich ihm vor allem aus rathen, gerade dannzumal ein Mistrauen in die Reden derjenigen zu setzen, welche sich anbieten, ihnen in ihrer Rache zu dienen. Bey diesen Anläsen stellen der Haß und die Mißgunst ihre unausweichlichsten Schlingen.

Da mich Canaye befragte, was er als französi-

scher Gesandter in dieser Lage der Sachen zu thun habe, so glaubte er, er müsse mir, um mich besser zu unterrichten, einen weitläuftigen Aufsatz überschicken, der die Beschwerden und die Gründe beyder Partheyen enthielt. Ich machte eben nicht sehr viel Gebrauch davon, und man hätte ihnen dadurch auch wirklich keinen Dienst geleistet, wenn man alle diese Gründe untersucht, und über jeden einzelnen einen Ausspruch gethan hätte. Deswegen begnügte ich mich, dem Gesandten schlechtweg zu antworten, die Venetianer könnten, ohne Rücksicht auf den Grund des Streites, nichts anders thun, als die ganze Sache solchen Schiedsrichtern überlassen, welche zwar nicht dem strengen Rechte nach darüber absprächen, aber den Streit als gemeinschaftliche Freunde beyder Partheyen schlichten könnten. Ich schlug den König, der mir allein fähig schien, dieses zu thun, und den Nunzius Barberini vor, dessen Klugheit und Rechtschaffenheit ich kannte, und welcher Sr. Majestät Bericht erstatten sollte. Dieser Rath ward befolgt, aber nicht sogleich. Erst bediente sich die Leidenschaft ihrer gewöhnlichen Rechte, und äußerte sich das Uebrige dieses Jahres hindurch in Schriften, worinn man mit der größten Erbitterung gegen einander zu Felde zog. Zum Glück waren die streitigen Partheyen gerade die zwo Mächte in Europa, welche sich am langsamsten zu einem Krieg entschließen, und damit beruhigte man sich immer. Wir werden in dem künftigen Jahre sehn, wie sich dieser Streit endigte.

Dieß Geschäfte war indessen nicht ohne Nutzen für den Nunzius Barberini, weil es ihm den Cardinalshut erwarb, den ihm der Pabst bey einer außerordentlichen Cardinalspromotion überschickte. Der König, dem er denselben größtentheils zu danken hatte, machte ihm deswegen seine Glückwünsche. Er pflegte auch, wenn er von mir redete, zwar ohne daß er mich nannte, zu sagen, er habe bey Sr. Majestät einen guten Freund. Eben so glaubte auch der Cardinal dů Perron, ich sey ihm zu Erlangung des Erzbistums Sens, und der Großallmosenierstelle nicht unnütz gewesen, die Se. Majestät ihm ertheilten. Er dankte mir dafür, und bat mich, ich sollte ihn in seiner Abwesenheit der Rechtsamen des Großallmoseniers genießen lassen. Bey diesem Anlas behielt mir der König die Abtey Coulon vor.

Einen wichtigern Dienst leistete ich den Bürgern von Mez in dem Streit, den sie um diese Zeit mit den Jesuiten hatten. Diese hatten zwey Jahre vorher einen Versuch gemacht, sich in diese Stadt aufnehmen zu lassen: allein die Einwohner hatten dieß durch Vorstellungen abgewandt, die ich bey Sr. Majestät unterstützte. Sie wiederholten ihr Ansuchen mehr, als einmal; allein ich sprach der Stadt von neuem Muth ein, indem ich ihnen durch St. Germain, und des Bordes, und nachher durch la Noue von der Art, wie der König gegen sie denke, Nachricht geben ließ. Dessen ungeachtet wurden alle ihre Besorgnisse im Anfange dieses Jahres aufs neue erregt, weil die Je-

suiten

suiten sich neuer und weit wirksamerer Mittel, als vorher, bedienten; da sie die Geistlichkeit, und die ganze katholische Bürgerschaft vermochten, sich mit ihnen zu vereinigen. Sie versicherten sich der Beystimmung des Herzogs von Epernon, als Gouverneurs der Stadt, welcher den 15. April zu Mez ankam, um die lezte Hand an dieses Werk zu legen; wenigstens dachten die Einwohner so, und glaubten, der Gouverneur thue nichts, als auf Befehl und mit Genehmigung Sr. Majestät. Voll Bestürzung schickten sie mir gleich den folgenden Tag einen Brief, welchem den 25. April ein andrer nachfolgte, dessen Ueberbringer Braconier war. Sie hatten ihm aufgetragen, er sollte mich nachdrücklich an die Gründe erinnern, weswegen ich mich bereits ihrer angenommen, und die ich, wie sie fürchteten, vergessen hätte. Sie sandten ebenfalls zwey Deputierte nach einander an den Hof, um daselbst für ihre Angelegenheiten zu wachen: nicht zwar, sagten diese eifrigen Protestanten, daß sie befürchteten, die Jesuiten möchten sie von ihrem Glauben abwendig machen; allein sie wären überzeugt, die Gesellschaft könne durch ihre Ränke zu Mez eine Revolution verursachen, deren Folgen in einer noch nicht lange mit der Krone vereinigten Stadt sehr schädlich seyn dürften.

Ich hatte mich dieses Beweggrundes bey dem König schon bedient, welcher sonst noch bedachte, von welcher Wichtigkeit ihm einst diese Stadt in Absicht auf seine großen Entwürfe seyn würde.

Ich erfüllte das Herz der Einwohner mit Freude, als ich ihnen durch ihren letzten Deputierten melden ließ, der König habe ihre Bitte genehmigt, und werde keine Neuerungen bey ihnen einführen, wofür ich ihnen im Namen Sr. Majestät mein Ehrenwort gab. Sie statteten in einem dritten Brief, vom 10. Junius, den lebhaftesten Dank dafür ab, allein ich sah aus demselben, daß sie noch nicht völlig von ihrer Furcht geheilet waren; indem ihre Widersächer sich, wie sie sagten, neulich gerühmt hätten, daß sie Mittel wissen, den König auf andre Gedanken zu bringen.

Die Jesuiten erhielten in der That alle Tage so überzeugende Proben von dem Wohlwollen des Königs, daß diese Furcht dadurch völlig gerechtfertigt ward. Er schenkte ihnen in diesem Jahr nur zur Erbauung ihres Collegiums zu la Fleche hunderttausend Thaler, und bat die Königin, dieses Geld auf folgende Art selbst zu vertheilen: hundert und sechszigtausend Livres zum Bau des Collegiums; ein und zwanzigtausend zur Bezahlung des Platzes; fünf und siebenzigtausend zum Ersatz der Benefizien, welche man eingezogen hatte, um daraus einen beständigen Fonds für dieses Collegium zu machen, weil diese Benefizien, in deren Besitz weltliche Personen waren, denselben mit Gewalt entrissen werden konnten, und wirklich mit Vorbehalt einer Entschädigung entrissen wurden: zwölftausend zu dem Haus, welches die Patres bewohnen sollten; dreytausend zum Ankauf einer Bibliothek; eben so viel zur Auszierung ihrer

Kirche; sechstausend zu ihrem Unterhalt für das gegenwärtige Jahr, (denn Heinrich hatte hierbey nichts vergessen) und fünfzehntausend Livres, die la Varenne ihnen, seitdem sie zu la Fleche waren, geliehen, und die der König zu bezahlen versprochen hatte. Diese Schrift ist datiert vom 16. Oktober und von dem König selbst unterzeichnet.

Hier ist eine andre noch weit seltsamere. Ein Parlamentsrath, Namens Gillot, hatte dem P. Cotton im Jahr 1603. ein Buch geliehen. Da er dasselbe nicht zurückbekommen konnte, ungeachtet er es ihm einige Male abfodern ließ; so schickte er einen Bedienten an ihn, mit Befehl, nicht eher von der Stelle zu gehn, bis er das Buch bekommen hätte. Da er es durch dieses Mittel erhielt, und es öffnete; so fiel ihm ein beschriebner Bogen Papier in die Hände, den der Jesuit vermuthlich vergessen hatte herauszunehmen, und der, wie der Rath dachte, von desselben eigner Hand war. Es war ein Aufsatz, den er für wichtig genug hielt, um mir mitgetheilt zu werden. Er überbrachte mir ihn also, und nachdem er von mir das Versprechen gefodert hatte, daß ich seinen Namen in dem ganzen Geschäfte nicht nennen wollte; so händigte er mir denselben ein, um davon einen selbstbeliebigen Gebrauch zu machen. Nachdem ich untersucht hatte, ob der Aufsatz wirklich von des P. Cottons eigner Hand sey, welches ich vermittelst der Briefe leicht thun konnte, die ich, wie er wußte, von dem Pater bey Handen hatte; so wurden wir durch die Vergleichung voll-

kommen überzeugt, daß er wirklich von seiner Hand sey. Hier ist er übersetzt, denn das Original ist lateinisch. Er enthält ein langes Verzeichniß von Fragen, die der Jesuit an den Teufel thun wollte, welchen er in einer gewissen besessenen Weibsperson, die damals viel Aufsehn machte, zu beschwören gedachte *). Man wird Fragen von al-

---

*) Sie hieß Adriana von Fresne, und war aus dem Dorfe Gerbigny, nahe bey Amiens, gebürtig. Sie ließ sich zu Paris in der St. Antoinestrasse nieder, und zog nach dem Kloster St. Victor, wo sie sich exorzisieren ließ, eine fast eben so große Menge Volkes hin, als einst Martha Broßier nach Ste. Genevieve. De Thou, welcher diese ganze Geschichte nicht mit Stillschweigen übergeht, giebt nach seiner Gewohnheit der Neugierde des P. Cotton, da er desselben, als eines der vornehmsten Exorzisten gedenkt, bey dieser Gelegenheit die härtesten Namen. Er bemerkt ferner, Heinrich IV. habe den Herzog von Sülly sehr ernstlich gebeten, dafür zu sorgen, daß das Original dieses Aufsatzes nicht ins Publikum käme; und da entweder aus Unvorsichtigkeit oder auf andre Weise das Gegentheil geschah, so habe er sich vor den Hofleuten gestellt, als ob er die Sache für eine Kleinigkeit ansehe, ungeachtet er im Herzen sehr unwillig über den P. Cotton gewesen sey. De Thou, Liv. 132.

Das Journal de l'Etoile gedenkt dieser Schrift des P. Cottons ebenfalls: „Sie war, sagt dieser Schrift„steller, damals der gewöhnliche Innhalt aller Unter„redungen.„ Der Biograph des P. Cotton giebt eine umständliche Nachricht von dem Antheil, den der Pater an der Geschichte der Adrienne von Fresne hatte, Liv. 2. S. 90. und endigt dieselbe folgender massen: „Man fand, daß der P. Cotton niemals mit der Per„son geredet hatte, der man die Bekanntmachung des „Aufsatzes zuschrieb, und welche ein gewisser Parlaments-

len Gattungen darinn finden; solche, die blosse Neugierde zeigen; andre, die unnütz, und sogar lächerlich sind, und unter diesen letzten einige über solche Sachen, über die man schlechterdings nicht nachforschen sollte. Der Aufsatz hebt so an:

Durch die Verdienste der H. Apostel Petrus und Paulus; der H. Jungfrau und Martyrin Priska; der H. Krieger und Martyrer Moses und Ammon; des H. Martyrers und Theologen Antenogenes; der H. Volusianus, Bischofs von Tours; des H. Einsidlers Leobardus, und der H. Jungfrau Liberata.

Hierauf folgen die Fragen, die der Exorzist an den Teufel thun will. Sie sind in keiner Ordnung hergesetzt, weil der Autor sie ohne Zweifel, so wie sie ihm einfielen, zu Papier brachte; einige sind in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß unmöglich jemand anders, als er selbst sagen könnte, was er gemeint hat.

Alles, was Gott mich (der P. Cotton redet) will wissen lassen, in Betref des Königs und der Königin; derer, welche am Hof sind; der öffent-

---

„rath war, der denselben, dem Vorgeben nach, in ei-
„nem Buch gefunden, welches der P. Cotton von ihm
„geliehen hatte. Ueberdas bezeugten die Schreibmeister,
„denen man die Schrift wies, die das Original aller
„andern Abschriften seyn sollte, und wie man fälschlich
„versicherte, von dem P. Cotton unterzeichnet war,
„nachdem sie dieselbe mit Briefen von seiner Hand ver-
„glichen hatten, dieß könne unmöglich von ihm ge-
„schrieben seyn.„

lichen und geheimen Nachrichten; der Strasse und des Wegs: der besondern und allgemeinen Beichten; derer, welche um die Prinzen vom Geblüt sind; des Herrn von Laval; des Gottesdiensts; der Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache; der Gelübde, der Weihung, und der Gewissensfälle; der Seelenbekehrung; der Canonisation, und ob er mir befehle, darum zu bitten; des Kriegs mit den Spaniern, oder den Ketzern; der Reise nach Neufrankreich, und nach der ganzen gegen uns über liegenden Küste von Amerika; der Mittel, welcher ich mich bedienen soll, um mit Nachdruck zu überreden, damit Er sich vor seinen Vergehungen hüte: Von dem Teufel will ich wissen die Gefahr, der ich ausweichen kann; er soll mir auch zeigen, was ich den . . . . zu danken habe. Ob die Besessene getauft, ob sie eine Nonne ist; ob man in Absicht auf die Maria von Valence *), und die Seele des la Faye wegen Clarencals Bosheit einige Betriegerey zu besorgen habe. Ich will den Teufel um die Zeit fragen, wann er ausfahren werde, um die Stunde und das Mittel, und ob es des Nachts geschehn werde; ob ich irgend eine verborgne Gefahr zu befürchten habe; ob die Sprachen von Gott herkommen; durch welches Mittel Chamieres Ferrier; durch welche Bücher und Mittel man die Predigten nützlicher machen könne; welches meine größte Gefahr sey; was für eine Erstattung der König geben müsse;

*) Eine von den Andächtigen des P. Cotton.

was er wolle, daß man der Frau Acharia *), dem du Jardin, den Brüdern und Schwestern sagen soll; was die Erscheinung in Languedok gewesen sey; ob es rathsam sey, daß die Mutter Pasithea **) hieherkomme, und daß die Schwester Anna von St. Barthelemi nach Pont a Mousson gehe; er soll mir sagen, was ich in Betref des Königs und des Herrn von Rosny zu wissen begehrte; was man von seiner Bekehrung hoffen dürfe; welches diejenigen Protestanten am Hof seyen, die man am leichtesten gewinnen könnte; ob der von dem Teufel befreyte nicht irgend etwas zu besorgen habe; ob ich nicht selbst in diesem Fall sey; was die Errichtung des Collegiums zu Poitiers hindre; was die Berufung der Nichte betrift; welches die deutlichste und bestimmteste Beweisstelle in der Schrift sey für das Fegfeuer und die Anrufung der Heiligen, für die Gewalt des Pabstes, und daß unser H. Vater die gleiche Macht habe, wie der H. Petrus; wann die Thiere in der Arche Noah getrunken, und welche Kinder Gottes die Töchtern der Menschen geliebet haben; ob die Schlange vor Adams Fall auf Füssen gegangen sey; wie lange sie im Himmel, und unsre ersten Aeltern im Paradise gewesen; welches die Geister seyen, die vor dem Throne Gottes stehen; ob es einen König der Erzengel gebe; was man thun

*) Eine andre Andächtige des P. Cotton.

**) Eine Nonne, welche in dem Verfolg wieder vorkommen wird.

müsse, um einen dauerhaften Frieden mit den Spaniern zu schliessen: ob Gott mir etwas durch ihn von der Zeit wolle offenbaren lassen, wo die Ketzerey des Calvin werde vertilgt werden; von meinem Vater, von seinem Zustande, und von meinen Brüdern Johann und Anton; wie viele Stellen, die den Glauben betreffen, von den Ketzern seyen verfälscht worden; von dem Plagiarius von Genf; von der Reise des P. Generals nach Spanien; sie gänzlich zernichten; über das Breve und den P. General; über Baqueville und den jungen Menschen, welcher bey der Notredamekirche wohnet; wann die Thiere zuerst nach den Inseln gekommen, und wann diese von den Menschen bewohnt worden seyen; wo das irdische Paradies sey; wie der König und die Königin von England und dieses ganze Reich leicht bekehrt werden könnten: wie man den Türken überwinden und die Ungläubigen bekehren könnte; welcher Theil der Engel gefallen ist; welches die Art der Cherubinen sey, Gott anzubeten; wie ich die Fehler gutmachen könne, die ich im Schreiben, im Druck meiner Bücher, und selbst im Predigen begangen habe; was ihm und den übrigen bösen Geistern in dem Exorzismus am meisten zuwider sey; weßwegen Genf so oft erhalten worden; was er von der Gesundheit des Königs wisse; was die Grossen dieses Reichs am besten mit demselben vereinigen könne; wie man dem Herrn von Verdün helfen könne, und was sein Beweggrund sey; über die Pfandstädte; über Lesdiguieres und seine Bekehrung;

über die Ehre meiner Reliquien; über die an Frau von Clarencal geschriebnen Briefe, und vornehmlich über diese Dame; was den Collegien zu Amiens und Tours im Wege stehe; über die Dauer der Ketzerey.

Da der König sich auf der Rückreise von Sedan einige Tage zu Paris aufgehalten hatte, so gieng er am Ende des Aprills nach Fontainebleau, woher er mir selbst schrieb, und mir durch Villeroi schreiben ließ, er werde sich auf Befehl der Aerzte einer genauen Lebensordnung auf mehr, als zehn Tage unterwerfen. Dieses bewegte ihn, die an *) dem Pfingstfeste üblichen Ceremonien eben so lange aufzuschieben, und dem Staatsrath zu befehlen, daß er nicht eher, als nach vierzehn Tagen nach Fontainebleau kommen sollte. Er erlaubte mir, diese Zeit über nach Sülly zu gehn, nur sollte ich ihn im Vorbeyreisen besuchen. Jenes Mittel, nebst dem Schwitzen, verbesserte die Gesundheitsumstände Sr. Majestät sehr.

Die wichtigsten Geschäfte, die der König zu Fontainebleau behandelte, betrafen die Religion. Die zu Paris versammelte französische Geistlichkeit kam mit einer neuen dringenden Bitte für die Annahm des tridentinischen Conciliums ein **). Da bey

*) Bey dem Ordensfest des H. Geistordens.

**) Man findet die Vorstellungen, die die Clerisey dem König durch den Erzbischof von Vienne, Hieronymus von Villars machen ließ, in dem Merc. Franç. année 1606. nebst der Antwort, die Heinrich darauf gab. „Sie „haben mir von dem Concilium gesagt; ich wünsche die

dieser, und bey einigen andern Foderungen von gleicher Art, die man in dieser Versammlung an den König zu thun beschlossen hatte, die öffentliche Ruhe mit intereßiert war; so bestritten Se. Majestät dieselben mit Gründen sowol, als durch Ihr Ansehn, und behandelten die Protestanten auf den gleichen Fuß, da sie mit der Clerisey in die Wette entschlossen schienen, ihre Rechte zu mißbrauchen. Einige Provinzen schrieben in dieser Absicht an die Generaldeputierten, daß sie bey dem König eine Bittschrift für die Haltung einer Nationalsynode, die sie ihnen zuschickten, unterstützen sollten: In eben dieser Zeit arbeiteten sie daran, daß in den übrigen Provinzen die besondern Versammlungen gehalten würden, in welchen man im Brauch hat, die Synodaldeputierten zu ernennen, und die Instruktionen in Absicht auf die zu behandelnden Punkte zu entwerfen. Heinrich hatte mir bereits den 22. März durch Villeroi melden lassen, ich sollte nebst meinem Soh-

---

„Bekanntmachung desselben; allein die weltlichen Gründe widersetzen sich, wie Sie selbst gesagt haben, oft „den geistlichen: gleichwol werde ich immer gerne mein „Blut und mein Leben aufopfern, um das Wohl der „Kirche und der Religion zu befördern. Was die Simo„nie und die Mäcklerey mit den geistlichen Pfründen be„trift; so wünsche ich, daß diejenigen, welche in dieser „Rücksicht strafbar sind, anfangen, sich selbst zu heilen; „ermuntert die andern durch euer gutes Beyspiel, die„ses zu thun. Was die Wahlen betrift; so sehn Sie „selbst, wie ich dabey zu Werk gehe; ich bin stolz dar„auf.

ne, welchem ich beynahe alles entdecken dürfe, die nöthigen Maasregeln hierüber nehmen, und hierauf dem Deputierten von Dauphine', Namens Servian, Nachricht davon geben. Er schrieb selbst von Fontainebleau an mich, ich sollte die Generaldeputierten zu mir bescheiden, mich bey ihnen nach der Absicht der ganzen Parthey erkundigen, und dieses Projekt vereiteln. Ich beruhigte ihn über alle diese Punkte, indem ich ihm versprach, daß ich, gesetzt auch, es gelänge mir nicht, die Zusammenberufung der Synode zu hindern *), doch wenigstens die treuen Diener, die er unter den Protestanten hätte, in so grosser Anzahl sich daselbst einfinden machen würde, daß sie Meister von den Berathschlagungen wären. Diese Vorsicht schien mir sogar in Absicht auf die besondre Versammlung der Provinz Dauphine' nothwendig: auch sorgte ich dafür, daß der Präsident Parquet befriediget würde, damit er nicht etwa seine Stelle, die er niederlegen wollte, an einen unruhigen Kopf abträte. Ich ließ deßwegen Büllion nach Dauphine', und Esperian nach Guyenne mit deutlichen Verhaltungsbefehlen abgehn.

Des Ageaux starb in diesem Jahr, und seine Stelle eines Untergouverneurs von St. Jean

---

*) Man findet in den Handschriften der königl. Bibliothek einen Brief von Sülly, datiert vom 20. May 1606. an die in Bourgogne wohnenden Protestanten, worinn er sie von dem Entschluß, eine Generalsynode zu Rochelle zu versammeln, abwendig zu machen sucht.

d'Angeli ward sogleich unter andern von Beaulieu und la Roche Beaufourt begehrt. Der erstere hatte vor des Ageaux den Bestallungsbrief gehabt; allein da d'Epernon, Parabere und die ganze Bürgerschaft von St. Jean sich zu Gunsten des letztern vereinigten, so befahlen Se. Majestät mir, denselben kommen zu lassen, und ihm die nöthigen Lehren in Absicht auf die genaue Erfüllung der mit diesem Amte verbundenen Pflichten zu geben, weil er ihm dasselbe anvertrauen wolle. Ich hütete mich sehr, für den Herzog von Rohan zu reden. Soubise *), und er, waren damals bey Sr. Majestät wegen einiger Schritte sehr übel angeschrieben, die jeder andre einer blossen Unvorsichtigkeit, ich hingegen einem förmlichen Ungehorsam zuschreibe; denn meine Gewohnheit ists nicht, die Ausdrücke zu versüssen. Rohan wandte sich mit der Bitte an mich, ihnen die Gnade des Königs wieder zu verschaffen, wenn er gegen das Ende dieses Jahres nach Paris zurückkehren würde. Da ich hierüber an den König zu schreiben die Ehre hatte, so war er so gütig, mir Hofnung zu machen, daß er dem Herzog vergeben würde, und mir sogar Mittel an die Hand zu

*) Benjamin von Rohan Soubise, Bruder des Herzogs von Rohan: Beyde waren Söhne des Herzogs Renat von Rohan, und Enkel des Johann von Parthenay Soubise. Der Herzog von Soubise war einer von den vornehmsten Anführern der Calvinistischen Parthey in Frankreich, während der Religionskriege unter der folgenden Regierung.

geben, wie ich diese Vergebung auswirken könnte; wenn ich nämlich den Schuldigen herführte, nachdem ich ihn erst, entweder in meinem, oder in irgend einem Hause, durch meinen Sohn hätte unterrichten lassen, was er gegen seinen König zu thun hätte, um ihn wieder zu besänftigen, und woferne Rohan nur nicht diesen Augenblick abwarten würde, um die Reue über seine Vergehungen öffentlich zu zeigen: Was die Art betrift, wie er ihn behandeln würde, und das Betragen, das er in Zukunft gegen die Protestanten beobachten sollte; so verschob es der König bis auf seine Ankunft zu Paris, sich hierüber gegen mich zu erklären: Und da Soubise wenigstens nicht eher nach Flandern gegangen war, als nachdem er den König darum befraget hatte; so erlaubte Heinrich ihm, ihn zu Paris zu erwarten, oder nach Fontainebleau zu ihm zu kommen.

Zu Rochelle waren zwischen den Protestanten und der katholischen Geistlichkeit neue Streitigkeiten über den Umfang und die Ausübung der Rechte entstanden, die die leztere hier zu besitzen vorgab. Wenn man beyde Partheyen hörte; so hatte jede Recht, sich zu beklageu: die Geistlichkeit, weil ihre Gegner sich öfters durch Gewaltthätigkeiten, welche in allen Fällen verboten sind, Recht verschaften; die Reformierten, weil jene immer Verordnungen von dem Staatsrath erschlichen, um sich dadurch mehr zuzueignen, als ihnen in der That gebührte. Beyde Partheyen verlangten einmüthig ein entscheidendes Urtheil. Allein der Kö-

nig sah, daß ein Urtheil die Gemüther nur noch mehr erbittern würde, und befahl mir deßwegen, das Amt eines Vermittlers in diesem Geschäfte über mich zu nehmen. Anfänglich stellte ich jeder Parthey ihr wahres Interesse vor Augen, und als ich ihres Gehorsams sicher war; so gab ich ihnen folgende Vergleichpunkte, aus welchen man die Beschaffenheit dieser Streitigkeit sehen kann.

Die Protestanten sollten den katholischen Geistlichen weder die Besuchung der Hospitäler noch der Gefangenschaften, und nicht einmal das Beichthören untersagen, woferne dieß nur ohne Aufsehn, besonders durch öffentliches Tragen der Hostien, geschehe: die Geistlichkeit habe kein Recht den Beerdigungen und öffentlichen Ceremonien in Corpore beyzuwohnen, das Creuz vorzutragen, und noch weniger die Verbrecher zur Richtstätte zu begleiten; die Geistlichen sollten, wenn sie in ihrer Kleidung über die Strasse giengen, weder mit Worten, noch mit Handlungen beleidigt werden: die Protestanten sollten der Erbauung derjenigen Kirche, die die Geistlichkeit aufführen ließ, kein Hinderniß in den Weg legen, besonders da eigens dazu ernannte Commissarien ihnen einen Platz angewiesen hätten; den Fall ausgenommen, daß dieser Platz der Stadt unbequem oder verdächtig wäre, in welchem Fall man ihnen entweder einen andern an weisen, oder die Sache dem König und dem Staatsrath zu entscheiden überlassen könnte. Ich brachte zugleich noch einige andre Punkte in Ordnung, welche die Polizey betrafen: die Katholiken

sollten sich an dem Antheil begnügen, den sie an den Bedienungen und öffentlichen Geschäften hätten, wenn sie durch Mehrheit der Stimmen und auf die gewöhnliche Weise dazu berufen würden; allein in Betref der Handwerke und Meisterschaften haben die Protestanten selbst durch Verjagung der katholischen Ladenjungen, die sie kein Recht gehabt hätten davon auszuschliessen, den Städten, wo die Katholiken die Stärkern wären, ein Beyspiel von Gewaltthätigkeit gegeben.

Inzwischen machte man zu Paris sehr prächtige Zurüstungen zu der Taufceremonie des Dauphins und der beyden Prinzeßinnen. Die Herzogin von Mantua, welche die größte Rolle dabey zu spielen hatte *), verließ Italien mit einem Gefolge von zweyhundert Pferden, und zweyhundert und fünfzig Personen. Im Anfange des Junius kam sie zu Nancy an, und schickte nebst dem Herzog von Lothringen Leute von hier ab, um den König zu befragen, ob sie nach Verfluß von acht Tagen, die sie zu Nancy zuzubringen gedächte, ihre Reise fortsetzen könnte. Man mußte sich hierüber ein wenig bedenken, und Heinrich befahl mir deßwegen, den 4. oder 5 Junius nach Paris zu kommen, denn ich befand mich eben zu Sülly; er meldete mir, er wolle am Ende des Mays von Fontainebleau ebenfalls dahin gehn, und inzwi=

*) Eleonora von Medizis, die älteste Tochter des Großherzogs von Toscana, Franz von Medizis, und Gemahlin des Herzogs von Mantua, Vincenz von Gonzaga.

schen bis ich käme, einige Male nach St. Germain reisen, um seine Kinder zu besuchen: er glaube auch, es würde nicht ausser dem Wege seyn, jemanden mit seinen Aufträgen nach Nancy zu senden. Ueber die Art, wie man die Herzogin von Mantua empfangen sollte, erhob sich eine Art von Streitigkeit, die zuletzt zu Gunsten der Königin beygelegt ward, welche behauptete, da diese Prinzeßin dem König zu gefallen, und um eine so feyerliche Handlung mit ihrer Gegenwart zu beehren, nach Frankreich käme; so könnte man ihr nicht zu viel Ehre erweisen. Es fehlte auch hieran nicht: Man gab ihr den Vortritt und Vorsitz, nicht nur vor die fremden Prinzen, sondern auch vor den Prinzen vom Geblüte. Dieß verdroß die Letztern so heftig, daß sie sich weigerten, den Ceremonien beyzuwohnen, bey welchen sich die Herzogin einfinden würde. Sie fanden es sehr seltsam, daß Prinzen aus dem vornehmsten Hause von Europa einem neugebacknen Herzog den Vortritt lassen sollten, der von einem blossen Bürger von Mantua herstamme, welcher erst seinen Herrn Bonnacolsy umgebracht, sich hierauf zum Gouverneur machen lassen, und sich endlich den eigenthümlichen Besitz angemasset hätte. Allein ungeachtet aller dieser Reden blieb der König doch auf seiner Meynung; er sah bey der Herzogin von Mantua auf nichts weiter, als auf ihre Blutsverwandschaft mit dem königlichen Hause, indem sie die ältere Schwester der Königin war.

Der Herzog von Bouillon wollte sich hieran hal-

ten, aber er fand kein Gehör. Man hatte ihn ernannt, die bey dieser Ceremonie nothwendigen Stücke zu tragen: er behauptete den Vortritt vor den Herzogen wegen seines Ranges, als Herzog von Bouillon und Fürst von Sedan, und berufte sich auf die vorhergehenden Fürsten. Man antwortete ihm, es sey ein Unterscheid zwischen ihnen und ihm: jene seyen wirklich von souverainen Fürsten hergestammt; und dieses habe ihnen den ersten Rang gegeben; er hingegen stamme von einem blossen Edelmanne her.

Die Herzogin von Mantua kam den 20. Julius zu Villers Coterets an, wo sie den König fand, der sie erwartete. Von hier sollte man über Monceaux nach Paris gehn, wo ich beschäftigt war, in der Notredamekirche, im Palais und auf dem Manufakturplatz Bühnen errichten, und alles übrige zubereiten zu lassen; allein man erhielt die Nachricht, daß eine ansteckende Krankheit in dieser grossen Stadt herrsche *). Deswegen entschloß sich der König, nachdem er sich mit der Herzogin hierüber berathschlaget hatte, die Taufceremonie nach Fontainebleau zu verlegen. Die Tournierspiele und alle übrigen öffentlichen Spiele und Lustbarkeiten, welche nur zu Paris gehalten werden konnten, fielen bey dieser Aenderung weg, und man mußte

*) „Die Pest, oder vielmehr die Sparsamkeit des Königs beraubten die Stadt Paris dieser Ehre;„ sagt l'Etoile boshafter Weise; denn er behauptet dieses ganz ohne Grund, und der Erzählung der übrigen Geschichtschreiber zuwider.

sich mit dem bey der Taufe der Prinzen gewöhnlichen Aufwand, und mit der Pracht in der Kleidung Sr. Majestät begnügen. Der Nunzius, statt dem König, nach Monceaux entgegenzugehn, gieng, so wie auch die Königin Margaretha, nach Fontainebleau. Da die Kapellen dieses Schlosses für eine solche Ceremonie zu klein, und die Klosterkapelle noch nicht vollendet war; so schlug ich vor, man sollte die letztern entweder ganz mit Tapeten ausschlagen, oder die Taufe in dem grossen Saale vornehmen *).

Der König nahm die Mühe, das Schloß Fleury selbst zu besichtigen und es zum Empfang des Dauphins zurüsten zu lassen, der gleich nach der Taufceremonie dahin gehn sollte, weil die Seuche zu Paris nicht nur weiter um sich grif, sondern sich

---

*) Sie ward in dem Hofe des grossen Thurms vollzogen, den man hierzu bereitet hatte. Der Kardinallegat von Joyeuse stellte die Person Pauls V. als Pathen des Dauphins vor, und die Pathin war die Herzogin von Mantua. Die ältere Prinzeßin ward nach ihrer Pathin, der Gemahlin des Erzherzogs Albert, und Enkelin Heinrichs II. deren Stelle die Frau von Aegouleme ohne einen Mitpathen vertrat, Elisabeth genannt. Die jüngere Prinzessin hatte zum Pathen den Herzog von Lothringen, der zugegen war, und zur Pathin die Großherzogin von Toscana, deren Stelle Don Joan von Medizis vertrat, und erhielt den Namen Christine. Man findet in dem Merc. Franç. an. 1606. und bey Matthieu Tom 2. Liv. 5. die Beschreibung der Prozeßion und der Lustbarkeiten, welche dieser Ceremonie vorgiengen und nachfolgten. Siehe auch die Hdschr. der königl. Bibliothek vol. 9361. und 9364.

auch in einige benachbarte Oerter verbreitet hatte; Fontainebleau selbst blieb nicht frey davon *). Heinrich meldete mir am Ende des Septembers, es sey von sechs Personen, welche daselbst ganz zuletzt von dieser Krankheit befallen worden, nur eine einzige davongekommen; aber nunmehr habe dieselbe aufgehört. Er nahm das Garderegiment von Melún hinweg, weil man ihm gesagt hatte, diese Krankheit habe sich daselbst in einigen Häusern geäussert. Um eben diese Zeit wären der König und die Königin, da sie das Jahr bey Neuilly paßierten, beynahe ertrunken **), und dieß war Schuld, daß man daselbst eine Brücke machen ließ.

---

*) Das Journal du regne de Henri IV. sagt, es seyen in diesem Jahr zu Paris nicht mehr Leute gestorben, als gewöhnlich; es rechnet acht Personen auf jeden Tag, und schließt hieraus, man habe sich ganz ohne Grund gefürchtet.

**) „Freytags den 9. Junius, meldet das eben angeführ„te Journal, wären der König und die Königin, da sie „auf der Rückreise von St Germain en Laye, nebst dem „Herzog von Vendôme, das Jahr bey Neuilly paßierten, „beynahe alle drey ertrunken, besonders die Königin, „welche mehr zu schlucken kriegte, als ihr lieb war: „und ohne einen ihrer Lakayen und einen Edelmann, „Namens la Chataigneraye, der sie, nachdem er sich, „um sie zu retten, über Hals und Kopf ins Wasser ge„stürzt hatte, bey den Haaren faßte, wäre sie unwie„derbringlich verloren gewesen. Dieser Zufall heilte den „König von einem heftigen Zahnweh, und da die Ge„fahr bald verschwunden war; so scherzte der König dar„über und sagte, er habe in seinem Leben kein bessers

Mein Aufenthalt zu Sülly dauerte dießmal länger, als gewöhnlich. Da der König gehört hatte, daß ich einer Unpäßlichkeit wegen zu Brie-Comte-Robert hatte bleiben müssen; so schrieb er mir den 29. Aprill, und ließ sich nach dem Zustand meiner Gesundheit erkundigen: Eine Gutthätigkeit, für welche ich ihm mit Anbietung meines Lebens dankte. Er gab mir die Kapitainlieutenantstelle bey der Compagnie Gensdarmes, welche unter dem Namen der Königin errichtet ward,

---

„Mittel fürs Zahnweh gefunden: sie haben ein bisgen „zu viel gesalzene Speisen zu Mittag geessen, und des„wegen habe man sie wollen darauf trinken lassen.„ Dieser Zufall begegnete, nach dem Merc. François, deswegen, weil die beyden Riempferde, da sie ins Fahr traten, welches wahrscheinlich keine Seitenwand hatte, zu stark auf die eine Seite hinzogen, ins Wasser fielen, und durch ihr Gewicht den Wagen nachzogen, in welchem der König nebst seiner Gemahlin, dem Herzog von Vendome, der Prinzeßin von Conty und dem Herzog von Montpensier sassen, die der Regen am Aussteigen gehindert hatte. „Die Herrn, welche zu Pferd „waren, sagt jener Geschichtschreiber, stürzten sich ins „Wasser, ohne daß sie erst ihre Mäntel oder Degen „abzulegen Zeit hatten, und eilten nach dem Ort, wo „sie den König gesehn. Da dieser der Gefahr entrissen „war, so gieng er aller Bitten ungeachtet, wieder ins „Wasser, um die Königin und den Herzogen von Ven„dome retten zu helfen. Kaum hatte die Königin Athem „geschöpft, so seufzte sie, und fragte, wo der König „wäre. La Chataigneraye, der ihr, wie sie bemerkt „hatte, eifrig beygesprungen war, erhielt ein Geschenke „von Edelsteinen, und ein Jahrgeld. Merc. Franç. an. „1606. De Thou. Liv. 136.

und begnadigte auf mein Bitten den la Saminiere. Schon diese Gnadenbezeugungen allein hätten ihm das Recht verschaft, alles von mir zu fodern und zu erwarten. Es kränkte ihn sehr, daß die Vermählung zwischen dem Sohn des Herrn von Noailles und der Tochter des Herzogs von Roquelaure *), statt diese zwey Häuser zu verbinden, dieselben nur in Feindschaft gesetzt hatte. Ich bediente mich aller möglichen Mittel, um dieselben wieder auszusöhnen, da ich sah, wie oft und wie dringend der König mich darum bat. Es ist die Pflicht eines guten Fürsten die Eintracht zwischen denen zu unterhalten, welche immer um ihn sind, aber die gesunde Staatskunst erfodert es, daß er mehr durch andre, als persönlich hieran arbeite.

Nicht weniger großmüthig ward ich für meine Besorgung der Finanzgeschäfte belohnt. Da die Pächter Sr. Majestät hundert und fünfzigtausend Livres gegeben und die einjährige Verlängerung des fünfzigjährigen Salzpachtes ihm noch überdas ein Trankgeld (pot de vin) von sechszigtausend Livres eingetragen hatte; so legte er diese zweyhundert und zehntausend Livres folgendermassen an: vier und achtzigtausend Livres wurden bey Seite gelegt, um die Herrschaft Moret daraus zu kaufen, und sechs und dreyßig tausend für einige Bedürfnisse Sr. Majestät: Die Königin

*) Franz von Noailles, Graf von Ayen. Rose von Roquelaure.

bekam zwölf, der Herzog von Nemours dreyßig, Versenal achtzehn und ich dreyßigtausend. Ferner erhielt ich dieß ganze Jahr hindurch an verschiednen Geschenken die gleiche Summe gedoppelt.

Den Verordnungen zufolge schickte die Steuerkammer alle Jahre ihre Beysitzer in die grossen Pachtungsdistrikte aus, wo das Salz als eine Auflage gesammelt wird, um das Quantum zu vertheilen, und unterwegs diejenigen mit einer Geldbusse zu belegen, welche bey der Einführung von fremdem Salz wären ertappt worden. — Allein nicht blos deßwegen sandte man diese Comissarien aus: man ließ beynahe alle Geschäfte durch ihre Hände gehn. Der Untergouverneur von Blois schrieb mir, zween von diesen Comissarien, welche man wegen der Salzauflagen und wegen der Taxe einiger Beamten in den kleinern Finanzbezirken in diese Provinz gesandt hatte, richten viel Unheil daselbst an. Ich antwortete ihm, er thue selbst Unrecht, daß er in seinen Klagen nichts bestimmtes anführe: doch unterließ ich nicht, ihm zwo Verordnungen über diese zween Punkte zuzusenden, damit er sie den Commissarien weisen könnte, mit Verheissung, ihm Recht zu verschaffen, wenn sie dieselben übertreten würden.

Diese Verordnungen enthielten folgendes: Die Salzauflage sollte nicht bloß schlechtweg nach den Distrikten, sondern namentlich nach den Kirchspielen nach Maasgabe der Vermehrung der Sie-

dereyen erhöht werden, wobey man den ärmern Kirchspielen eben so viel von der Auflage abnehmen sollte, als die Erhöhung betrug. Was die Einführung von fremdem Salz betrift, so müßte man, wie es mich dünkte, einen Unterscheid machen. Diejenigen, welche Handel damit trieben, könnten nicht hart genug bestraft werden: aber diejenigen müßte man mit der äussersten Nachsicht behandeln, welche das Salz nur von den Schleichhändlern einkauften, weil sie es hier wolfeiler haben können, als anderstwo, besonders wenn man sie nicht auf der That ertappte. Was die Taxe der Steuerbeamten in den kleinern Finanzdistrikten und der übrigen Finanzbedienten betrift, so giebt es zwo Arten derselben; die eine, welcher überhaupt alle Finanzbedienten unterworfen sind, worein der König die gegen sie angefangenen Untersuchungen zu verwandeln gutgefunden hatte; und die andre, welche besonders die Beamten in den kleinern Steuerbezirken betrift, und die sich auf die Wiederherstellung ihrer Gerechtsamen; des ihnen zugehörigen Abzugs von den königlichen Einkünften, die durch ihre Hände gehn; (Taxations) der Befreyung von den Auflagen, und dem abwechselnden Dienste gründet. Es ward in dieser Verordnung befohlen, daß man die erstere von diesen Taxen in Zukunft nicht mehr fodern könnte, als mit Einwilligung der Beamten, so daß diejenigen, welche sich vor dem Gerichtsbedienten, der ihnen dieselbe abfodert, oder, auf die Weigerung desselben, vor dem

Richter, dem Notarius oder dem Unterkanzlisten eines Orts erklären würden, daß sie keinen Antheil an den Befreyungen des Königs haben wollten, nicht mehr gezwungen werden könnten, ihre Taxe zu bezahlen; in diesem Fall aber waren sie dann der Gefahr eines Criminalprozesses unterworfen, wenn sie der Veruntreuung überwiesen würden: Und so verhielt es sich auch mit der zweyten Taxe; die Untersteuerbeamten, welche den Privilegien ihrer Stelle entsagen wollten, bezahlten dieselbe nicht; allein sie waren dadurch verpflichtet, alles dasjenige zu erstatten, was sie sich, den Edikten und Verordnungen des Königs und der Landsstände zuwider, unter obigem Titel angemasset haben mochten.

Die nach Rouen gesandten Commissarien fanden, daß die Gerechtigkeit erfodre, der Normandie eine Auflage von ungefähr eilftausend Thalern nachzulassen. Sie liessen mir durch die Oberschatzmeister deswegen schreiben, und waren bereit, Deputierte an den König zu senden, um ihn zu diesem Nachlaß zu bereden. Ich antwortete ihnen, es sey nicht nöthig, diesen Schritt zu thun; ich wollte dem König die Sache selbst belieben, der ohne dieß von Herzen geneigt wäre, ihnen noch weit grössere Beweise seines Wohlwollens zu geben, wenn der Zustand seiner Angelegenheiten, und die Geschenke, die er den unersättlichen Höflingen machen müßte, es ihm erlauben würden. Ich versprach ihnen, daß ich mich mit ihnen vereinigen wurde, um dieser Provinz einen weit be-

trächtlichern Nachlaß zu verschaffen, als der obige wäre, der den Armen nur eine sehr kleine Erleichterung verschaffen könnte. Ich fühlte die Gerechtigkeit des Versprechens, das ich ihnen gab, da ich sah, daß man, neben der gewöhnlichen Steuer dieser Provinz, eine Summe von zweyhundert, sechs und vierzigtausend, dreyhundert und ein und achtzig Livres von ihr foderte, ungeachtet dieselbe mit den Auflagen durchaus in keiner Verbindung stand.

Diese Summe bestand aus folgenden Theilen: Drey und dreyßigtausend Livres für die Brücken und Heerstrassen der Provinz sowol zu Rouen, als zu Caen: sieben und dreyßigtausend und fünfhundert Livres, für die Aufhebung des die Leinwand betreffenden Ediktes in diesen zween Finanzbezirken: zwey und zwanzigtausend und fünfhundert Livres für die Unterhaltung der Brücke zu Rouen, welche auf eben diese zwey Bezirke vertheilt waren, ungeachtet man unter dem gleichen Titel zu Paris und in andern Städten verschiedne Summen hob: fünfzehntausend Livres für die Brücken zu Monte und St. Cloud; dreyßigtausend Livres für den Canal, der die Seine und die Loire vereinigt: und achttausend dreyhundert, ein und achtzig Livres für den Grandprevot der Provinz *). Diese verschiednen Summen alle, ich wiederhole es, ha-

*) Diese Summen zusammen betragen gerade hunderttausend Livres weniger, als die oben angegebne Hauptsumme. Der Uebers.

ben meines Bedünkens durchaus keine Verbindung mit der Gütersteuer: warum sollte man Leute zur Unterhaltung dieser öffentlichen Werke, die sie nichts angehn, mit beytragen lassen? Seit einigen Jahren hatte man diejenigen Summen beträchtlich vermehrt, welche wahrscheinlich dazu bestimmt sind, die aber wirklich in dem Beutel einer kleinen Anzahl von Partikularen bleiben, ohne daß der König einen Heller davon bekömmt.

Ich zog den Verwalter von Aegouleme für diejenigen Gelder zur Rechenschaft, die er, seinem Vorgeben nach, nicht mehr bey Handen hatte; indem er, gesetzt auch dieß Vorgeben wäre begründet gewesen, dieselben, ohne des Königs schriftlichen Befehl, nicht hätte von Handen geben sollen. Was mir etwa entgehn möchte, das entgieng doch dem König nicht. Er hörte von der Unterschlagung einer Portion Schießpulver, und befahl mir, dieselbe zu bestrafen, weil dieß in Rücksicht auf alle Magazine, eine Sache von Wichtigkeit wäre. Da er vernahm, daß in meiner Abwesenheit eine Commißion ihre Sitzungen wegen der einfachen Wiedererstattung der fehlenden Einnahme, und der falschangegebnen Rückstände fortsetzte; so befahl er dem Kanzler sogleich schriftlich, dieß Geschäfte bey Seite zu legen, weil ich bey meiner Abreise gewiß auch schon darum gewußt, und ohne Zweifel dafür gesorgt hätte, wenn ich nöthig gefunden, dasselbe vorzunehmen.

Der König machte nach seiner Gewohnheit immer grossen Aufwand. Ich rede nicht von dem-

jenigen, was als Geschenke, die den Reichthümern eines grossen Königs entsprachen, an Edelsteinen weggegeben ward; hierinn war er ganz und gar nicht verschwenderisch. Ein Beyspiel davon ist das Geschenk, das er einer italienischen Dame, Namens Bretoline, machte. Es sollte anständig seyn, und doch nicht mehr, als tausend bis zwölfhundert Thaler kosten. Er schrieb mir deswegen, ich sollte ihm einen Ring mit einem Diamant suchen, der die Gestalt eines Herzens, oder irgend eine andre hätte, wenn er nur nicht platt geschnitten wäre, weil jenes weniger koste und doch mehr scheine. Allein was seinen persönlichen Aufwand betrift, und besonders das Spiel; so betrug dieß immer eine sehr beträchtliche Summe. Ich erhielt öfters dergleichen Bottschaften, wie die vom 11. Dezember gewesen war. Als Heinrich um diese Zeit all sein Geld im Spiele verloren hatte, so befahl er mir in einem Handbriefchen, dessen Ueberbringer Lomenie's Neffe war, ich sollte ihm auf den Abend durch Morand zweytausend Pistolen zusenden. Auch hatte ich mit Parfait sehr starke Rechnungen für die ausserordentlichen Ausgaben seines Hofstaats abzuthun. Ich erhielt den 4. Oktober Befehl von ihm, der Fräulein du Beuil fünf und achtzigtausend, fünfhundert und vier Livres zu bezahlen, und keine andre Quittung dafür zu nehmen, als dieses Handbriefchen. Er hatte an Zamet, um sich mit ihm wegen eines Rückstands vom J. 1602. abzufinden, die Auflage von zwey Sols und sechs

Denier auf jedes Minot Salz überlassen. Da diese Auflage nicht Statt fand, so mußte ich dieß Jahr demselben sieben und dreyßigtausend vierhundert und acht und neunzig Livres, (so hoch belief sich dieser Rückstand) bezahlen, und ihm über das noch vier und dreyßigtausend, zweyhundert und zwanzig Livres zurückgeben, die er seither dem König geliehen oder für ihn bezahlt hatte: Dem la Varenne schenkte er tausend Thaler. Auf seinen Befehl schrieb Villeroi an meinen Sohn, ich sollte dem Balbani, der auf dem Fort l'Eveque gefangen saß, eine Summe, die ihm der König schuldig war, bezahlen, und dafür sorgen, daß er auf freyen Fuß gestellet würde.

Andre Ausgaben, die dem König mehr Ehre machten, waren diejenigen, die er auf die Wiedererbauung der St. Bernhard und Tempelthores, und auch die Brünnen vor dem Palais und dem Croix dů Tiroir verwandte. Der König hatte dem Prevot des Marchands geschrieben, er erwarte, daß diese Gebäude vor dem St. Johannisfest vollendet werden. Nachher machte der Staatsrath, warum? weiß ich nicht, eine Verordnung, die jenen Befehl aufhob, indem die zu diesen Brunnen bestimmten Gelder zur Bezahlung des Pflasters in der Stadt gebraucht wurden. Dieß widersprach einer von den gemachten Verordnungen des Staatsraths selbst, welche laut des dem Uebernehmer ausgefertigten Patents befahl, daß die hierzu nöthigen Gelder von den Bürgern zu Paris nach Maasgab des Platzes, den jeder vor

seinem Haus hätte, bezahlt werden sollten. Der König wollte die Ursache der Verzögerung dieses Baues, und dieses von dem Staatsrath begangnen Fehlers wissen.

Heinrich hatte mir schon öfters mündlich befohlen, ich sollte ihm allgemeine Verzeichnisse geben, in welchen ausführlich alles enthalten wäre, was meine drey vornehmsten Bedienungen, als Finanzminister, Generalfeldzeugmeister, und Oberaufseher der Gebäude und Festungswerke beträfe. Ich wählte die Zeit, die er im Louvre zubrachte, um ihm dieselben einst zu überbringen, da ich ihn am wenigsten mit Geschäften überhäuft zu seyn glaubte; allein ungeachtet ich ziemlich früh von Hause gegangen war; so war der König doch, da ich ins Louvre kam, bereits nicht mehr daselbst. Ich schickte also alle meine Papiere nach dem Arsenal zurück, und begnügte mich, einen sehr kurzen Hauptinnhalt derselben zu mir zu stecken, den ich ihm zeigen könnte, wenn er würde zurückgekommen seyn. Hierauf gieng ich zu der Herzogin von Guise, welche mich schon lange auf eine Mittagsmahlzeit zu sich eingeladen hatte, um ihn daselbst zu erwarten.

Heinrich war um einer Jagdparthey willen so frühe aufgestanden, und wollte die Rebhüner zu Mittag speisen, die er mit dem Falken fangen würde. Er sagte oft, er finde dieselben niemals so schmackhaft und so zart, als wenn man sie so fange, und besonders wenn er sie dem Falken selbst nehmen könnte. Als die Mittagshitze sich näherte,

kam er voll Freude über seine Jagd, und in einer sehr guten Laune zurück, die seine Gesundheit und der glückliche Zustand seiner Angelegenheiten noch mehr erhob. Er gieng, seine Rebhüner in der Hand, in den grossen Saal, und rufte dem Cocquet, der sich bis zu seiner Ankunft die Zeit damit vertrieb, daß er mit Parfait am Ende des Saales schwatzte. „Cocquet, Cocquet, ihr müßt nicht „erschrecken, daß Roquelaure, Termes, Frontenak, Arambüres und ich hier speisen, denn wir „bringen das Essen mit; aber laßt doch den Bratspieß geschwinde zum Feuer setzen, legt ihren „Theil beyseite, und sorgt dafür, daß acht für „meine Frau und mich übrig bleiben. Bonneval, „der auch hier ist, wird ihr die ihrigen in meinem „Namen überbringen, und ihr sagen, daß ich auf „ihre Gesundheit eins trinken werde: allein ich „will, daß man für mich dergleichen zurückbehalte, die ein wenig von den Falken gekneipt sind, „denn es sind drey sehr grosse darunter, die ich „denselben entrissen, und die sie noch nicht berührt „hatten.„

Da Heinrich dieselben vertheilte, kam la Clielle, mit seinem grossen Stock in der Hand, und mit ihm Parfait, welcher ein sehr grosses vergoldetes Becken trug, das mit einem Tellertuch bedeckt war. Er schrie zweymal nach einander; „Sire, Sire, „sie dürfen mir sehr gute Worte geben, denn ich „hab eine Menge, und sie sind sehr gut. Der „König erwiederte: Ich sehe wol, daß Parfait bey „guter Laune ist; das wird ihm einen Finger

„doch Speck auf den Rippen machen: ich denke, „er bringt mir gute Melonen, und das ist mir „ganz recht, denn ich will mich heute satt daran „essen; sie schaden mir niemals, wenn sie sehr „gut sind, wenn ich sie nur bey starkem Hunger „und vor dem Fleisch esse, wie die Aerzte befeh„len. Aber Sie viere müssen auch Ihren Theil da„von haben, darum rathe ich Ihnen, Ihre Reb„hüner nicht eher zu essen, bis Sie Ihre Melonen „haben: ich werde sie Ihnen geben, wann ich „meiner Gemahlin und meinen Theil, und noch ein „Paar für die Leute, denen ich welche verspro„chen, davon genommen habe.„ Als er in sein Zimmer trat, so gab er zwo Melonen, die er bey Seite gelegt, zweyen Jungen, welche an der Thüre standen, und sagte ihnen etwas ins Ohr, und da er aus seinem langen Vogelkabinet Fourcy, Beringhen und la Font herauskommen sah, welcher letztere ein grosses eingewickeltes Packet trug, so sagte er zu ihm: „la Font, bringt ihr mir etwa „noch ein Ragout zu meinem Mittagessen? Ja, „Sire, erwiederte Beringhen, allein dieß ist Fleisch, „welches eben nicht zum Speisen taugt; es ist ein „blosses Schauessen. Das kann ich itzt missen, „versetzte der König, denn ich bin vor Hunger „fast todt, und will vor allem aus essen. Aber „noch einmal, la Font, was ist das, das ihr so „gut eingewickelt habt? Sire, sprach Fourcy, „es sind Muster von verschiednen Gattungen von „Stoffen, Tapeten und Teppichen, die Ew. Ma„jestät beste Manufakturarbeiter verfertigen wollen.

„Dieß ist gut nach dem Essen, erwiederte Heinrich, „ich werde es meiner Gemahlin zeigen: und da „kömmt mir gerade auch ein Mann zu Sinnen, „mit welchem ich nicht immer gleicher Meynung „bin, besonders wenn von dem die Rede ist, was „er Spielzeug und Kleinigkeiten nennt. Ich glau- „be, Fourcy, setzte er hinzu, ihr merkt, von wem „ich rede: ich wünschte sehr, daß er nebst der „Königin zugegen wäre, wenn Ihr uns alle diese „Stoffen zeigen werdet; denn sie werden mich an „etwas erinnern, das ich ihnen sagen will, wann „sie beysammen sind, und worüber ich gern ihre „Meynung wissen möchte. Er sagt mir öfters, „fuhr der König fort, indem er, ohne mich zu „nennen, immer von mir redete, — er finde eine „Sache niemals schön und gut gemacht, wenn „sie das Doppelte ihres wahren Werthes koste, „und so müßte ich von jeder sehr theuren Waare „denken. Ich weiß wol, wovon und warum er „dieses sagt, allein ich lasse mirs nicht merken, „und man muß ihm gleichwol zu reden erlauben, „denn er ist nicht ein Mann von wenigen Wor- „ten. Lassen Sie ihn doch geschwinde aufsuchen, „Fourcy! man kann ihm ja einen von meinen „Wagen, oder der Ihrigen schicken.„

Der Kutscher traf einen von meinen Bedienten an, den ich eben nach dem Louvre sandte, um sich nach dem König zu erkundigen, und kam nach dem Guisischen Pallast, wo ich bereits abge- speiset hatte. Ich überraschte den König sehr, weil er mich nicht so geschwinde erwartet hatte.

„Sie

„Sie sind sehr hurtig, sagte er zu mir, da er mich „ins Zimmer tretten sah, wo er noch bey der Ta„fel saß, — es ist nicht möglich, daß Sie aus „dem Arsenal kommen. Als ich gemeldet hatte, woher ich käme, so sprach er: „Dieses ganze Haus „schätzt Ihre Freundschaft hoch, und liebt Sie „sehr, und dieß freut mich, denn ich bin über„zeugt, daß sie weder mir noch meinem Reich „schaden werden, so lange sie Ihnen glauben, „welches sie mir haben versprechen müssen. Sire, „Sie sagen mir dieß alles auf eine solche Art, er„wiederte ich, woraus ich sehe, daß Sie bey gu„ter Laune, und zufriedner mit mir sind, als „vor vierzehn Tagen. — Wie! unterbrach mich „Heinrich, Sie denken noch daran? ich gewiß „nicht. Wissen Sie denn nicht, daß unsre kleinen „Zwistigkeiten nie länger, als vier und zwanzig „Stunden dauern dürfen? Ich weiß aber doch, „daß dieses Sie nicht gehindert hat, gleich den „folgenden Tag, da ich böse auf Sie war, eine „für meine Finanzen nützliche Arbeit zu unterneh„men. — Es ist mehr, als ein Vierteljahr, sagte „er mir nachher mit vieler Fröhlichkeit, seitdem „ich mich so leicht befunden: ich bin ohne Hilfe „zu Pferd gestiegen: ich habe einen sehr schönen „Tag zur Jagd gehabt; meine Falken sind so schön „gestiegen, und meine Windspiele so gut gelaufen, „daß jene eine Menge Rebhüner, und diese drey „grosse junge Haasen genommen haben: man hat „mir den besten aus meinen Habichten zurückge„bracht, den ich verloren glaubte: ich habe sehr

„guten Appetit, und habe vortrefliche Melonen „geessen; auch hat man mir ein Halbdutzend Au„stern aufgetragen, welches die fettesten und zart„sten sind, die ich jemals aß. — Man meldet „mir aus Provence, fuhr er fort, um mir zu zei„gen, daß alles dazu helfe ihn frölich zu machen, „daß die Händel zu Marseille gänzlich beygelegt „sind, und aus einigen andern Provinzen, daß „nie ein Jahr so fruchtbar gewesen, und daß mein „Volk reich werden müsse, wenn ich die Ausfuhr „erlaube. Saint Antoine schreibt mir, der Prinz „von Wäles rede immer von mir, und von dem, „was er aus Liebe zu mir Ihnen versprochen hat. „Ich habe Nachricht aus Italien bekommen, daß „die Sachen dort so gut gehen, daß ich die Ehre „und den Ruhm haben werde, die Venetianer „mit dem Pabst ausgesöhnt zu haben. Bongars „meldet mir aus Deutschland, der neue König „von Schweden stehe mit seinen Unterthanen je „länger je besser und der Landgraf von Hessen „erwerbe mir täglich neue Freunde, Allierte, und „treue Diener. Büzenval hat an Villeroi geschrie„ben, die Spanier und die Niederländer seyen „beyde so schwach, daß sie bald werden gezwun„gen seyn, einen Frieden, oder einen Wafenstill„stand einzugehn, bey welchem ich nothwendig „den Mittler und den Beschützer machen muß: „Dieß wird der Anfang zur Ausführung meines „Vorhabens seyn, mich zum Vermittler aller „Streitigkeiten zwischen den christlichen Fürsten „zu machen: und was meine Freude vollständig

„macht, setzte der König mit einer lustigen Art „hinzu, hier sitz ich an der Tafel, umringt mit „diesen Leuten, die Sie sehn, (es war dů Laurens, „der junge dů Perron, Gůtron, des Yvetaux, Chau- „mont, und die P. P. Cotton und Gonthier) „deren Zuneigung ich versichert bin, die Sie selbst „für tüchtig halten werden, mir mit nützlichen „und angenehmen Gesprächen die Zeit zu vertrei- „ben, und die es hindern werden, daß man von „keinen Geschäften mit mir rede, bis ich vollends „zu Mittag gespiesen: dann werde ich jedermann „Gehör geben, und thun, was man von mir „begehrt, wenn Vernunft und Gerechtigkeit es „erlauben. „

Ich schloß aus einigen andern Worten des Kö- nigs, daß die Anwesenden die Unterredung auf seine Person gelenkt, und ihn eben so sehr wegen seiner grossen Eigenschaften gelobt, als wegen sei- ner beneidenswerthen Lage glücklich gepriesen hat- ten. Ich erwiederte hierauf, man hätte leicht beß- re Richter finden können. „Gleichwol, versetzte „Heinrich, werde ich alles gelten lassen, was sie „gesagt haben, ohne ein Wort dawider zu sagen„ Er gestand, daß er, aller ihrer Lobsprüche ungeach- tet, es lebhaft fühle, daß er Fehler habe; und was die Complimente über sein Glück betreffe, sag- te er ihnen, wenn sie seit dem Tod seines Vaters immer bey ihm gewesen wären; so würden sie ge- sehn haben, daß man diese Beglückwünschungen um sehr viel herabstimmen müßte, und daß die Zahl seiner unglücklichen Stunden die Zahl der

glücklichen weit übertreffe. Heinrich fügte auch hier seine gewöhnliche Betrachtung bey, er habe von seinen erklärten Feinden noch nicht so viel erlitten, als von der Undankbarkeit und Treulosigkeit verschiedner von denjenigen, die sich entweder seine Freunde und Allierten, oder seine Unterthanen und Bedienten nennen. Der jüngere dü Perron, der in diesen Worten reichen Stof für seine Beredsamkeit fand, fieng an diesen Punkt, als Theolog, als Prediger und sogar als Mystiker zu behandeln. „Sie haben in einem so hohen Stil „geredet, sprach ich zu ihm, da er geendigt hat„te, daß man schwerlich etwas beyfügen könnte.„ Ich behauptete gegen ihn, und gegen die übrigen Herren in Beziehung auf das, was der König so eben gesagt, oder vielmehr, was ich mit eignen Augen gesehn hatte, wenn man alles zusammennähme, so habe er während dem Frieden weit weniger Ruhe genossen, als mitten unter den Unruhen und dem Lerm des Krieges. „Wenn Sie „doch, sagte mir der König, ein Paar Worte „hierüber zu Papeir bringen, und mir übergeben „wollten, damit ich es denen zeigen könnte, wel„che sich als Ungläubige geberden.„ Ich antwortete, dieß erfodre viel Zeit, und würde nicht von jedermann gut angesehn werden, und dann setzte ich noch einige Wahrheiten, so viel mir gerade beyfielen, über die Religion und Politik und über das Unglück hinzu, welches Frankreich drohete, wenn es seinen König verlieren würde, welche den Höflingen, wie ich glaube, noch weniger gefielen, als was ich bereits gesagt hatte.

Alle diese Reden, welche zulezt aus dem scherzenden in einen ganz ernsthaften Ton übergiengen, wurden dadurch unterbrochen, daß der König, da seine Gemahlin ihr Zimmer verließ, um wieder in ihr Cabinet zu gehn, sich von der Tafel erhob, um ihr entgegen zu gehn, und sobald er sie erblickte, ihr zurief: „Nicht wahr, meine Liebe! „ich habe Ihnen gute Melonen, gute Rebhüner, „und gute Austern übersandt? Hätten Sie so gu„ten Appetit gehabt, als ich; so hätten Sie eine „gute Mahlzeit gehalten: denn ich habe noch nie „so viel geessen, und bin noch nie bey so guter „Laune gewesen, als jezt: Fragen Sie nur Ros„ny; er wird Ihnen den Grund sagen, und Ih„nen alle die Neuigkeiten melden, die ich bekom„men, und die Gespräche, die wir gehalten ha„ben.„ Die Königin, die eben auch bey heitrer Laune war, antwortete ihm, sie habe, um auf ihrer Seite auch etwas zum Vergnügen Sr. Majestät beyzutragen, Anstalten zu einem Ballet und zu einer Comödie von ihrer Erfindung machen lassen: Das Ballet stelle die Glückseligkeiten des goldenen Zeitalters, und das Lustspiel die verschiednen Belustigungen der vier Jahrszeiten vor. „Nicht „zwar, sezte sie hinzu, daß man mir nicht ein „bischen geholfen habe; denn Düret und la Cla„velle haben mich diesen Morgen keinen Augenblik „verlassen, so lange Sie auf der Jagd waren. — „Wie sehr freu ich mich, meine Liebe, sprach „Heinrich zu ihr, daß Sie so aufgeräumt sind. „Ich bitte Sie, lassen Sie uns doch immer auf

„diesen Fuß mit einander leben.“ Hierauf wollte man die Tapetenmuster, die Fourcy hergebracht hatte, besehn; der König fragte seine Gemahlin um ihre Meynung, und sprach, indem er sich zu mir wandte, er wisse die meinige schon mehr, als genug, aber doch sollte ich der Königin und ihm meine Register von den Verzeichnissen zeigen.

Ich hatte derselben drey, das ist so viel, als ich Generalverzeichnisse hatte: es waren allgemeine Darstellungen dieses weitläuftigen Werkes. In dem ersten, welches die Aufseherstelle über die Gebäude und Fortifikationen betraf, sah der König, was das Generalverzeichniß enthielt: nämlich 1. Einen Aufsatz, der alle diejenigen Festungswerke enthielt, die in den Gränzfestungen waren gemacht worden, seitdem ich diese Stelle hatte. 2. Ein Verzeichniß von allen königlichen Gebäuden und Wohnungen. 3. Von allen Mobilien, Tapeten, Gold- und Silbergeschirr, Kleinodien und Edelsteinen, die ich für ihn zusammengekauft hatte. Das zweyte, welches das Finanzwesen betraf, bezog sich auf folgende Aufsätze: 1. Von den Veränderungen und Verbesserungen, die ich in allen den verschiednen Theilen der Finanzen, und Einkünfte Sr. Majestät gemacht. 2. Von allen den Gold- und Silbersorten, die sich wirklich dermalen in dem königlichen Schatze befinden. 3. Von den Einschränkungen des Aufwands, die ich noch machen, und von den Summen, die ich den obigen beyfügen könnte. Endlich verwies das lezte Register, welches die Generalfeldzeugmeisterstelle

betraf, auf nachstehende Verzeichnisse. 1. Von den Stücken schweren Geschützes von sechs verschiednen Calibern, die sich in jedem Arsenale befanden, und überhaupt von allem, was zum schweren Geschütz gehört. 2. Ein Verzeichniß der Kugeln, nebst dem, was man nöthig hat, um das ganz Artilleriegeräthe im Krieg und Frieden in guter Ordnung zu erhalten. 3. Des Quantums von dreyen Arten von Schießpulver, die man gewöhnlich verfertigte. 4. Der Waffen, Werkzeuge, Instrumente und andrer Artilleriegeräthschaften. 5. Der Truppen, sowol Edelleute, als Freywillige, die der König auf den Fuß stellen kann, nach den Generalitäten vertheilt.

Um das zu verstehn, was ich oben von Spanien, und den Generalstaaten gesagt, muß man wissen, was sich dieß Jahr in den Niederlanden zutrug *). Da die Spanier, welche wegen der zur Eroberung von Sedan bestimmten Armee im höchsten Grade mißtrauisch wurden, sahen, daß ihre Besorgniß unbegründet war, so verließ der Marchese Spinola den 6. May Genua, und langte den 19ten in den Niederlanden an. Die Belagerung von Rheinbergen, die die Spanier im September unternommen, war die einzige zum Theil beträchtliche Verrichtung dieses Feldzugs. Die Belagerten vertheidigten sich im Anfang mit ihrer gewöhnlichen Dapferkeit, und thaten verschiedne Ausfälle, wel-

*) Man kann hierüber nachschlagen, De Thou, den Merc. Franç. an. 1606. Siri. ebend.

che zween Spanischen Obristen das Leben kosteten, von welchen der eine Thores hieß, und der andre Commandant der neuen Terse *) war, welche unlängst aus Savoyen gekommen. Dieses machte jedermann glauben, der Ausgang dieser Belagerung werde sehr zweifelhaft seyn, und werde wenigstens sich sehr in die Länge ziehen. Spinola dachte ebenfalls so, und der König vermuthete, Rheinbergen werde sich wenigstens nicht vor dem 20. Oktober ergeben; allein die Festung kapitulierte bereits in den ersten Tagen dieses Monats. Wenn man dem Courier glauben darf, den Spinola den folgenden Tag nach der Uebergabe abgehn ließ, um diese Nachricht dem Hof zu Madrit zu überbringen, und der über Paris gieng; so hatten die Belagerten nicht mehr, als sechs Tonnen Pulver vorräthig: allein, die Wahrheit zu gestehn, die Generalstaaten zeigten sich bey diesem Anlaase nicht so, wie in den vorhergehenden Jahren. Sie waren nunmehr des Kriegs in der That müde und überdrüßig, und die Besatzung von Rheinbergen, deren Treue der Senat alles gänzlich überlassen hatte, war zufrieden, daß sie den Abzug mit allen Ehrenzeichen, daß sie z. B. ihr schweres Geschütze mitnehmen dürfte, u. s. w: erhalten hatte. Gleichwol suchte sie, die

---

*) Der Ausdruck Terse, der in diesen Denkwürdigkeiten zwey bis dreymale vorkömmt, bedeuten ein Bataillon, oder eine gewisse Anzahl von Infanteriekompagnien, welche in ein Corps vereiniget sind.

Schuld auf den Prinzen von Oranien zu werfen, indem sie ihn beschuldigte, er habe weder der Festung zu Hilfe eilen, noch die Spanische Armee beunruhigen wollen. Dieser Vorwurf war nicht unbegründet, und Morizens Ehre litt wegen der Unthätigkeit nicht wenig, in der man ihn während dieser Belagerung und des ganzen Feldzuges erblikte.

Uebrigens wird man sich nicht länger darüber wundern, wenn man weiß, daß die vereinigten Provinzen auf den tiefsten Grad der Schwäche herabgesunken waren. Alle Briefe der Herrn von Büzenval und Berny bestätigten dieses, und die öffentlichen Nachrichten vergrösserten hier wirklich die Wahrheit nicht. Eben so wahr ist es aber auch, daß Spanien auf seiner Seite nicht im Stande war, diese Entkräftung zu benutzen. Die Belagerungen von Slüis und Ostende hatten beyden Theilen eine sehr tiefe Wunde geschlagen, die durchaus nicht geheilt werden konnte. Deswegen redete man auch wirklich in den ganzen Niederlanden von dem Frieden, und die, welche bisher die größte Abneigung dagegen bezeigt hatten, wurden itzt zu ihrem Erstaunen von dieser Meynung mit fortgerissen. Man fieng wieder aufs neue an, sich nicht mehr so eifrig um den Beystand des französischen Monarchen zu bewerben, und seine Verheissungen geringer zu achten, als man bisher gethan hatte, und ich bin überzeugt, daß das noch frische Andenken aller der Woltbaten, die man Sr. Majestät zu danken hatte, eine von den

vornehmsten Ursachen der Verzögerung des Friedens oder des Waffenstillstandes war, welcher ohne diesen Grund vielleicht schon in diesem Jahr wäre geschlossen worden. Hierzu kam noch das Mißverständniß zwischen dem Prinzen von Oranien, und dem Herrn von Barneveld, welches die Uneinigkeit unter den Generalstaaten unterhielt, indem der erstere nichts vom Frieden hören wollte, und der letztere nicht müde ward, gegen den Krieg loszuziehn. Dieses Mißverständniß war ebenfalls Schuld, daß man in dem französischen Staatsrathe nicht recht wußte, wozu man sich in Absicht auf die Niederlande entschliessen sollte, weil man keiner von beyden Partheyen willfahren konnte, ohne die andre zu beleidigen.

Büzenval kam im Dezember nach Paris zurück, mit dem Auftrag, verschiedne Vorschläge zu thun. Da der König aber in Absicht auf dieselben nicht genug Licht bekommen konnte, so schickte er ihn nach dem Arsenal, wo ich genöthiget war, das Zimmer zu hüten, um diese Vorschläge mir mitzutheilen. Ich gestehe, daß ich nicht weniger verlegen war, als Se. Majestät. Ich sah wohl, daß wenn man in Absicht auf den Frieden zwischen Spanien und den Niederländern, welcher der Gegenstand aller öffentlichen Nachrichten war, irgend etwas abschliessen wollte, so müßte dieses izt geschehen. Allein was für ein Betragen konnte man gegen ohnmächtige, und entzweyete Leute annehmen, die so ganz rathlos waren, daß sie wahrscheinlicher Weise nicht einmal unter sich einig wer-

den konnten, was für Deputierte sie an Se. Majestät absenden wollten, und deswegen sich unsers Agenten zu bedienen genöthiget waren? Was konnte man ihnen antworten? Sollte man diese Provinzen bereden, sich dem französischen Scepter zu unterwerfen, und alsdann ihre Sache zu unsrer eignen machen? Allein dieß hiesse, sich unbesonnener Weise in einen Krieg mit dem ganzen Haus Oestreich verwickeln, dessen Erfolg um so viel mehr zweifelhaft war, da die Länder, in deren Besitz man sich setzen mußte, von unserm Land entfernet sind, da wir noch keine von den zum Durchzug durch Feindesland nöthigen Zurüstungen gemacht, und keine Flotte hatten, um zu Schiff dahin zu gelangen, als die Flotte der Generalstaaten. Sollte man sich begnügen, eine gewisse Anzahl Städte von ihnen, entweder als Unterpfand, oder als Eigenthum, anzunehmen, um uns für unser vorgeschossenes Geld schadlos zu halten, welches Anerbieten uns Büzenval in ihrem Namen machte? Dieses Mittel war völlig mit den gleichen Schwierigkeiten begleitet, wie das erstere, ohne die Vortheile desselben zu haben. Ueberdas hätten wir zahlreiche Besatzungen daselbst unterhalten müssen, weil diese Städte ohne Zweifel Gränzplätze gewesen wären, in welchen uns die Niederländer beynahe mit eben so scheelen Augen würden angesehen haben, als die Spanier selbst, wovon wir an England ein ganz neues Beyspiel hatten: und gesetzt auch man hätte alles, was uns mit Spanien in einen Krieg hätte verwickeln können, zu

vermeiden gewußt; so wäre doch der Krieg mit England unvermeidlich gewesen, sobald es den Anschein gehabt hätte, als ob wir in den Niederlanden festen Fuß fassen wollten. Damit wir von beyden Mächten nichts zu befürchten hätten, mußte unser erste Versuch seyn, uns der Herrschaft über das Meer, gegen die Spanier gleich anfangs, und im Nothfall auch gegen die Engländer zu versichern. In diesem Falle glaub ich freylich wohl, ja ich wollte mein Leben dafür zum Pfande setzen, daß die Niederlande dannzumal für Spanien verloren gewesen wären, weil wir nur gegen die Maas zu hätten angreifen und uns vertheidigen müssen: Allein wie grosse Ausgaben, und wie viele Anstrengung hätte es nicht erfodert, ehe man so weit gekommen wäre? Ich bin fernerhin überzeugt, daß wir, ohne bey unsern Nachbarn Verdacht zu erwecken, und uns von Seiten des spanischen Hofes etwas anders, als Klagen und Unzufriedenheit auf den Hals zu ziehn, weiter fortfahren konnten, die Generalstaaten öffentlich zu unterstützen, wie wir es bisher gethan hatten. Allein neben dem, daß der Aufwand, den wir um ihretwillen machten, nothwendig in eben dem Verhältniß zunehmen mußte, in welchem ihre Macht und ihre Kräfte sich verminderten; so war aller Vortheil, den wir uns hiervon versprechen konnten, bloß dieser, daß wir den Frieden um einige Jahre hintertreiben konnten. In demjenigen Zustande, in welchem die Sachen sich itzt befanden, hatten wir keine andre Wahl, als entweder zu einem Frie-

den zwischen den vereinigten Provinzen und der Krone Spanien die Hand zu bieten, oder uns mit Spanien selbst in einen Krieg einzulassen. In Absicht auf den Frieden konnten wir ebenfalls zwey Entschlüsse fassen; entweder konnten wir ihn schliessen lassen, ohne uns damit zu bemengen, oder wir konnten auch die Vermittler desselben zu seyn scheinen. Das Letztere war allein vernünftig, und man entschloß sich endlich dazu: allein zu der Zeit, von welcher ich hier rede, war der König noch weit davon entfernt, diesen Entschluß zuergreiffen, und in gewissem Sinn war derselbe, unter allen möglichen, Entschlüssen den meisten Schwierigkeiten unterworfen.

Dieß waren ungefehr die Betrachtungen, worauf ich den König führte, da er meine Meynung über den Gegenstand von Büzenvals Anherkunft zu wissen begehrte. Ich brachte dieselben zu Papeir, weil ich nicht zu dem König gehn konnte, und meine Schuld war es nicht, daß sie nichts bestimmtes enthielten. Man überließ es von beyden Seiten der Zeit, die Sachen reifer zu machen, und sie verblieben bis weit in das folgende Jahr hinein in diesem ungewissen Zustande. Die Generalstaaten liessen durch Aersens dem König und seiner Gemahlin einige kleine Geschenke überreichen, wofür Se. Majestät ihnen danken, und der Frau des Aersens durch die Königin für fünfzehnhundert Thaler Edelsteine geben liessen. Aersens überreichte dem König ferner im Namen seiner Herrn

die Beschreibung der Reise, die die Holländer neulich nach Ostindien unternohmen hatten.

Von Deutschland hab ich neben dem, was man oben gesehn hat, nichts zu sagen, als daß der Herzog von Würtemberg die guten Folgen der Beschüzung des Königs zu fühlen Anlaas hatte. Montglat war in diesen Gegenden der Geschäftstrager Sr. Majestät; denn was Bongars betrift, der sich auch daselbst aufhielt, und mir neulich von Mez einen Brief geschrieben hatte, den der König, weil er offen war, las; so wollte Heinrich ihm nicht einmal erlauben, in dieser Stadt, oder in irgend einem andern Orte zu bleiben, wo er seine Lehre hätte predigen können.

Ganz England gerieth bey der Nachricht von einer Verschwörung, welche die zween Jesuiten, Heinrich Garnet und Oldecorne mit einigen andern Engländern gegen des Königs Person angezettelt hatten, in Bewegung. *) Die Verschwornen wa-

*) Eine umständliche Nachricht würde uns allzuweit führen, und die Sache ist ohnehin in keiner Verbindung mit unsern Denkwürdigkeiten. De Thou und der Mercure Franç. sagen, diese Verschwörung habe bereits in den letzten Jahren der Königin Elisabeth ihren Anfang genohmen. Sie kostete 10. oder 12. Engländern, wie auch den zween Jesuiten, Heinrich Garnet und Eduard Oldecorne das Leben. Es scheint, das Verbrechen der beyden leztern habe darinn bestanden, daß sie um die Verschwörung gewußt, aber es verschwiegen haben. „Welches, sagt l'Etoile, der König dem P. Cotton sagte, „als er hierüber mit ihm sprach: ich will dieses von euch „übrigen nicht glauben, sind seine Worte, und überhaupt

ren entschlossen, den König nebst den vornehmsten Herrn des Königreichs in die Luft zu sprengen,

---

„ euerm Ordensgeneral nichts zur Last legen, den Person „ ausgenohmen, der zu Rom bey Sr. Heiligkeit ist, wel„ chem, wie ich weiß, dieses gottlose Vorhaben nicht „ unbekannt war. „ L'Etoile ann. 1605.

Der P. Oldecorne betheuerte noch vor seinem Tode, den 27. Aprill 1707. er habe nie etwas von der Pulververschwörung gewußt, und sie nie gebilligt. Mezerai sagt hingegen, dieser Pater habe behauptet, die Unternehmung seye gut und lobenswerth; allein er sagt es, ohne einen Gewährsmann dafür zu nennen, und macht überdas aus Hall und Oldecorne zwo verschiedne Personen, ungeachtet es nur eine war, die diese zween Namen führte. Der P. Garnet ward den 5. May hingerichtet. Die Richter versuchten alles, ihn zum Geständniß zu bringen, daß er noch auf eine andre Art Wissenschaft davon erlangt habe, als durch die Beichte, weil sie wußten, daß das Beichtsiegel bey den Catholicken unverletzlich ist. Der P. Garnet hatte, nach dem Bericht der Catholicken, so wenig Antheil an dieser Verschwörung, zu deren Urheber und Beförderer ihn Larrey macht, daß er, die Entdeckung ausgenohmen, alles mögliche that, um die Verschwornen davon abzuhalten, indem er die Catholicken immer zur Geduld verwieß. Er hatte sogar durch den P. Person und den General P. Aquaviva an sie schreiben lassen, man müßte vor allem aus sich hüten, daß man keinen gewaltsamen Entschluß ergreiffe, dessen Ausgang nicht anderst, als traurig für die Religion seyn könnte. Mem. pour servir à l'Hist. univers. de l'Europe. Tom. 1. S. 74. Matthieu spricht den P. Garnet ebenfalls von aller Schuld frey: Tom. 2. Liv. 3. S. 715. Man kann auch das von dem P. Daniel Bartholi, einem italiänischen Jesuiten, geschriebne Buch nachsehen, welches den Titel hat: Dell Jstoria della Compagnia de Giesu d'Jnghilterra. Diese Zeugnisse sind hinreichend,

wenn sie alle in einem Zimmer beysammen wären, unter welches man Pulvertonnen gesetzt, die man durch ein Lauffeuer anzünden wollte.

---

# Vier und zwanzigstes Buch.

## 1607.

Das Reich befand sich in dem Laufe dieses Jahrs von innen in einer so ruhigen Lage, daß ich beynahe keine merkwürdige Begebenheit zu erzählen habe. Allein dagegen bietet uns dasselbe, ungeachtet dieser geringen Abwechslung, ein Schauspiel dar, das weit reitzender ist, als jene wunderbaren Catastrophen, welche man bloß deswegen gerne liest und erzählt, weil es Handlungen sind, die die Menschheit schänden, und von ihrem Verfall zeugen, und die uns nur Eckel und Abscheu einflössen sollten. Dieses Schauspiel ist der Ueberfluß und die Ruhe, worinn sich ganz Frankreich befand. Nie hatte man so viele Lustbarkeiten und Vergnügungen gesehn, als es diesen Winter bey Hofe

---

um alle diejenigen zu wiederlegen, welche, so wie z. B. Bayle, republ. des Lett. Mars 1687. behauptet haben, daß die P. P. Garnet und Oldecorne überwiesen wurden, daß sie an dieser Verschwörung Antheil genohmen, u. s. w. (Man siehet auch hier wieder, den partheyischen Vertheidiger der Jesuiten. Der Uebersetzer.)

Hofe und zu Paris gab: und eben so fühlte auch das Landvolk die Wirkungen einer glücklichen Regierung.

Diese erwünschte Lage, welche ihren ersten Ursprung dem wolthätigen Herzen Heinrichs zu danken hatte, wirkte hinwiederum auf ihn zurück, und ließ ihn an dem Genuß seiner eignen Wolthaten Antheil nehmen. Da er von allen lärmenden Geschäften bis auf diejenige Zeit frey war, die er sich vorgeschrieben hatte, um den Glanz seiner Regierung vollständig zu machen; so hatte er beynahe nichts anders zu thun, als sich mitten unter seinen Dienern, und in seinen königlichen Wohnungen, die er wechselweise besuchte, den Annehmlichkeiten des Privatlebens zu überlassen. Den ersten Jenner befand er sich zu St. Germain, wo ich aber ihm und seiner Gemahlin die gewöhnlichen Beglückwünschungen nicht abstatten konnte, weil die alte Wunde am Mund, die sich mit einer eitrichten Ergiessung geöfnet hatte, mich zu Hause behielt. Der König war so herablassend, daß er an mich schrieb, um mir zu melden, wie vielen Antheil er an diesem Unfall nehme; auch schickte er die zween Minister, denen er die meisten Regierungsgeschäfte übergab, an mich, um sich mit mir über diesen Gegenstand zu unterreden, weil man entschlossen war, gleich bey Anfange des Jahres einen Plan davon zu entwerfen. Es waren Villeroi und der Siegelbewahrer. Derjenige, den ich schon oben so nannte, ist Sillery, den Se. Majestät dem Kanzler in seinen Verrich-

tungen zugeordnet hatten, bis er sie nach desselben Tod allein verwalten könnte, der allem Ansehn nach nicht weit entfernet war. Der bisher so gesunde Verstand des Kanzlers hatte seit einiger Zeit angefangen abzunehmen, so daß man genöthigt war, ihm noch bey seinen Lebzeiten einen Nachfolger zu geben. Er nahm dieses mit einer Art auf, welche ein neuer Beweis war, wie sehr nöthig dieses wäre *), ungeachtet Sillery sich dabey mit

---

*) „Sie sehn hier, sprach er zum Herrn von Bassompierre, „einen Mann, der nach Paris geht, um sich da eine „Grabstätte zu suchen. Ich habe gedient, so lang ich „Kräfte hatte, und da sie sahn, daß ich untüchtig ge„worden sey, so haben sie mich weggeschikt, um aus„zuruhen, und für das Heil meiner Seele zu sorgen, „woran ich ihrer Geschäfte wegen bisher nicht denken „konnte. Ein Kanzler ohne Siegel ist ein Apotheker „ohne Zucker.„ Journal de Bassompierre.

Da Heinrich dem Herrn von Bellievre bey Gelegenheit seiner Reise nach Limosin, wohin ihm der Kanzler wegen seines hohen Alters und seiner Schwachheit nicht folgen konnte, die Siegel für Sillery abfoderte; so antwortete ihm Bellievre: „wenn er die Siegel nicht etwa mit der Post wegschicken wollte; so würde er sie „immer zu der Zeit, und an eben dem Ort ausliefern, „wo Se. Majestät hinreisen würden. — — Es scheint, „Sire, setzte er hinzu, sie fürchten, es gebe keine Erde „in Güyenne, um mich daselbst einzuscharren: ich bin „wol auf, und bekümmre mich um mein Leben nicht, „als ihres Dienstes wegen, und es würde mir zur Last „seyn, wenn ich dieselben verlassen müßte.„ Matthieu, Tom. 2. Liv. 3. S. 688. Dieser grosse Kanzler, dessen Rechtschaffenheit und Entschlossenheit allgemein erkannt wurden, hatte unter fünf Königen gedient, und ist der

aller nur möglichen Gefälligkeit betrug. Seine Gemüthsschwachheit nahm auch deswegen noch mehr zu, er ward zuletzt wieder wie ein Kind, und bezahlte endlich die letzte Schuld der Natur, nachdem er vorher fast alle andern bezahlet hatte.

Der König kam den zweyten Januar mit dem Vorhaben nach Paris, mit der Königin nach Vigny zu gehn, allein ich rieth ihm von dieser Reise ab. Er begnügte sich, auf ein paar Tage nach Fontainebleau zu reisen, von wo er am Ende des Februars zurückkam, um nach Chantilly zu gehn, welches er gewöhnlich im Merzen besuchte. Der Aufenthalt an diesem Orte gefiel ihm in dieser Jahrszeit überaus wohl: „Es ist hier sehr schön, schrieb „er mir den 8. Merz; ich bringe meine Zeit wohl „zu: alle Tage reite ich aus, und habe viel Vergnügen.„ Doch hielt er sich bey diesen Reisen nirgends lange auf, als da er den 20. Merz, nachdem er gen Paris zurückgekehrt war, den Weg nach Fontainebleau nahm, wo er den Frühling zubrachte. Er hatte von Paris bis nach Fleury sehr schön Wetter, wohin er reißte, um seine Kinder zu sehn, welche sich noch in diesem Schlosse befanden; allein von hier aus begleitete ihn der Regen bis nach Fontainebleau. In dem Briefe, worin mir der König alle diese Nachrichten giebt, meldet er mir ferner, der Dauphin sey ihm eine

---

Urheber von einigen nüzlichen Anordnungen der Kanzley. Er starb den 5. September des folgenden Jahrs in einem Alter von 78. Jahren. Er war von Lyon gebürtig.

Meile weit entgegen gekommen, und er habe ihn, so wie seine andern Kinder, sehr artig gefunden: Die Königin, welche eben schwanger war, befinde sich wol, und werde unverzüglich nach Fontainebleau kommen. „Schreiben sie mir die Neuigkeiten aus der Stadt, sagt er in einem Brief „vom ersten April. Ich befinde mich hier wol, „so wie auch meine Gemahlin, mein Sohn und „meine übrigen Kinder: es sind die artigsten Kinder von der Welt, und machen mir viel Vergnügen. *)

Die Königin kam den 16. April hier mit ihrem zweyten Prinzen nieder, den man in der Folge Herzog von Orleans nannte. **) Heinrich benachrichtigte mich hiervon in einem Handbriefchen, welches Montmartin mir auf seinen Befehl überbrachte, und beynahe in dem gleichen Augenblick erhielt ich einen zweyten Brief von seiner Hand, worinn er mir befahl, die Kanonen abfeuern zu lassen. Diese Geburt verdoppelte die Freude in der königlichen Familie. Der König, welcher im

---

*) „Er liebte, sagt Perefixe, alle seine Kinder, die rechtmäßigen und die natürlichen, mit gleicher Zärtlichkeit, allein aus verschiednen Gründen, und wollte nicht, daß sie ihn, mein Herr, nennten; ein Name, der die Kinder von dem Vater zu entfremden scheint, und welcher Knechtschaft und Unterwerfung bezeichnet; sondern sie mußten ihn Papa heissen; ein Name der Zärtlichkeit und Liebe.

**) Er hatte keinen Taufnamen, weil er in seinem fünften Jahre starb, ehe er getauft wurde.

Anfange des Mayen nach Paris zurückzukehren gehoft hatte; dachte nicht weiter daran, diesen Ort zu verlassen, und machte bloß eine kleine Reise, um die Frau von Moret zu sehn.

Die Jagd machte hier, wie gewöhnlich, eine der vornehmsten Belustigungen des Königs aus. Ungeachtet es so viele Beyspiele giebt, daß diese Leibesübung einen unaussprechlichen Reiz für unzählige Leute habe, so scheue ich mich doch nicht, zu sagen, daß sie nur sehr mittelmäßig belustigend sey, weil ich ganz und gar nichts reitzendes darin finde. Die Nachricht, die mir Praslin von Fontainebleau von den Lustpartheyen Sr. Majestät gab, war in der That nicht sehr im Stande, mir diese Begierde einzuflößen: er meldete mir, der König habe des Morgens eine Falkenjagd und Nachmittag eine Wolfsjagd gehalten, und habe sein Tagewerk des Abends mit einer Hirschjagd beschlossen, welche, ungeachtet eines drey oder vierstündigen Regens, bis in die Nacht hinein dauerte. Man war eben sechs starke Meilen von dem Orte des Nachtlagers entfernet, und nun mußten alle, von dem Regen ganz durchnäßt, (den König ausgenohmen, der noch vor der Rückreise nach Fontainebleau seine Kleider änderte,) wieder dahin zurückkehren, wo Heinrich zwar ein wenig müde, aber doch froh und vergnügt ankam, weil er diesen Tag alle Thiere, die er aufgejagt, erlegt hatte. Das heissen die Fürsten sich belustigen; allein man muß freylich weder über den Geschmack, noch über die Lustbarkeiten disputieren. Dessen ungeachtet

beschäftigte sich Heinrich den ganzen folgenden Morgen damit, daß er alle seine Arbeiter besuchte, und von einer Werkstätte zur andern gieng. „Freylich, setzte Praslin hinzu, fühlte er bey der Zurückkunft aus dem Thiergarten, ein wenig Fieber; allein es gieng wieder vorbey.„ Was den König selbst betrift, so schrieb er mir, wenn er in seinen Briefen auf diesen Punkt zu reden kam, als ein wahrer Jäger, welcher kurz über alle seine Mühseligkeiten wegfährt, und hergegen in demjenigen, was er gutes Glück nennt, unerschöpflich ist. So meldete er mir z. B. den 20. May, er habe gestern mit dem größten Vergnügen von der Welt gejagt, ohne sich zu sehr zu erhitzen; er habe den Hirsch beyzeiten erlegt, sey um zehn Uhr nach Ponthiery gekommen, wo er zu Mittag gespeiset, und um halb drey nach Fontainebleau zurückgekehrt, wo er die Königin angetroffen habe, die ihm entgegen gegangen wäre. Ein andermal schreibt er mir: „Ich habe eben einen Hirsch bey grosser Hitze und mit vielem Vergnügen erlegt.„ Was uns gefällt, kostet uns nichts.

Bey alle dem verlor der König seine Geschäfte nicht aus den Augen; allein da sie ihm dießmal nicht viel Mühe machten; so war es genug, daß er mir von Zeit zu Zeit schrieb, oder mich nach Fontainebleau kommen ließ, wenn er mir etwas wichtiges zu eröfnen hatte. Er befahl mir am Mittwochen in der Fastenwoche mit dem Präsidenten Jeannin dahin zu kommen, und beschied den Staatsrath auf den Montag nach Quasimodo eben

dahin. Nie vergaß er, den geringsten Zuwach von Mühe durch neue Freygebigkeit zu belohnen „Ich warte nicht erst darauf, schrieb er mir einst, „daß diejenigen, welche mir nützlich dienen, et„was von mir begehren. Sie helfen mir so gut „in meinen Angelegenheiten, daß ich Ihnen auch „in den Ihrigen helfen will: Ich gebe ihnen also „aus meinen Schatullgeldern zwanzigtausend Tha„ler; lassen Sie die nöthigen Briefschaften dafür „ausfertigen. — Ich habe gehört, schrieb er mir „bey einer andern Gelegenheit, daß Sie zu la „Chavelle bauen, und einen Park anlegen lassen: „Als ein Freund der Bauliebhaber, und als Ihr „guter Herr geb ich Ihnen sechstausend Thaler, „um Sie zu unterstützen, daß Sie was rechtes „bauen können.„

Es giebt noch eine andre Art von Briefen des Königs, die ich so weit über diese hinauf setze, als das Vertrauen eines so grossen Fürsten in der Seele eines getreuen und seiner Person ergebnen Ministers den Vorzug vor Geschenken verdient: ich meine diejenigen, in welchen er mir sein Herz über das eröfnete, was ihm und mir am angelegensten war. „Es ist diesen Morgen, sagt er mir in einem die„ser Briefe, etwas in meinem Busen vorgegangen, „weswegen ich Sie nöthig habe, weil Sie mein „treuster Diener sind.„ Eben so hielt ers auch mit allem dem, was meine Ruhe stören konnte. Mein Sohn verwundete sich auf der Reitschule. Sogleich schikte der König einen Expressen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, weil er,

dieß sind seine Ausdrücke, als Vater und als Herr, allen möglichen Antheil an diesem Unfall nehme. Im November ward mein Sohn noch gefährlicher krank, und auch hier begnügte sich der König nicht bloß, seinen ersten Leibarzt dû Laurens zu schicken, und ihm den Kranken selbst zu empfehlen; sondern er schrieb mir auch, ich sey ihm so lieb, daß er selbst zu mir kommen, und mir dieses Zeichen seiner Zuneigung geben würde, wenn er dächte, daß seine Gegenwart nöthig wäre: Auch erlaubte er mir auf die verbindlichste Art von der Welt, die Reise, die ich nach Fontainebleau machen sollte, nicht nur zwey Tage, sondern auch so lange zu verschieben, als ich meine Gegenwart bey meinem Sohn für nöthig halte.

In dem unglücklichen Vorfalle zu Amiens, in welchem Rambûres meinen Neffen von Epinoi tödete, sendete der König, da er von dem lebhaften Schmerz und von den Thränen hörte, die diese traurige Begebenheit bey dem Bruder des Getödteten erweckte, *) jemanden an ihn ab, und ließ

*) Von verschiednen männlichen Erben, die aus der Ehe zwischen Peter von Melûn, Prinzen von Epinoi, Marquis von Richebourg, und Hypolita von Montmorency entsprossen waren, und deren Vormundschaft, wie man oben gesehn, der Herzog von Süllу übernohmen hatte, lebten damals nicht mehr, als zween: Wilhelm von Melûn, Prinz von Epinoi, Vikomte von Gand, Connetable von Flandern, Großbailli von Hennegau, Ritter des goldnen Vliesses, u. s. w. Es war eben derjenige, welcher mit der Prinzeßin von Ligne den grossen Prozeß

ihn drey oder viermal trösten. Man hatte die ganze Familie gegen St. Paul *) aufzubringen gesucht, indem man denselben beschuldigte, er habe Theil an diesem Meuchelmorde gehabt. St. Paul, der mit Recht über dieß Gerüchte unwillig war, begab sich sogleich mit dem Zutrauen, das die Unschuld einflösset, zu dem König, und bewies, daß er diese ganze Zeit über nicht von Calais hinweggekommen sey. Er redete von dem unglücklichen Schlachtopfer dieses Vorfalls mit Lobsprüchen, und mit so aufrichtigem Bedauern, daß ich mich deswegen selbst kränkte, daß er sich nicht zu Amiens befunden, wo er dieß Unglück, wie er zuversichtlich glaubte, hätte verhüten können: er betheuerte sogar, er würde gerne das Leben des Verstorbenen mit einem Theile seines Blutes erkauft haben. Hierauf beklagte er sich, daß man allen diesen ehrrührigen Gerüchten noch dieses beygefügt habe, der König sey entschlossen, ihn vor sich zu fodern, und habe verheissen, ihn hart zubehandeln: ich würde ihn nicht einmal grüssen, und es würde ihm sogar verboten werden, nach Paris zu kommen, so lange ich mich daselbst befände. St. Paul blieb drey ganzer Tage in dieser Stadt, um alle diese Gerüchte von der niederträchtigen That zu zerstreuen, die man ihm Schuld gab. Ich fand,

---

führte, von welchem in der Folge wird geredet werden: und Heinrich von Melún, Marquis von Richebourg, sein jüngrer Bruder, derjenige, den Rambúres tödete.

*) Franz von Orleans, Graf von St. Paul.

daß sein Betragen ganz eines Edelmanns würdig sey, und glaube, daß er hinwiederum mit der Art zufrieden war, wie ich ihn behandelte. Was den König betrift, so gab er sich nicht weniger Mühe, als wenn die Sache ihn persönlich betroffen hätte: er rechtfertigte das ganze Betragen St. Pauls, und meldete mir, ich sollte mich sehr hüten, den Gerüchten aus dem Bastillequartier Glauben beyzumessen, indem meine Feinde hierbey nichts anders suchten, als das erste Unglück mit noch einem zweyten zuvermehren: er ermahnte mich sogar, ich sollte mich des Zutrauens, das St. Paul in mich zu setzen scheine, dazu bedienen, um mit ihm zu hindern, daß die Sache keine weitern Folgen hätte.

Ich hielt mich noch zu Hause auf, als der König eines Tages zu mir kam, um mit mir über irgend einen Liebeshandel zu reden, den ich wieder vergessen habe. Nur dieß weiß ich noch, daß ich über die Frau von Angouleme *) und noch über jemanden bitter böse ward, welche beyden Personen die erste Rolle dabey spielten, und daß ich es wagte, dem König mit vieler Standhaftigkeit vorzustellen, daß Unternehmungen, welche für sein Alter und für seinen Rang so unschiklich wären, seinem Ruhm einen Flecken anhängen, und vielleicht eine noch schlimmere Wirkung haben könnten. Meine bisweilen glückliche Kühnheit zog mir dieß-

*) Charlotte von Montmorency, die Gemahlin Carls von Valois, Herzogs von Angouleme.

mal bloß den heftigen Zorn des Königs und strenge Vorwürfe von ihm zu. Da er mein Zimmer verließ, war er noch so zornig, daß man ihn ganz laut sagen hörte. „Der Mann wird mir unerträglich; er kann nie nichts, als mir wiedersprechen, und alles, was ich will, verwerfen: aber, „bey Gott! ich werde ihn gehorchen lehren; ich „will ihn vierzehn Tage lang nicht sehn.„ Meine Ungnade schien jetzt allen Anwesenden eine beschlossene Sache; meine Hausgenossen betrübten, und einige andre freuten sich, wie ich glaube, heimlich darüber.

Schon um sieben Uhr sah man den folgenden Morgen den König nebst fünf oder sechs Personen, die er in seiner Carosse hatte, im Arsenal ankommen. Er stieg die Treppe hinauf, gieng nach meinem Zimmer, ohne daß er mich davon wollte benachrichtigen lassen, und pochte selbst an der Thüre meines Cabinets an. Ich war nicht wenig bestürzt, als ich auf meine Frage; Wer da? antworten hörte; der König, und aus dem Ton der Stimme schloß, er selbst sey der Antwortende. „Nun denn, was machten Sie hier;„ sprach er, indem er mit Roquelaure, de Vik, Zamet, la Varenne, und dem Ingenieur Erard ins Zimmer trat: denn er hatte mir etwas zu sagen, das die Festungswerke von Calais betraf. Ich antwortete ihm; ich schreibe Briefe, und rüste meinen Sekretarien Arbeit zu. Wirklich war mein Tisch ganz mit Briefen, und mit Schriften überdeckt, welche die Gegenstände betrafen, die ich diesen Morgen dem

Staatsrath vorlegen wollte. „Und seit wann sind „Sie hier, fuhr der König fort? Seit drey Uhr „Morgens, versetzte ich. — Hören Sie, Roque- „laure, sagte der König, indem er sich an ihn „wandte, was müßte man ihnen geben, wenn „Sie Ihr Leben so zubringen müßten? Bey Gott! „erwiederte Roquelaure, alle Ihre Schäze, Si- „re.„ Heinrich antwortete hierauf nichts, ließ jedermann aus dem Zimmer gehn, und fieng an, mit mir über gewisse Sachen zu reden, worinn ich unmöglich seiner Meynung seyn konnte. Er sah dieses leicht aus dem frostigen Ton, in welchem ich ihm antwortete; ich wisse ihm keinen Rath zu geben; — da er ohne Zweifel nach reifer Ueberlegung seinen Entschluß gefaßt hätte, so bleibe mir nichts übrig zu thun, als ihm zu gehorchen, weil ers ja nicht leiden könne, wenn man nicht seiner Meynung sey. „Ah! ah! Sie machen den Zurück- „haltenden, sagte Heinrich lächelnd, indem er „mir einen kleinen Schlag auf die Wange gab; „Sie sind noch böse seit gestern; ich nicht: her „da, umarmen Sie mich, und seyn Sie eben so „freymüthig gegen mich, wie sonst, denn ich kenne „Sie wol; wenn Sie anderst handelten, so wäre „dieß ein Zeichen, daß sie sich nicht mehr um „meine Angelegenheiten bekümmern. Ungeachtet „ich bisweilen zornig werde, setzte er mit der Offen- „heit hinzu, die ihm natürlich war; ich will, daß „Sie's leiden, denn ich liebe Sie deswegen nicht „weniger; im Gegentheil würde ich, so bald Sie „mir in solchen Sachen nicht mehr wiedersprechen,

„ die, wie ich wol weiß, nicht nach Ihrem Ge-
„ schmacke sind, glauben, daß Sie mich nicht mehr
„ lieben. „

Dieß sind einige von den Zügen, welche so ganz fähig sind, den König von Grund aus kennbar zu machen, und wahrlich, man lernt ihn so auf einer schönen Seite kennen. Es ist nichts seltenes, in Ungnade gefallene Minister und Vertraute eines Fürsten zu sehn: und eben so wenig selten ist es, daß sie dieß Unglück durch strafbare Schritte verdienen. Allein wenn dies begegnet, sind es wohl die Fehler, die von den Fürsten gestraft werden? Beynahe niemals. Sie thun das aus Eigensinn, aus Stolz, aus übler Laune, was in ihrer Macht stand, bloß aus Gerechtigkeitsliebe zu thun. Es ist das Loos der Vernunft, wie es scheint, daß man sie weder dann anhört, wann sie die Leidenschaften bestreitet, noch wann sie mit denselben einstimmig ist.

Der König redete hierauf mit mir über Sachen, die ich nicht entdecken darf, umarmte mich, und nahm Abscheid. Beym Herausgehn sagte er zu Vik: „Ich habe für das Geschäfte mit Calais
„ gesorgt: „ und ganz laut setzte er hinzu: „Es
„ giebt Leute, die närrisch genug sind zu glauben,
„ wann ich auf den Herrn von Sülly böse bin,
„ so geschehe dieß mit Vorbedacht, und auf lange
„ Zeit: allein es ist ganz umgekehrt: denn wenn
„ ich anfange nachzudenken, daß er mir nur mei-
„ ner Ehre und Grösse wegen und zum Nutzen
„ meiner, nicht seiner Angelegenheiten, Gegenvor-

„stellungen macht, und mir widerspricht; so liebe „ich ihn deswegen noch mehr, und bin ungedul„dig, bis ichs ihm sagen kann.„ Kein Fürst, der sein Interesse kennt, wird es versäumen, den Ministern, die er erwählt hat, von Zeit zu Zeit in die Augen fallende Proben von seiner Achtung zu geben: Vorausgesetzt, daß seine Wahl gut war, so wird dieses ihm die Achtung des Publikums erwerben, welches eine Hauptsache ist.

Ich kehre zu den Geschäften zurück, wegen welcher Villeroi und Sillery, auf Befehl Sr. Majestät zu mir gekommen waren, um sich mit mir darüber zu unterreden. Eines von den vornehmsten betraf die Protestanten. Da der König ihnen im verflossenen Jahr erlaubt hatte, in dem jezt laufenden eine Synode zu halten; so bestimmten sie Rochelle dazu, und liessen in den Provincialversammlungen die Deputierten ernennen, welche dieser Synode beywohnen sollten. Einige von diesen Deputierten selbst liessen Sr. Majestät sagen, ihre schriftlichen Aufträge enthalten den Artikel der Synode zu Gap, den Pabst betreffend, von welchem schon so viel geredet worden ist. Von so schlimmen Gesinnungen auch immer ein Theil derer beseelt war, welche in dieser Versammlung den Ton angaben; so glaubten sie doch, sie müssen dem König durch drey Deputierte eine vorläufige Nachricht sowol von diesem Geschäft, als von einigen andern ertheilen, die, wie sie nicht ohne Grund glaubten, nicht nach seinem Geschmake waren. Sie waren nemlich entschlossen, die bereits in der Versamm-

lung zu Chatellerault so sehr bestrittene Frage, betreffend die Ernennung, die Zahl und die Dauer des Amtes der Generaldeputierten der reformierten Parthey, bey Anlaas der zwey wirklich in Bedienung stehenden, deren Zeit zu Ende gieng, wieder auf die Bahn zu bringen.

Da der König mir diese besondern Deputierten von Fontainebleau zuschickte, so faßte er den Entschluß, den er bey dergleichen Geschäften gewöhnlich ergriff; er befahl mir nemlich, der Versammlung seine Gesinnungen zu entdecken, als ob ich dieß aus mir selbst, und durch blosse Liebe zu meinen Glaubensgenossen gedrungen thäte; wobey er sich vorbehielt, den Befehlton zu gebrauchen, woferne dieß Mittel nicht anschlüge. Mein Bruder kam auf Befehl des Königs den 27. Aprill zu mir, um sich mit mir darüber zu besprechen, und da ich immer erwartete, daß Se. Majestät nächstens selbst nach Paris kommen würden, so hielt ich die Deputierten zwey oder drey Tage lang auf, ohne ihnen eine Antwort zu geben, weil ich sehr wünschte, dieselbe zu erst mit dem König zu verabreden. Er schrieb den 5. May von Fontainebleau an mich, indem er in Absicht auf seine Abreise anderer Meynung geworden war, und es schien mir, als ob er mit vieler Ungeduld die Nachricht erwarte, was ich mit den Deputierten angefangen hätte. „Ich weiß nicht, sind seine Worte, „was sie Ihnen in Absicht auf das, was ich Ihnen durch Ihren Bruder habe sagen lassen, können geantwortet haben. Herr von la Noue,

„mit welchem ich gestern Morgen in Gegenwart
„des Herrn von Villeroi geredet habe, hat mir
„den größten Theil davon entdeckt, und zu mir
„gesagt, er habe in seinem Leben nicht so viel
„Narren beysamen gesehn: unter andern nannte
„er mir auch den Rivet. Es ist nicht zu zweifeln,
„daß die Deputierten sich nicht, ehe sie zu Ihnen
„kamen, mit dů Pleßis unterredet haben, der
„ihnen vermuthlich gesagt hat, was sie sagen
„mußten.„

Ich schrieb, nach Sr. Majestät Begehren, an die Versammlung einen Brief, in welchem ich sie ermahnte, sich in Absicht auf die Generaldeputierten nichts anzumassen, was zum Polizeywesen, oder zur Regierung gehörte, und an demjenigen, was man über diesen Punkt in einer von ihren feyerlichsten Versammlungen abgeschlossen hätte, nichts zu ändern. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß die Bedienung der Generaldeputierten nicht weniger, als drey Jahre dauern könnte, weil die Deputierten in kürzerer Zeit weder die Geschäfte kennen lernen, noch selbst bekannt werden könnten: Auch müsse man nicht bloß zween Deputierte ernennen; denn da diese Wahl in allgemeinen Versammlungen vorgenommen werden müßte, vor welchen immer Provincialversammlungen hergehn, — eine Formalität, welche nicht wenig Zeit wegnehme — so würde sich die Parthey, wenn einem von diesen Deputierten ein Zufall begegnete, in Gefahr setzen, einen Agenten zu wenig an dem Hof zu haben: Da hingegen diese Lücke, wenn sie

Sr.

Sr. Majestät immer sechs Personen vorschlagen würden, durch die Ernennung eines neuen, welche sogleich vorgenohmen werden könnte, auf der Stelle durch einen von den sechs Vorgeschlagenen, die sich auf der Liste befänden, ausgefüllet würde. Was den Pabst betrift; so zeigte ich ihnen, wenn sie unvorsichtiger Weise, und ohne einige Achtung gegen den Pabst, der wegen seines sanften und friedfertigen Charakters diese Behandlung nicht verdiene, eine bereits als unnütz verworfene Frage neuerdings auf die Bahn brächten, so liefen sie Gefahr, durch ihre Schuld, und eines Nichts wegen, die glückliche und ruhige Lage zu verlieren, die so lange der Gegenstand aller ihrer Wünsche gewesen sey. Ich erinnerte sie in dieser Absicht an ihre eignen Gesinnungen, und selbst an ihre Geständnisse, und stellte ihnen zuletzt nachdrücklich vor, daß jeder Ungehorsam gegen ihren Herrn ihnen gefährlich seyn könne, daß aber ein ungerechter und vernunftwidriger Ungehorsam fähig wäre, sie vollends unglücklich zu machen.

Ich ließ ferner in den gleichen Ausdrücken durch einige andre Personen an sie schreiben, von denen ich wußte, daß sie den meisten Credit bey der Parthey hätten, und bat sie, die Gründe aufmerksam anzuhören, die Montmartin den Meinigen etwa noch beyfügen möchte, welchem ich mein Schreiben übergab, und den Se. Majestät tüchtig fanden, der Versammlung bey dieser Gelegenheit Ihren Willen zu eröfnen. Ich bediente mich noch eines andern Beweggrundes, der, nach des Königs

Meynung, nicht ohne Wirkung bleiben konnte. Da nemlich die Einwohner von Rochelle vor kurzem eine Bittschrift eingelegt hatten, daß man ihnen zweytausend Livres für ihr Collegium schenken möchte; so gab ich ihnen zu verstehn, der König werde ihnen diese Gnade bewilligen, wenn sie ihre Mitbrüder bereden würden, den Befehlen desselben Folge zu leisten. Ich erhielt nach Verfluß einiger Tage Nachricht von dem König, daß Montmartin und die Deputierten, welche man mit den Befehlen Sr. Majestät an die Versammlung zurückgesendet hätte, von derselben zwar ziemlich gut wären aufgenommen worden; allein man habe doch bey weitem nicht diejenige Achtung gegen die Reden des erstern bezeigt, die man hätte haben sollen, so wenig als gegen mein Schreiben, und gegen die andern Briefe, welche demselben beygefügt waren, deren Urheber man Spottweise die vier Seher der Kirche genannt hätte. Was Montmartin dem König von Zeit zu Zeit über die Lage der Gemüther schrieb, war ihm eben so wenig angenehm. „Wenn dieß so fortgeht, schrieb „er mir, so werden sie die Könige und wir die „Versammlungen seyn.„ Doch zuletzt bekam die dem König ergebne Parthey die Oberhand. Montmartin verwandte sich dafür mit einem Eifer, den der König mit einem Jahrgeld belohnte. Obgleich man nicht sagen konnte, er sey durchaus glücklich gewesen, so glaubte Heinrich doch, wenn man alle die Hindernisse in Anschlag bringe, die er überstiegen, er habe alles gethan, was er habe thun

können, da er im Stande war, Sr. Majestät die Versicherung zu geben, daß Ihre Befehle befolgt worden seyen. „Montmartin hat das Seinige „redlich gethan, schrieb er mir in einem andern „Brief; wenn gleich alles umsonst war: er glaubt „dieß freylich nicht: allein er hat uns den Schatten gebracht, und der Körper ist zurückgeblieben, „indem der Artikel von Gap nicht mehr, als zwo „Stimmen zu viel gegen sich hatte.„

Die Kirche zu Pons machte sich um diese Zeit durch eine sehr kühne Unternehmung bekannt, indem sie auf eine lächerliche Weise die Art, die Religionsangelegenheiten durch Generaldeputierte zu besorgen, auf sich anwandte, und sich erkühnte, dem König drey Personen, nemlich Verak, Longchamp und Bertauville, vorzuschlagen, mit dem Begehren, daß er denselben, als Partikulardeputierten, die Regierung ihrer Stadt übergeben sollte. Heinrich beantwortete dieß Zumuthen nur durch Vorlegung der Edikte, allein er war deswegen doch über diese Tollheit nicht weniger böse, als über die Conferenzen, die Lesdiguieres und Morat, wie man ihm meldete, in Geheim mit einander hielten, und über den Mangel an Respekt, den der Prediger Chamier bey der Durchreise des Connetable durch Montelimar gegen denselben bezeiget hatte. Ich sorgte dafür, daß dieser Prediger zu ihm gieng, und sich wegen dessen, was man ihm vorwarf, bey ihm entschuldigte.

Am Ende dieses Jahres zogen sich die Einwohner von Rochelle einer andern Sache wegen das

Misvergnügen des Königs zu, indem sie ohne Sr. Majestät und mein Vorwissen wiederum an den König von England schrieben, um von ihm die Loslassung eines Schottischen Predigers, Namens Maluin zu begehren, welcher in den Tower war gesetzt worden, weil er beleidigende Reden und Schriften gegen Se. Brittische Majestät und Ihren Staatsrath geführt und verbreitet hatte. Sie konnten nichts zur Entschuldigung dieses Unternehmens anführen, dessen Wahrheit der Prediger Primerose, der nemliche, welcher das Schreiben an den König von England überbracht hatte, bey Sr. Majestät bestätigte. In Betrachtung dieses offenherzigen Geständnisses erlaubte der König ihm, nach Bordeaux zurückzukehren, und seine Predigerstelle ferner zu verwalten. Noch strafbarer machte sie folgendes, daß sie den Gefangenen in ihre Stadt aufnehmen, und ihn sogar zu ihrem Prediger machen wollten. Dieses ganze Betragen verrieth eine gewisse Anmassung von Unabhänglichkeit, die sich durchaus nicht entschuldigen läßt. Der König von England hatte sich nicht lange bitten lassen, einer Stadt, die er liebte, eine so unbedeutende Gnade zu bewilligen, als die LedigIassung eines Fremden war, dessen Entfernung seinem Reiche Nutzen brachte: ja, ich möchte nicht einmal gut dafür stehn, daß der Englische Staatsrath nicht in Geheim froh darüber war, daß er dem König von Frankreich ein solches Geschenk machen konnte; allein dieser hatte neben dem, daß dieß ein Eingriff in sein Ansehn war, die gleichen Gründe,

den Maluin nicht in seine Staaten aufzunehmen, die Jakob hatte, ihn aus den Seinigen zu verjagen. Heinrich schickte dieser Sache wegen Büllion an mich ab, und schrieb mir, theils eigenhändig, theils durch Villeroi einige Briefe darüber. Auch bekam ich den Auftrag von ihm, von der Stadt Rochelle eine Erklärung hierüber zu fodern, ihr dieß Betragen vorzuwerfen, und ihr zu befehlen, daß sie den König deswegen um Vergebung bitten solle, der mir seine gänzliche Zufriedenheit über das bezeugte, was ich bey diesem Anlaase that.

Unter mehreren begründeten Beschwerden, die man über diese Stadt führte, fanden sich gleichwol bisweilen auch sehr unbegründete. Es fiel den Jesuiten ein, jemanden von den ihrigen nach Rochelle zu senden, um daselbst die Verrichtungen eines Predigers zu übernehmen. La Varenne, der P. Cotton und einige andre warfen ihre Augen auf den P. Seguiran, *) und wandten sich, um von Sr. Majestät keine abschlägige Antwort zu erhalten, an die zween Staatssekretairs, Beaulieu und Fresne, welche diesem Pater aus eigner Gewalt, und ohne Sr. Majestät ein Wort davon zu sagen, ein Schreiben einhändigten, welches ihm das Recht gab, sich in dieser Stadt aufnehmen zu lassen. Da sich der Jesuite an dem Stadtthor zeigte, fragte man ihn, wer er sey: „Ich bin Seguiran, antwortete er zuversichtlich, aus der Gesellschaft

---

*) Caspar Seguiran, der in der Folge Ludwigs XIII Beichtvater war.

„Jesu, und komme, um laut königlicher Briefe „in dieser Stadt zu predigen. — Fort mit euch, „rief die Schildwache, mit ziemlich wenig Ehrer„bietung; wir wissen ganz gut, daß Jesus keine „Gesellschafter hatte, und daß ihr keine Briefe „von dem König habt.„ Ohne ihn weiter anhören zu wollen, nöthigte man ihn, sich zu entfernen, welches der P. that, indem er in einem sehr zornigen Ton drohte, sich darüber bey dem König zu beklagen. Er hielt wirklich Wort, und alle seine Anhänger bey Hof unterstützten ihn so kräftig, indem sie diesen Mangel an Ehrerbietung gegen die Befehle des Königs sehr vergrösserten, und ihm die ganze Wahrheit, oder wenigstens einen Theil derselben verbargen, daß er mich unverzüglich in einem sehr dringenden Handbriefchen, welches einen heftigen Zorn verrieth, nach Fontainebleau kommen hieß.

Ich fand den gauzen Hof voll Getümmels, und den König mit Leuten umringt, welche seinen Zorn noch mehr anfachten. „Hören Sie doch, sprach „er zu mir, Ihre Leute zu Rochelle haben wieder „tolle Streiche nach ihrer Gewohnheit gemacht. „Das ist die Ehrfurcht, die sie mir beweisen, und „der Dank für die Freundschaft, die ich gegen sie „habe, und für die Geschenke, die sie von mir „empfangen.„ Er erzählte mir hierauf die Sache in einem Tone, der mir nichts, als Rache zu athmen schien. Allein da er mich nach der Hand auf die Seite gezogen hatte; so sagte er mir: „Ich „habe mich so zornig gestellt, um denjenigen den

„Mund zu stopfen, welche meine Handlungen „nur zu tadeln suchen: allein Ihnen sage ich, daß „die Einwohner von Rochelle so ganz unrecht nicht „haben; denn ich habe weder etwas von diesen „Briefen gewußt, noch sie zu schreiben befohlen; „ich würde es auch nicht zugelassen haben, wenn „man mir Nachricht davon gegeben hätte. Gleich„wol muß man die Sache anderst, als durch Be„kanntmachung des Vergehens der Staatssekre„tairs beyzulegen suchen, weil dieß auf alle ihre „übrigen Depeschen Einfluß haben könnte: Su„chen Sie doch irgend ein Mittel ausfindig zu „machen.„

Ich schrieb an die Einwohner von Rochelle, nachdem ich die Sache erst mit Sr. Majestät verabredet hatte; es sey vor allem aus ihre Pflicht, jemanden an den König zu schicken, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu beweisen, und ihm ihr Leidwesen darüber zu bezeugen, daß sie sich das Misfallen Sr. Majestät zugezogen hätten. Ich gab ihnen zu verstehn, daß ein bischen Demüthigung den Handel zu ihrem Vortheil endigen würde, und versicherte sie, die Sache sey ohne des Königs Vorwissen geschehn, sie würde nicht wieder begegnen, und sich endigen, ohne daß ihre Privilegien würden angetastet werden; und endlich wollte ich mir alle Mühe geben, in Gesellschaft mit zwey oder drey von ihren angesehensten und rechtschaffensten Mitbürgern, die ich ihnen zu senden befahl, für ihr Interesse zu sorgen. Ich gab der Sache folgende Wendung, daß der P. Seguiran ein neues

eigenhändiges Schreiben von Sr. Majestät erhielt, vermöge dessen er predigte: allein er ward nach Verfluß einiger Tage zurückberufen. Die Jesuiten schienen selbst mit dieser Milderung nicht unzufrieden zu seyn.

Allein weit schwerer war es, die Stadt Poitiers zufrieden zu stellen. Seitdem dieselbe zuletzt war beredet worden, die Jesuiten zu dulden, hörte ich nichts, als mündliche oder schriftliche Klagen gegen dieselben, von Seiten des Bischofs, des Vicegouverneurs und der vornehmsten Einwohner, bald einzeln, bald im allgemeinen. Diese Klagen, welche nicht bloß von den Protestanten herrührten, sondern selbst von den Katholiken, betrafen folgendes: Die Anhänger, die die Jesuiten in dieser Stadt hatten, setzten dieselben bey ihrer Ankunft in den Besitz eines Collegiums, machten zu derselben Behuf grossen Aufwand an Gebäuden und Möbeln, spielten ihnen sogar die reichsten Pfründen dieser Gegend in ihre Hände; und doch sah man in den zweyen Jahren, die sie hier zugebracht, und auf den Unterricht des größten Theils der dasigen Jugend verwandt hatten, noch keine Früchte davon: Dieses kränkte die Einwohner um so viel mehr, da sie vorher, wie sie sagten, sehr gute Schüler und vortrefliche Lehrer gehabt. Mit diesen verbanden sie noch einige andre Klagen über die Zwistigkeiten, die man diese Patres beschuldigte in der Stadt und in der Provinz gestiftet zu haben. Sie baten deswegen neuerdings in einem dringenden Tone, daß man die Jesuiten zurückbe-

rufen und ein Königliches Collegium stiften möchte. Allein was konnte ich zu ihrem Besten bey dem König auswirken, der den Jesuiten ganz neulich bewilligt hatte, daß sein Herz, statt in der Notredamekirche zu Paris, wie es bisher üblich war, in dem Kollegium zu la Fleche beygesetzt werden sollte. Bey diesem Anlaas fragte ein Domherr bey jener Kirche, da er einst einen Jesuiten antraf, denselben; welches von beyden ihnen lieber seyn würde, das Herz des Königs in la Fleche, oder la Fleche *) in dem Herzen des Königs zu sehn.

Ungeachtet so vieler Gnadenbezeugungen und Wohlthaten, mit denen Heinrich die Jesuiten täglich überhäufte, glaubten dieselben ohne Zweifel doch, sie seyen dem König von Spanien noch weit grössere Verbindlichkeiten schuldig, indem sie fortfuhren, alle seine Ränke zu unterstützen; die in Frankreich und selbst mitten am Hofe gespielet wurden. Der Spanische Gesandte entdekte den Freunden, die sein Hof in starker Anzahl bey uns hatte, im Vertrauen den Entschluß, den, seinem Vorgeben nach, der Catholische König gefaßt hätte, alles mögliche zu thun, daß ein, wie er sagte, so ehrgeitziger, und schlauer König, der zugleich ein so geschickter und in grossem Rufe stehender Feldherr, und noch überdas aus politischen Grundsätzen so enge mit den Protestanten verbunden wäre, die

---

*) Im Französischen ein Wortspiel. La Fleche heißt in dieser Sprache ein Pfeil, und ist zugleich der Name des Jesuiterkollegiums.

Projekte nicht ausführen könne, die sein Anhäufen von Geld, Waffen und Munitionen deutlich genug verriethen: Man müsse diesem Prinzen den freyen Flug ausser seinem Lande nicht erlauben, weil ihm nichts würde wiederstehen können, sondern ihm in seinem Reich so viele Händel erregen, daß er dasselbe nicht verlassen dürfte, und sich in dieser Absicht des Hasses bedienen, den beyde Religionspartheyen gegen einander trügen; ein Mittel, welches itzt noch eben so leicht anschlagen würde, als zu den Zeiten der Ligue: Hieran müßten alle Katholicken in ganz Europa arbeiten, deren Besorgnisse um so viel begründeter wären, weil Heinrich durch den Schutz, den er den vereinigten Provinzen habe angedeyhen lassen, das Mittel gefunden hätte, die einzige Macht zu schwächen, die etwas beträchtliches zu ihrem Nutzen hätte thun können: man müsse ihn mit gleicher Münze bezahlen, d. i. seine Kräfte zu verzehren suchen, ehe man anfienge, ihn öffentlich zur Rechenschaft für sein Betragen zu ziehn.

Bey diesen Reden ward niemand weniger verschont, als ich. Man sagte; ich setze es dem König in den Kopf, grössere Sachen zu unternehmen, als kein Französischer König seit fünfhundert Jahren unternommen hätte: und mein vornehmstes Augenmerk sey, die katholische Religion zu unterdrücken. Ich vertheidige mich nur gegen das letztere, welches durchaus falsch ist: allein man glaubte, sich solche Lügen erlauben zu dürfen, weil sie am meisten Eindruck machen. Uebrigens habe ich hier

gewiß nichts bloß aus meinem Kopf auf Rechnung des Spanischen Gesandten geschrieben. Einige von den Geistlichen, die er zu Vertrauten wählte, waren noch so gute Franzosen, daß sie sich an dergleichen Reden ärgerten. Sie glaubten, ihrem Gewissen und ihrer Ehre Genüge zu thun, wenn sie den Kardinal dů Perron und seinen Bruder, denen sie alles entdekten, auf ihren Glauben und das Evangelienbuch schwören liessen, daß sie wenigstens ihre Namen nicht entdecken wollten. Man wird hoffentlich die beyden dů Perrons keiner Betriegerey beschuldigen wollen: die ganze Nachricht war zu umständlich; man erzählte nichts, als des Gesandten eigne Worte, der noch überdas gesagt hatte, die Sache sey nun kein blosses Projekt mehr, sondern es haben bereits mehrere gut katholische Geistliche, welche Sr. katholischen Majestät Freunde wären, daran gearbeitet, und arbeiten noch alle Tage so eifrig daran, daß man hoffen dürfe, es werde sich nächstens irgend eine glückliche Revolution ereignen. Ueberdas erhielt der König nicht bloß an seinem Hofe dergleichen Nachrichten, sondern sie kamen auch von allen fremden Höfen, wo die Spanischen Gesandten öffentlich sagten, das Uebergewicht fange zu sehr an, sich auf Frankreichs Seite zu neigen, als daß der Friede zwischen beyden Kronen noch lange fortdauern könne, und man setzte hinzu, die Spanier unterstützen diese Reden durch die stärksten Bemühungen, und durch alle Arten von Ränken, um die Freunde und Allierten von Frankreich auf ihre Seite zu bringen.

Heinrich, der ganz natürlich über diese Nachrichten unruhig ward, welche sich von allen Seiten her vervielfältigten, hatte bereits am Ende des verflossenen Jahres angefangen, darüber mit mir zu reden. Er ließ mich einst durch la Varenne so frühe zu sich fodern, daß ich ihn noch im Bette fand. Sobald er angekleidet war, faßte er mich bey der Hand, und sprach: „Mein Freund, ich „hab Ihnen Sachen von Wichtigkeit zu sagen; wir „wollen ins Bücherkabinet gehn, damit wir desto „länger mit einander reden können; denn ob ich „gleich einen kleinen Anfall vom Podagra verspüret habe, so will ich doch ein wenig herumgehn.„ Nachdem er mir alle diese Nachrichten, die er erhielt, entdeckt hatte, fuhr er so fort. „Wolan, gestehen „Sie es nur; Sie sind eben nicht böse darüber, „daß Sie aus allem dem, was ich Ihnen gesagt, „die Wahrheit der Meynung bestätigt sehn, die „Sie immer gehabt haben, daß die größten Könige sich entschliessen müßten, entweder Hämmer, oder Ambose zu seyn, wann sie mächtige „Nebenbuhler haben, und daß sie sich niemals „ein sehr geruhiges Leben versprechen dürfen: ich „läugne nicht, daß ich diese Meynung oft bestritten habe; allein da wir jezt sehn, daß sie wahr „wird, so laßt uns wenigstens trachten, sie in einen solchen Zustand zu versetzen, daß sie ihre „schlimmen Absichten gegen mich nicht ausführen „können: Denn vielleicht würden sie nach meinem „Tode nicht so viele Schwierigkeiten finden, als „sie bey meinem Leben finden müssen, da mir

„ihre Ränke bekannt sind. Ich bin nicht so thö„richt, fuhr er fort, daß ich mich auf meine Un„kosten für die kleinen Possen rächen möchte, die „mir Ihre Hugenotten bisweilen spielen. Sie „betriegen sich, wenn sie glauben, ich wisse es „nicht, wie viel stärker ich bin, als sie, und daß „es in meiner Willkühr stehet, sie zu ruinieren, „so bald ich will. Allein ich mag eines kleinen „Unwillens wegen, oder andern zu gefallen, mein „Reich dadurch, daß ich sie zu Grund richte, „nicht so sehr schwächen, daß ich ein Raub mei„ner Feinde werde; lieber will ich ihnen zwey „Streiche versetzen, als einen einzigen von ihnen „bekommen. Also, fuhr er fort, wobey er in Hitze „kam, da die Bosheit dieser Schurken so groß „ist, so muß man derselben zuvorzukommen suchen; „und ich schwöre bey Gott, denn sie haben mich „böse gemacht, wenn sie mich durch ihre Ränke „gegen meine Person und mein Reich (ich habe „erst gestern erfahren, daß ihre Projekte auf bey„des gehn,) noch weiter treiben, — wenn sie „mich einmal nöthigen, die Wafen zu ergreifen: „so will ich ihnen so bange machen, daß sie die „Stunde verfluchen sollen, da sie meine Ruhe „störten. Setzen Sie also alles in so gute Bereit„schaft, als möglich ist, und schaffen Sie besonders „einen überflüßigen Vorrath an Wafen, Geschütz, „Munition und Geld herbey, welches allem an„dern den Nachdruck giebt, das Uebrige nehme „ich auf mich, und sehn Sie zu, ob Sie nicht „für das nächstkünftige Jahr 1607. eine Devise

„ finden können, welche nach dem, was wir eben „ gesagt haben, den Gedanken ausdrückt, wenn „ sie uns als Füchse bekriegen, so wollen wir es „ als Löwen thun. „

Ich fühlte die lebhafteste Freude, da ich den König so reden hörte, und befolgte seine Befehle mit der größten Bereitwilligkeit. Auf den Schaumünzen, die ich ihm im Anfange dieses Jahres überreichte, war der Tempel des Janus vorgestellt: eine Lilie schien die Thüre desselben zu verschliessen, und dieses ward noch stärker durch die drey Worte ausgedrückt, welche die Devise ausmachten; clausi, cavete, recludam. (Er ist verschlossen; hütet euch; ich kann wieder aufschliessen:) Der König fand, daß es mir sehr gut gelungen war, den Entschluß, sich von seinen Feinden nicht zuvorzukommen zu lassen, auszudrücken.

Kaum konnte sich der König hinterhalten, sechs oder sieben Personen am Hofe, unter einer Menge andrer, von welchen man ihm unaufhörlich die bedenklichsten Nachrichten gab, ebenfalls für Feinde zu halten. Das ganze Haus Lothringen war darunter begriffen, und dieses bewegte mich einst zu schreiben: „ Alle Lothringerkreuze sind an der Ver„ stellung krank, uñd ich besorge, die Lilien seyen „ auch ein bischen davon angestekt. „ Diese Klagen begleitete der König oft mit Vorwürfen gegen mich, daß ich es litte, daß die Prinzen aus diesem Haus alle mit mir in nähern Verbindungen stehen, als es, seinem Bedünken nach, bey so verschiedner Denkensart seyn sollte: Denn ich sah alle die

Nachrichten, die man Sr. Majestät gegen die Lothringischen Prinzen gab, für pure Verläumdungen an. Gleichwol glaubte ich, aus Achtung für den König, mit demjenigen von ihnen reden zu müssen, welcher ihm unter allen am meisten Verdacht erwecken konnte. Allein ich erhielt von demselben die stärksten Versicherungen von Gehorsam und Ergebenheit, die mir so aufrichtig schienen, daß ich es für meine Pflicht hielt, Sr. Majestät in Betref seiner die Augen zu öfnen. Ich bat den König, er sollte mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß ich ohne Bedenken jede Verbindung brechen würde, welche mir nur einigermassen nachtheilig für sein Ansehn scheinen möchte; und da er mir erlaubte, ihm hierüber einen Rath zu ertheilen; so führte ich ihn auf die Bemerkung, daß ich selbst um seinetwillen die Person nicht verlassen dürfte, über die er sich beklagte, weil ich, gesetzt auch, sie hätte mir etwas von ihren Gesinnungen verborgen, sicher sey, daß so lange ich einige Gewalt über ihr Gemüth habe, sie sich niemals entschliessen würde, ihre Pflicht aus den Augen zu setzen, und besonders dünke es mich nothwendig, geduldig zu seyn und stille zu schweigen, um gewisse Gemüther nicht in Harnisch zu jagen, die der Verdacht einer solchen Treulosigkeit um so viel mehr schmerzen würde, je weniger sie ihn verdienten.

Was die übrigen Personen alle betrift, die in dieser Anklage mit inbegriffen waren, so sagte mir der König nichts anders, als was ich vor ihm ge-

wußt hatte. Allein so oft ich diese Nachrichten alle von Grund aus untersuchen wollte, so fand ich immer wenig gründliches und wahres darinn. Ueberdas war mir der Beweggrund der Ankläger so gut bekannt, daß ich zuletzt den Entschluß gefasset hatte, ihnen mein Ohr gänzlich zu verschliessen, so bald ich sie nur die zwo oder drey Personen würde nennen hören, die sie mit der boshaftesten Schadenfreude verläumdeten. Freylich war die Spanische Parthey an dem Hofe sehr beträchtlich; ich war der erste, der dieses gestand, und ich glaube, niemand habe diejenigen, welche dazu gehörten, besser gekannt, als ich. Allein wie unwahrscheinlich war es, daß Leute, welche wegen ihrer langen und unüberwindlichen Antipathie bekannt waren, dieser, dem Vorgeben nach, geheimen Verbindung beytretten sollten?

Der König beantwortete dieses auf folgende Weise; es sey immer sehr gefährlich mit Gewißheit zu glauben, es sey kein strafbares Projekt gegen den Staat auf der Bahn, welchem man nicht hoffen könnte, den vornehmsten und größten Theil des Hofes beytretten zu machen, und er wiederhollte immer seine alten Bitten, daß ich trachten sollte, alle diese angeblichen Verschwörungen zu entdecken und zu vereiteln. Ich wiedersprach freylich jenem Grundsatze nicht; allein ich setzte ihm einen andern entgegen, der noch zuverläßiger ist: nemlich, man müsse nicht alle Verbrechen strafen wollen, welche bloß in Gedanken und Wünschen bestehen, sondern bloß ein aufmerksames Auge darauf haben,

daß

daß sie nicht zu einem Körper werden, und zu dem Ende hin die Keime, woraus derselbe sich bilden könnte, gleichsam ohne Absicht von einander trennen; welches immer mehr die Sorge des Ministers, als des Fürsten seyn soll. Und was konnten zuletzt alle diese Personen, die man mit so fürchterlichen Farben abmahlte, gesezt auch es gienge so schlimm, als möglich, thun? Auch diese Bemerkung ließ ich den König machen. Wog nicht seine Person allein tausende auf? Und waren seine entschieden getreuen Diener nicht eine sichre Schuzwehr für ihn? Heinrich hatte keine Feinde, die er nicht gerade diesen Augenblick durch ein einziges Wort konnte zittern machen, und bey seinen Lebzeiten war es nicht möglich, den ruhigen Gang der Regierung durch die Furcht vor irgend einer Revolution zu unterbrechen.

Dieß ist beynahe alles, was der König und ich bey dieser Gelegenheit einander sagten und schrieben, und was er mir durch den Herzog von Rohan entweder mundlich entbieten ließ, oder mir in Briefen meldete, deren Ueberbringer derselbe war. Zuletzt befolgte er den Rath, den ich ihm gab, dieses ganze Geschäft durch Umwege zu führen, und es mehr mit List, als mit Gewalt zu behandeln; auch war mir dasselbe nicht so gleichgültig, wie einigen andern, die mir der König an dem Hof auftrug; denn ich machte deswegen verschiedne Reisen dahin. Ich that all mein Mögliches, um diese boshaften Gerüchte zu unterdrücken; ja ich machte dem König sogar das Anerbieten, dieser Sache die

ganze Zeit zu wiedmen, die er mir erlaubte, auf meinen Gütern zuzubringen, und mit ihm unaufhörlich daran zu arbeiten. Wir erfanden für die Briefe, die wir darüber schrieben, eine eigne Ziffernschrift, die niemand verstehn, oder durch Muthmassungen errathen konnte, und ich sandte den Descartes an Barrault ab, um demselben Verhaltungsbefehle in Absicht auf das, was er sowol in diesem, als in einigen andern Geschäften an dem Spanischen Hofe sagen und thun sollte, zu ertheilen.

Es war die Rede von einem Memorial, welches der spanische Gesandtschaftssekretair dem König den 5. April überreicht hatte, und worin man von Sr. Majestät die Zurückgabe einer Prise begehrte, die Grammont gemacht, allein sich geweigert hatte, dieselbe ohne Befehl wieder auszuliefern. Es war bloß um den rechten Verstand des das Strandrecht betreffenden Gesetzes zu thun, denn die Prise war von dieser Art. Der Spanische Minister behauptete, dieses Gesetz betreffe die Schiffe und das Geschüz nicht, welche den Königen und souverainen Fürsten eigenthümlich zugehören, und ihnen wirklich dienen. Allein weder das Gesetz, das man anführte, noch der gegenwärtige Fall schien dem Staatsrath so helle, als Spanien behauptete. Villeroi sagte; da die berüchtigte Flotte, die der verstorbene König von Spanien gegen England ausgeschikt hatte, in dem Kanal zerstreut worden sey, so habe man zwar die Ueberbleibsel derselben, welche zu Calais ankamen, wieder ausgeliefert; allein man habe diese Auslie-

ferung mehr für eine Gnade, als für ein Recht angesehn. Der König überließ es mir, diesen Streit aus den Dokumenten des Archivs und aus ehmaligen Beyspielen zu entscheiden.

Was während dem Laufe dieses Jahres zwischen Spanien und den vereinigten Provinzen in den Niederlanden vorfiel, war, wie jedem einleuchten wird, wichtiger für uns. Der Anfang des Feldzugs gab einige Hofnung, daß der Friede noch eine geraume Zeit lang nicht zu Stande kommen würde. Dů Terrail machte einen Versuch, Slůis zum Vortheil der Spanier zu überrumpeln. Er bahnte sich vermittelst der Petarde einen Weg, und drang an der Spitze der Truppen, die ihm der Erzherzog zu dieser Unternehmung gegeben hatte, so weit vor, daß er diese Festung unwiedersprechlich erobert hätte, wenn er besser wäre unterstützt worden. Allein die Furcht bemächtigte sich aller seiner Soldaten: sie verliessen ihn, und nöthigten ihn dadurch, wieder umzukehren, wie er gekommen war. Der Prinz von Oranien grif hierauf Antwerpen an, allein mit eben so wenig Erfolg. Alle diese Proben von Schwachheit zeigten nur noch deutlicher, daß man auf beyden Seiten das Kriegshandwerk verlernt hatte, und gaben den Friedensvorschlägen, die man öffentlich machte, noch mehr Nachdruck. Allein der so tief eingewurzelte Haß, den die Niederländer gegen Spanien trugen, gab ihnen ein, das gleiche Mittel, dessen sie sich im verfloßnen Jahre bey uns bedient hatten, um uns zu vermögen, ihre Sache zur unsrigen zu machen,

zum letzten mal zu versuchen; sie wiederhollten nemlich auf eine noch dringendere Art das Anerbieten, uns eine gewisse Anzahl von ihren beßten Plätzen pfandweise zu überliefern.

Ich habe, wie ich glaube, meinen Lesern noch keine Nachricht von demjenigen ertheilt, was bey dieser Gelegenheit in dem Staatsrath vorgefallen war. Man hatte in demselben gesagt, es widerspreche der gesunden Vernunft, daß der König jährlich ohne den geringsten Nutzen zwey Millionen für die Generalstaaten ausgebe: Das Beyspiel der Königin Elisabeth sey eine Warnung für uns, und die Niederländer wären noch allzuglücklich, wenn sie auf diese Bedingungen Beystand von uns erhielten. Es war in dieser Meynung des Staatsraths nichts seltsames, ausgenommen, daß dieselbe, wie man bemerkte, nur von den eifrigen Katholicken unterstützt ward; gerade eben dieselben, welche alles aufgeopfert hätten, um das Projekt der Verbindung zwischen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen. Vielleicht erräth man es nicht, was für einen Zweck diese Herrn bey so widersprechendscheinenden Schritten im Auge hatten. Hier ist er: sie waren weit davon entfernet, das Anbieten der Niederländer für so aufrichtig zu halten, als es in der That war; und man durfte, ihrer Meynung nach, weiter nichts thun, als dasselbe annehmen, um in kurzem den König mit den Staaten in Zweytracht und Streitigkeiten verwickelt zu sehn. Diese Meynung bekam wirklich die Oberhand, ohne daß ich etwas

anders that, als mit einem Kopfschütteln zu verstehn zu geben, daß ich meine Stimme hierzu nicht geben könne.

Gleichwol gieng die Sache ganz anderst: Der Staatsrath der vereinigten Provinzen nahm diese Eröfnung mit der größten Freude an, *) und genehmigte es, dem König sechs Städte, die er selbst wählen könnte, zum Unterpfand zu geben, wenn er ihnen zwey Millionen an baarem Geld, und ein gewisses Quantum von Pulver geben, auch, wie bisher, ihre Werbungen in Frankreich begünstigen würde. Da Büzenval den vorigen Winter, wie ich bereits gemeldet hatte, zurückgekommen war, um diesen Entschluß zueröfnen; so wußten unsre Staatsräthe, in der Verwirrung, worein derselbe sie setzte, nicht, was sie sagen, noch was sie anfangen sollten, und ich glaube, daß ich ihnen damals nicht nur keinen schlimmen Dienst, sondern vielmehr einen grossen Gefallen that, da ich im offenen Staatsrath zeigte, wie übereilt ihr erster Entschluß gewesen war. Ich bewies ihnen,

---

*) Man kann nicht daran zweifeln, daß die vereinigten Provinzen damals nicht wirklich im Sinne hatten, sich nicht nur unter Frankreichs Schuz zu begeben, sondern sich auch der Herrschaft desselben zu unterwerfen. Man findet die darüber gepflogenen Berathschlagungen bey Vittorio Siri; (Mem. recond. Tom. I. p. 418.) Allein da bloß die Noth sie dazu zwang; so war dieser Entschluß wol nicht sehr ernstlich gemeint und konnte nicht lange dauern. Ich glaube, der beste Entschluß sey derjenige gewesen, den der Herzog von Süllly den Staatsrath zu ergreiffen beredete.

daß die verschiednen Unterstützungen, die Se. Majestät den Generalstaaten alle Jahre freywillig ertheilten, bey weitem keine so beträchtliche Summe kosteten, als die gefoderte war; daß die Städte, die man anbot, bey einer genauen Untersuchung, kein sichres Unterpfand für unser Geld seyen: kurz, ich bewies, daß alle ihre Gründe ungereimt wären, und die größte Unwissenheit verriethen: worüber sie noch froher waren, als ich selbst. Dieß geschah in einer ausserordentlichen Versammlung des Staatsraths, welcher nebst dem König, der Graf von Soisson, der Kanzler von Bellievre, die Herrn von Sillery, Chateauneuf, Villeroi, Chateauvieux, als Capitain der Garde, und ich beywohnten. Da niemand etwas darauf erwiederte; so gedachte man der Pfandstädte nicht weiter, und begnügte sich, gegen den vereinigten Provinzen ferner die ersten allgemeinen Ausdrücke von Freunden und Bundesgenossen, sowol in Absicht auf Angriff, als auf Vertheidigung zu geben, und man bediente sich in dem Traktat, (denn die Generalstaaten wollten durchaus einen haben,) des Vorwandes, daß man zwischen ihnen und Spanien einen Frieden zu Stande zu bringen suchen sollte.

Die Generalstaaten, denen dieß Verfahren das Recht gab, uns Vorwürfe zu machen, blieben bey dem ersten Entschlusse stehen, und sagten ganz entschlossen, weil man ihnen das Geld abschlage, das sie bedürften, nachdem man es ihnen erst versprochen hätte; so setze man sie in die Nothwendigkeit, mit ihrem Feinde Frieden zu machen,

und dieß werde ungesäumt geschehn. Das wünschte der König nun freylich nicht; er hatte sich geschmeichelt, die Sachen würden noch lange auf dem alten Fusse stehn bleiben, wenn er es an der gewöhnlichen Unterstützung nicht ermangeln liesse, und hatte den Generalstaaten vorerst im Anfange des laufenden Jahres die Summe von sechsmal hunderttausend Livres vorgeschossen. Allein sie nahmen sein Geld, und machten gleichwol einen Waffenstillstand, wie sie beschlossen hatten; doch liessen sie, wahrscheinlich um den verdienten Vorwürfen zu entgehn, uns die gleichen Vorschläge von Pfandstätten, von Anerkennung der Französischen Oberherrschaft aufs neue bis zum Eckel machen, weil sie wußten, daß wir nichts weiter davon hören wollten: ich glaube auch überdas, daß sie noch eine andre beträchtliche Summe von uns zu erhaschen suchten. Als Aersens im Anfange des Aprils nach Paris zurückkehrte, und sich nicht schämte, einen neuen Vorschuß von zweymalhunderttausend Livres zu fodern; so ergriff Heinrich diesen Anlaas, ihnen Gleiches mit Gleichem zuvergelten. Allein obschon er dem Aersens sein Begehren abschlug; so that er doch nichts desto weniger alles Mögliche, um die Ausführung jenes Entschlusses der Generalstaaten in Absicht auf den Waffenstillstand zu hindern; ob er gleich von diesem Augenblick an immer sagte, es sey nur allzuklar, daß die Sache unter ihnen fest beschlossen sey.

Preaux und Rüßy waren dieser Sache wegen auf Befehl Sr. Majestät bereits einige male hin

und hergereißt. Da es dem König überaus wichtig schien, jemanden dort zu haben, der in seinem Namen den Versammlungen der Generalstaaten beywohnte, welche auf den 6. May angekündigt war, und in welcher man Deputierte ernennen wollte, die ihm die Beweggründe zur Schliessung eines Waffenstillstandes vorlegen müßten; so befahl er mir, ich sollte Büzenval aufs schleunigste wieder nach den Niederlanden gehn lassen, dem er den Präsidenten Jeannin beygesellte. Ihre Instruktion war beynahe ebendieselbe, die man in Absicht auf den Waffenstillstand dem la Boderie gegeben hatte. Ich bezahlte Büzenval auf ein halbes Jahr sein ehmaliges Gehalte zum Voraus; nur zog ich die Ausgaben davon ab, die Franchemen, sein Sekretair während der Abwesenheit seines Herrn in den Niederlanden gehabt haben mochte.

So lagen die Sachen, als man von einem wichtigen Seetreffen Nachricht erhielt, in welchem die Spanische Flotte den *) 25. April von der Holländischen war besiegt worden. Büzenval schickte beynahe zu gleicher Zeit folgende umständliche Beschreibung davon ein. Don Juan Alvarez d'Avila, der Spanische Admiral kreuzte in der Gegend der Meerenge von Gibraltar, um den Holländern den Eingang in das Mittelländische Meer, und den Han-

*) Andre Geschichtschreiber sagen, Montags den 30 April. Es ist auch ein Unterscheid in einigen andern Umständen bey denjenigen, welche uns von diesem Treffen Nachricht geben: allein er ist unbedeutend. De Thou. Liv. 138. Merc. Franç. an. 1687. und andere.

del nach dem Adriatischen Meerbusen zu versperren. Die Holländer, die man an keinem empfindlichern Orte angreiffen konnte, gaben einem ihrer erfahrensten Seemänner, Namens Heemskerk, das Kommando über zehn oder zwölf Schiffe, nebst dem Titel eines Viceadmirals, und befahlen ihm, diese Flotte zu rekognoszieren und anzugreiffen. Avila war jezt schon beynahe doppelt so stark, als sein Gegner; sowol an Schiffen, als an Mannschaft: und doch zog er noch eine Verstärkung von sechs und zwanzig grossen Schiffen oder Gallionen an sich, von denen einige tausend Tonnen führten, und vermehrte seine Truppen bis auf dreytausend und fünfhundert Mann. Freylich war er mit dieser Verstärkung des Siegs nunmehr so gewiß, daß er ein Gefolge von hundert und fünfzig Edelleuten mit sich nahm, bloß um Zeugen desselben zu seyn. Allein statt das hohe Meer zu suchen, wie er bey dieser Zuversichtlichkeit hätte thun sollen, setzte er sich unter die Kanonen von Gibraltar, damit er nicht schlagen müßte, als nach Belieben.

Heemskerk war kein Freund von so viel Vorsicht. Kaum hatte er bemerkt, daß sein Feind sich vor ihm zu fürchten scheine, so gieng er auf ihn los, und lieferte ihm das wüthendste Treffen, von dem man bey Mannsgedenken reden gehört: es dauerte ganzer acht Stunden. Der Holländische Viceadmiral suchte sogleich den Spanischen Admiral auf, entehrte ihn, und stieg über Bord. Ein Kanonenschuß, der ihm im Anfange des Gefechtes den Schenkel zerschmetterte, ließ ihn nur noch eine Stunde

leben, während welcher er bis auf die letzte Minute fortfuhr zu kommandieren, gleich als hätte er keine Wunde gefühlt. Da er sein Ende fühlte, überlieferte er seinem Lieutenant den Degen, und ließ ihn und alle seine Truppen schwören, daß sie siegen oder sterben wollten. Der Lieutenant ließ die übrigen Schiffe den gleichen Eid thun, und auch hier hörte man nichts, als das allgemeine Geschrey. Sieg oder Tod. Da die Holländer zuletzt Sieger waren, so fanden sie, daß sie nicht mehr, als zwey Schiffe und ohngefähr zweyhundert und fünfzig Mann verlohren hatten. Die Spanier hingegen büßten sechszehn Schiffe ein: Drey davon flogen in die Luft, und die übrigen, worunter sich auch das Admiralschiff befand, wurden von Kanonenschüssen durchlöchert, und in den Grund gebohrt. Der Admiral d'Avila, fünf und dreyßig Schiffskapitäne, fünfzig von seinen freywilligen Edelleuten nebst zweytausend und achthundert Soldaten verlohren das Leben. Diese merkwürdige Schlacht kostete nicht bloß Wittwen und besondern Personen viele Thränen, sondern setzte auch ganz Spanien in einen schauervollen Schreken.

Dieß hieß den Krieg mit einem Glücksstreiche endigen! denn die Unterhandlungen wurden deswegen nicht abgebrochen, ja sie wurden vielmehr nur desto lebhafter betrieben. Anfänglich redete man von denselben nur, als von Vergleichpunkten, die der Marquis von Spinola, oder höchstens der Erzherzog vorgeschlagen hätte; des Königs von Spanien gedachte man hierbey nicht. Es gab ei-

nige Leute, die einfältig genug waren, wegen des Schwankenden, das sie darin bemerkten, zu glauben, die ganze Sache geschehe wirklich ohne Vorwissen Sr. Katholischen Majestät. Allein wenn man nur ein wenig tiefer gesehn hätte, so hätte man gefunden, es sey nicht sehr wahrscheinlich, daß Spinola oder der Erzherzog sich erkühnen würden, mit den Todfeinden von Spanien wegen eines Friedens oder eines Waffenstillstandes auf viele Jahre — denn mit beydem trug sich das Gerüchte — in Unterhandlungen zu tretten, ohne daß der König von Spanien oder die, welche ihn beherrschten, die Sache wenigstens in Geheim, gebilligt hätten. Dieser Fürst war, wie es sich in der Folge deutlich zeigte, von diesem Augenblik an entschlossen, und wenn man noch immer einige politische Verwirrung bemerkte, so rührte dieß entweder von der Sache selbst, oder von der Langsamkeit des Spanischen Staatsrathes, oder endlich von denjenigen her, denen er sich verpflichtet hielt, der Formalitäten wegen seinen Entschluß zu eröfnen, welcher, die Wahrheit zu gestehn, für Spanien sehr gefährlich werden, und also gewiß nur von einer unausweichlichen Nothwendigkeit herrühren konnte.

Man war in Frankreich bis auf den entscheidenden Augenblik ungleicher Meynung. Der König schrieb mir seine Gedanken über alle die Berichte, die er aus diesem Lande bekam, und schickte dieselben den Herrn von Villeroi und Sillery, und mir richtig zu, damit wir sie in einer Art von Staats-

rath untersuchen möchten. Die wichtigste Nachricht war diejenige, welche am Ende des Maymonats einkam, man warte in den Niederlanden, um die Artickel vollends zuberichtigen, nur noch darauf, daß der König von Spanien verheisse, dasjenige zu ratificieren, was zwischen dem Erzherzog, oder Spinola, und den Abgeordneten der Staaten abgeschlossen würde: Der Sekretair des Marquis, welcher einige Tage vorher durch Paris gegangen war, werde dieses Versprechen der Ratifikation, nebst der Zurückberufung des Don Dingo D'Ibarra auszuwirken trachten; und er habe, der Sage nach, seinen Endzwek wirklich erreicht. Auf diese Nachricht, die mir Heinrich von Monceaux in einem Brief unter dem 24. May ertheilte, antwortete ich ihm; er müsse die Ratifikation von Seite Spaniens, so wie auch den Frieden, oder einen langen Waffenstillstand für gewiß nehmen: wahrscheinlich würde der Vergleich unter dem letztern Namen ans Licht tretten, weil er besser tauge, die Schande der Spanier zu verbergen. Diesem fügte ich noch etwas bey, welches mit dem eben gesagten übereinstimmte; Spanien thüe diesen Schritt aus blosser Nothwendigkeit, vorausgesetzt, daß es nicht etwa eine List dahinter verstecke, wodurch es dasjenige einst wieder zu bekommen hoffe, was es jezt nothgedrungen aufgebe.

Allein das Gerüchte, daß der Sekretair des Marquis von Spinola, den Auftrag habe, die Ratifikation auszuwirken, war entweder falsch, weil dieselbe sonst vor dem Ende des Julius, wie

Heinrich es erwartete, in den Niederlanden, ja selbst zu Paris angekommen wäre: oder es zeigten sich neue Hindernisse, oder Spanien entschloß sich, aus andern Gründen die Ausfertigung derselben zuverzögern; denn das Datum war nicht früher, als vom 18. September. Ich war der erste, welcher durch den Gesandten des Erzherzogs Nachricht davon erhielt, der es nachher auch ganz Paris mit Umständen sagte, welche für Spanien ganz günstig lauteten, die der König aber nicht glauben wollte, weil die Spanier, wie er sich ausdrückte, allzulange gemarktet hätten, eh sie es sagten. Ich schrieb das, was mir der Gesandte hierüber gesagt, und was ich ihm mit einer Offenherzigkeit, welche Sr. Majestät gefiel, darauf geantwortet hatte, nach Fontainebleau. Die nächste Depesche, welche aus Holland kommen sollte, und den 15. Oktober zuletzt wirklich kam, gab uns sichre Nachricht von dem, was man von dieser Ratifikation glauben müßte, die mit solcher Ungeduld erwartet ward.

In derselben bekräftigte der König nicht nur den Waffenstillstandstraktat, den der Erzherzog geschlossen hatte, sondern er gab auch sein Ehrenwort dafür, daß er ebenfalls alles dasjenige, was dieser Fürst, oder seine Agenten mit dem Staatsrath der vereinigten Niederlanden, eines Friedens oder eines langen Stillstandes wegen, wovon er ihnen die Wahl überlies, abschliessen würden, so ratifizieren wolle, als ob es von ihm selbst abgeschlossen oder gethan worden wäre. Er

versprach alles sein Ansehn darauf zu verwenden, daß der Traktat genau beobachtet, und daß die in allen seinen Staaten demselben zuwiderhandeln-delnden scharf gezüchtiget würden: nur mit dem Vorbehalt, daß wenn zwischen den Friedensunterhändlern nichts abgeschlossen würde, die gegenwärtige Schrift für null und nichtig gehalten werde, so daß sie keiner von beyden Partheyen irgend ein andres Recht geben könnte, als was die Sache selbst ihnen ertheile, und daß alles in eben dem Zustande bleibe, in dem es sich bey Ausfertigung dieser Ratifikation befunden hätte. Sie war unterzeichnet, Yo el Rey, in Spanischer Sprache und in Gestalt eines Patents, das man auf der Strasse anheftet, geschrieben, welches den Generalstaaten mißfiel: in Absicht auf die Form waren sie ziemlich damit zufrieden, die Worte ausgenommen: **Ohne den Rechten der Partheyen dadurch zu nahe zu tretten**, welche auf den Fall, daß man nichts abschliessen würde, beygefügt waren. Weit mehr Schwierigkeiten machten sie darüber, daß man darin ausdrücklich bestimmt hatte, die gegenwärtige Verordnung betreffe die Religion eben sowol, als die Staatsangelegenheiten und die Regierung, weil sie glaubten, man habe diese Clausul deswegen beygefügt, um ihnen die Rechte der wahren Souveränität über die kirchliche Polizey zu disputieren. Allein die französischen und englischen Deputierten, welche man darüber zu Rathe zog, fanden, daß man die Ratifikation in dieser Form annehmen könne. Jeannin, der das Ansehn seines

Herrn, so viel immer möglich war, gelten zu machen suchte, sprach zu ihnen: Der König würde es nicht gut heissen, wenn sie jezt, nachdem sie alles eingegangen hätten, einer Sache wegen die Unterhandlungen aufheben wollten, welche, beym Lichte betrachtet, sie zu weiter nichts anheischig mache, als was sie gerne thäten: er rathe ihnen bloß dieses, es so anzufangen, daß alle die Gunstbezeugungen, die sie etwa den in ihrem Gebiete wohnenden Katholiken erzeigen würden, mehr von ihnen selbst, oder von der Vorbitte Sr. Allerchristlichsten Majestät herzurühren scheinen, als von einem mit dem Herzog, oder mit Spanien geschloßnen Traktate.

Dieß war die Ratifikation, von welcher man so viel Geschrey gemacht hatte. *) „Die Zeit wird „uns lehren, schrieb mir Heinrich, indem er mir „durch den jüngern Lomenie eine Abschrift davon „übersandte, welche Vortheile jeder davon ziehn „wird. Der Prinz Moriz führt bereits solche Re„den, als wenn weder er, noch die Provinz See„land dieselbe annehmen würde. „ Der Waffenstillstand, mit dem sich alle diese Unterhandlungen zulezt endigten, ward nicht eher, als im Jahr 1609. in Richtigkeit gebracht und publiziert, weil verschiedne Hindernisse die gänzliche Abschliessung

*) De Thou. Merc. Franç. u. a. Geschichtschreiber. Auch kann man den 9981. Band der königlichen Handschriften nachschlagen, der mit seltenen, die Angelegenheiten der vereinigten Provinzen betreffenden, Aufsätzen angefüllet ist.

desselben das ganze 1608. Jahr hindurch verzögerten. Um in der chronologischen Ordnung zu bleiben, begnüge ich mich hier zu sagen, daß diese Ratifikation in dem Laufe des gegenwärtigen Jahres eine gänzliche Einstellung aller Feindseeligkeiten hervorbrachte, während welcher man aufrichtig an dem Frieden arbeitete. Der König hatte beständig zween Agenten in den Niederlanden, nemlich Jeannin und Preaux: *) so wie auch der König von England einen daselbst unterhielt. Dieser Fürst zeigte bey diesem Anlaas, daß sein Charakter ziemlich so beschaffen war, wie ich ihn abgeschildert habe. Es kam bloß auf seinen Willen an, eine Macht zu demüthigen, die er haßte. Frankreich zeigte ihm, ungeachtet es seine Nachbarn leichter entbehren kann, als jede andre Krone, die Mittel dazu an, und erbot sich, ihm mit seinem Beyspiel vorzugehn. Allein was kann man von Leuten erwarten, welche weder die Umstände unterscheiden, noch die Anläse ergreifen, noch etwas ausführen, und sich nicht einmal zu etwas fest entschliessen können?

Auf die Nachricht, die der Viceadmiral von Vik einsandte, daß unsre Nachbarn, — den Traktaten

*) Herr von Büzenval war neulich, den 23. September zu Leyden gestorben. Er war ein Mann von vielem Kredit, bey den Franzosen sowol, als bey den Ausländern. „Um „seinen Muth und sein Andenken zuehren, sagen die „Mem. de l'Hist. de France, liessen die Staaten ihn auf „ihre Unkosten mit den gleichen Ceremonien und der glei„chen Pracht beerdigen; wie den Prinzen von Oranien.

ten und den wiederhollten Versicherungen der Erzherzogen zuwider, fortfahren, an dem Fort Rebuy zu arbeiten, so daß es nächstens im Vertheidigungsstande seyn würde, gab der König demselben Befehl, Truppen dahin zu senden, welche die Arbeiter überraschten, und ihre Werke schleiften, ohne jedoch jemanden zu verletzen oder zu töden. „Unsre Nachbarn, schrieb mir Villeroi, können sich freylich hierüber beklagen; allein es ist „besser, daß sie sich beschweren und Genugthuung „fodern, als wir.„

Die Graubündner entschlossen sich zuletzt nach allzulanger Geduld, mit den Spaniern eben so unsanft zu verfahren. Die Bemühungen der Uebelgesinnten unter ihnen, um das ganze Land unter das spanische Joch zu bringen, und alle Reformierten daraus zu vertreiben, hatten endlich eine wahre Empörung hervorgebracht, in welcher der Graf von Fuentes, wie der Bündtnersche Senat entdeckte, den Bischof von Chur und seine Anhäuger vermittelst zweyer Personen, die von Spanien Pensionen zogen, die vornehmste Rolle spielen ließ, diese letztern wurden allein gestraft: man bemächtigte sich ihrer, und lieferte sie dem weltlichen Arm aus, der an ihnen eine schnelle und exemplarische Gerechtigkeit vollziehn ließ. Die drey Bündte liessen zugleich den Mayländischen Vertrag, das einzige, was sie noch einigermassen mit Spanien verband, öffentlich zerreissen, und bestätigten das Bündtniß mit Frankreich und Venedig auf das feyerlichste. Nach diesem muthigen Schritte fühl-

ten die Bündtner, daß sie des Raths und Beystandes Sr. Majestät mehr, als jemals bedurften. Der Kourier, welcher den Auftrag hatte, bey Ueberbringung dieser freudigen Nachricht um beydes anzusuchen, brauchte nicht mehr, als sechs Tage Zeit, um tief aus dem Veltlin an den Hof zu kommen.

Ungeachtet der Graf von Fuentes öffentlich von nichts anderm, als von der Rache redete, die er wegen des seinem Herrn erwiesenen Schimpfes nehmen wollte, und dem Scheine nach grosse Zurüstungen in Deutschland und der Schweiz machen ließ; so ließ man sich doch in Frankreich dadurch nicht irre machen, weil man daselbst überzeuget war, wenn er durch alle diese eiteln Drohungen nur einen entscheidenden Entschluß wegen des Veltlinergeschäfts verzögern könnte, so würde er nur sehr schwach auf die Genugthuung wegen der Bestrafung der zween spanischen Söldner, und der Zerreissung des Vertrages dringen. Der Kayser hatte mit seinen besondern Angelegenheiten alle Hände voll zu thun. Er hatte einen Versuch gemacht den Siebenbürgischen Protestanten die Gewissensfreyheit zu rauben: allein ein Siebenbürger, Namens Bostkai hatte sich an die Spitze seiner Landsleute gestellt, und die kaiserlichen Truppen so gut empfangen, daß der Kayser, aus Furcht, die Türken möchten sich mit den Unzufriednen vereinigen, genöthigt war, diese Leute im Frieden zu lassen, und dem Bostkai die Herrschaft des Landes mit einer Art von Lehnspflicht, oder vielmehr

um einen blossen Lehnzins, als Eigenthum zu überlassen. Was die Schweitzerkantonen betrift; so konnten die Spanier leicht vermuthen, daß die Graubündtner einen solchen Streich nicht würden gewagt haben, ohne daß sie die mit dem Herzogthum Mayland im Bunde stehenden Kantonen darüber zu Rathe gezogen hätten.

Der König ließ den Graubündtnern unter der Hand melden, daß er sie nicht verlassen werde. Das gleiche verhieß er auch der kleinen Republik Genf, die ihm in Absicht auf die Ausführung seiner grossen Entwürfe nicht gleichgültig war. Er gab derselben Geld, damit sie ihre Truppen unterhalten, und sich einen reichen Vorrath an Munition anschaffen könnte. Ja er that noch mehr; Er ließ seine, ganz mit Bezeugungen von Wolwollen angefüllten Briefe durch Böesse, den Mestre de Camp des Regiments Navarra, und Gouverneur der Stadt und Citadelle Bourg, nach Genf überbringen, und den Einwohnern dieser Stadt das Anerbieten machen, daß sie sich dieses Offiziers als eines Anführers bey ihren Unternehmungen bedienen könnten; er machte sich auch kein Bedenken, ihnen sein Vorhaben mitzutheilen, in ihrer Stadt ein Magasin für das schwere Geschütz, wie auch für Kriegs- und Mundbedürfnisse anzulegen, welches sowol zu ihren, als zu Sr. Majestät Diensten in dieser Gegend stehn sollte. Die Republik nahm in ihrer Antwort, vom 21. April, diese Zeichen seiner Gnade mit vieler Erkenntlichkeit an, und verhieß ihm, von allem, was ihre

gemeinschaftlichen Feinde etwa unternehmen möchten, mit der größten Genauigkeit, Nachricht zu geben. Heinrich brach dessen ungeachtet den Frieden mit dem Herzog von Savoyen nicht; sondern da der Graf von Gamare, welcher desselben Gesandter war, am Ende des Oktobers von dem König zu Fontainebleau Abscheid nahm, um mit dem Marquis von Beuillaque, dem Gesandten des Großherzogs von Toskana über die Gebirge zurückzukehren, ohne daß sie den Weg über Paris nahmen; so schrieb er mir vielmehr, ich sollte ihm zwey mit Brillanten besetzte Kleinodien, deren jedes tausend Thaler am Werth hätte, übersenden, damit er sie ihnen geben könnte.

England war eben so wenig ganz ruhig. Nachdem der König die zween vornehmsten Mitschuldigen bey der Verschwörung gegen seine Person, von der ich im verfloßnen Jahre Meldung gethan, die Jesuiten Garnet und Oldecorne, hatte hinrichten lassen; so hielt ers für dienlich, allen seinen Unterthanen zu befehlen, daß sie ihm den Eid der Treue von neuem leisten sollten. Dieses geschah mit verschiednen Zusätzen zu der Eidsformel, welche gegen das Ansehn und die Person des Pabsts gerichtet waren, welchem Jakob die Schuld beylegte, und die den H. Vater so sehr aufbrachten, daß er ein Breve nach Großbrittannien sandte, worin er allen katholischen Engländern verbot, diesen Eid zu leisten.

Um eben diese Zeit ward der Pabst ebenfalls glücklich aus den Verdrießlichkeiten gezogen, wor-

ein ihn die Zwistigkeiten mit den Venetianern gestürzt hatten. Der König beendigte dieses grosse Geschäfte zur Zufriedenheit beyder Partheyen durch den Kardinal von Joyeuse, welcher seiner Majestät im April diese Nachricht und die Bedingungen des Traktats durch seinen Stallmeister übersandte. Die Republik *) that dem Wolstande gemäß die ersten Schritte, und ließ die zween gefangnen Geist-

---

*) Nach andern Schriftstellern wollte der Doge und der Senat dem Pabst keine Genugthuung geben, noch die Absolution annehmen, viel weniger darum bitten, und Paul V. war sehr ungehalten auf die Gleichgültigkeit, mit welcher man zu Venedig das aufnahm, was seiner Meynung nach eine Gnade war. Fresne Canaye sagte bey seiner Rückkehr von der Gesandtschaft, man rede zu Venedig mit eben so wenig Achtung von dem Pabst, als zu Genf. So viel ist wenigstens gewiß, daß alle Bemühungen desselben, um die Wiederaufnahme der Jesuiten zubewirken, umsonst waren. „Dieß leztere Geschäfte, sagt Perefixe, „verzögerte die Aussöhnung der streitenden Partheyen „um einige Monate, und hätte dieselbe beynahe unmög„lich gemacht, weil der Pabst in Rücksicht, daß der Orden „um seinetwillen verbannet worden war, durchaus haben „wollte, daß die Signoria sie wieder in den Besitz ihrer „Kollegien und Güter setzen sollte, und sich fest ent„schloß, eher alles zu wagen, als in diesen Punkt zu„willigen. Allein zulezt ließ er sich doch durch die Be„redsamkeit du Perrons überzeugen, und begriff, daß es „besser sey, in dieser Sache nachzugeben, als die ganze „Christenheit in Gefahr zu setzen, in Zerwürfniß zu ge„rathen, so daß der Orden aus dem Gebiete der Repu„blick verbannet blieb. Der Pabst Alexander VII. wirkte „durch sein Vorbitten ihre Wiederaufnahme aus. Perefixe. „Journal de l'Etoile. Mem. pour l'Hist. de France. „Merc. Franç. Matthieu. an. 1607. „

lichen durch den französischen Bottschafter in die Hände einer Person ausliefern, die der Pabst hierzu ernannt hatte, ohne irgend ein Beding beyzufügen, das Sr. Heiligkeit hätte mißfallen können. Ferner hob die Republik diejenige Protestation auf, die sie gegen das päbstliche Interdikt hatte machen lassen, indem der König ihr versprach, daß Se. Heiligkeit dasselbe sogleich auf die gnädigste Art aufheben würden. An diesem allem nahmen die spanischen Minister nur so viel Antheil, als der Kardinal von Joyeuse sie daran wollte nehmen lassen, und dieses vermehrte den Ruhm noch mehr, den diese Aussöhnung dem König erwarb. *) Da Heinrich dem Kardinal Aldobrandini ein Geschenk machen wollte, so überließ er die Sache mir. Da ich nun wußte, daß Sr. Eminenz eine Summe Geldes lieber wäre, als Ringe und Edelsteine; so setzte ich ihm, statt eines solchen Geschenkes, ein Jahrgeld aus.

Der Kardinal Barberini, der von seiner Nunziatur nach Rom zurückgekehret war, erhob daselbst alle die Dienste, die ich ihm, wie er öffentlich gestand, geleistet hatte, so hoch; daß ich im Novem-

---

*) „Ich bin es, sagt Heinrich IV. damals, der in Italien Frieden gemacht hat.„ Der Merc. Franç. bemerkt, Franz von Kastro, und der spanische Minister am päbstlichen Hof, Don Inigo di Cardenas haben, nach einigen vergeblichen Bemühungen, den Akkord zu vereiteln, einen eben so vergeblichen Versuch gemacht, dem Kardinal von Joyeuse durch Se. Heiligkeit den Kardinal Zapula zum Gehilfen beyordnen zu lassen.

der ein äusserst verdindliches Breve von Paul V. deswegen erhielt. Wenigstens gaben Se. Heiligkeit dieß zum Grunde ihres Schreibens an, und empfahlen mir zugleich den Nachfolger des Barberini. Ich will weder die Danksagungen des Pabsts, noch alle seine Lobsprüche, Dienstanerbietungen und andre Höflichkeiten anführen, womit dieser Brief angefüllet war: dieß wäre beynahe nichts anders, als eine Wiederholung dessen, was ich bereits oben von dem Breve gesagt, welches Clemens VIII. an mich geschrieben hatte. Dringende Bitten, und nachdrückliche Ermahnungen, die katholische Religion zu ergreiffen, war ein Hauptstück von beyden, und deswegen antwortete ich Paul V. wie seinem Vorfahr mit der tiefsten Hochachtung, Höflichkeit, und Anerbietung meiner Dienste, nur daß ich über meine Religionsänderung auch hier das gleiche Stillschweigen beobachtete.

Doch ich kehre von dieser Nachricht von fremden Angelegenheiten zu den Regierungsgeschäften zurück, und will zuerst von den Finanzen reden. Vorher muß ich noch sagen, daß die Einkünfte des Königreichs Navarra *) in diesem Jahr mit

*) Der Autor meint ohne Zweifel hier ein Edikt, welches gleichwol nicht eher, als im Jahr 1609. ausgefertigt ward, durch welches die Domänen und alle übrigen Güter, die Heinrich IV. als König von Navarra besaß, die aber bisher von den französischen Einkünften getrennt gewesen waren, weil er die Nutznießung davon seiner Prinzeßin Schwester überlassen hatte, für immer mit der

den französischen Einkünften vereinigt wurden, so daß sie nun keinen eignen Artickel mehr ausmachten; demnach, daß die meisten Geschäfte, wegen der längern Zeit, die Se. Majestät dieß Jahr als in andern Jahren ausserhalb Paris und von den Versammlungen des Staatsraths abwesend, auf seinen Lustschlössern zubrachte, schriftlich abgehandelt wurden, weil der König lieber diese Mühe nehmen, als seine Staatssekretairs und übrige Minister nöthigen wollte, um ihn zu seyn. Eben so hielt ers auch mit denjenigen, die anderer Angelegenheiten wegen mit ihm zu thun hatten. Nie hat der Dienst des Königs seine Untergebnen weniger Mühe und Aufwand gekostet, als in diesem Jahr.

Als Heinrich mit mir von den Finanzgeschäften für das gegenwärtige Jahr redete, so foderte er bey einem Besuch, den er mir einst im Anfang dieses Jahrs machte, ein summarisches Verzeichniß alles desjenigen Geldes von mir, das ich seit meiner Finanzverwaltung für die unten angeführten Artikel bezahlt hatte: ich gab es ihm acht Tage hernach in folgender Gestalt.

Den Schweizerkantonen und den Graubündtnern

---

französischen Krone vereinigt wurden, so daß sie niemals sollten davon getrennt werden können, u. s. w. Diese Güter begreifen die Herzogthümer Vendome und Albret, die Grafschaften Foix, Armagnak, Bigorre, Gaure, Merle, Beaumont, la Fere, die Vikomte Limoges nebst andern Gütern und Rechtsamen. Man kann die Geschichtschreiber hierüber nachschlagen.

siebenzehn Millionen, dreyhundert und fünfzigtausend Livres. Für die vereinigten Niederlande der Krone England an baarem Gelde, sechs Millionen, neunhundert und fünfzigtausend Livres. Verschiednen deutschen Fürsten vier Millionen, achthundert, sieben und neunzigtausend Livres. Dem Großherzog von Toskana und andern Italiänischen Prinzen, achtzehntausend Livres. Gondy, Zamet, Cenamy und andere Pächtern Schulden, die auf der Salzabgabe, und den grossen Pachtungen hafteten, vier Millionen, und achthunderttausend Livres. Schulden, die man der Ligue wegen gemacht hatte, dreyzehn Millionen, siebenhundert und siebenzigtausend Livres. Schulden, die man für die Provinzen Dauphine, Lyonnois, Languedok und andre aus der Salzauflage bezahlt, vier Millionen, siebenhundert, acht und zwanzigtausend Livres. Schulden, die man verschiednen Partikularen aus allen königlichen Einkünften bezahlt hatte, vier Millionen, achthundert, sechs und dreyßigtausend, und sechshundert Livres. Für ähnliche Schulden, die in einem andern Verzeichnisse befindlich waren, vier Millionen, acht und dreyßigtausend und dreyhundert Livres. Unermeßliche Geschenke Sr. Majestät, sechs Millionen, zwey und vierzigtausend, und dreyhundert Livres. Ankauf von Waffen, Munition und Artilleriewerkzeugen, welche in die Magazine gelegt wurden, zwölf Millionen. Bauunkosten für Kirchen und andre Gebäude, sechs Millionen, hundert und fünfzigtausend Livres. Verbesserte und neuange-

legte Festungswerke von Städten, fünf Millionen, siebenhundert, fünf und achtzigtausend Livres. Pflaster, Brüken, Heerstrassen, Dämme, u. dgl. vier Millionen, achthundert fünf und fünfzigtausend Livres. Edelgesteine und Meubeln, die Se. Majestät ankauften, eine Million und achthunderttausend Livres. Summa sieben und achtzig Millionen, neunhundert, zweytausend und zweyhundert Livres. *)

Die Königin Margaretha hatte von ihrer Mutter ziemlich beträchtliche Güter geerbt, **) die sie dem Dauphin schenkte. Da ich eben im Rechnen begriffen bin, so will ich auch hiervon Rechenschaft geben. Diese Güter trugen zur Zeit dieser Schenkung an jährlichem Einkommen, vier und zwanzigtausend, dreyhundert und siebenzig Livres. Allein ich erhöhte diesen Ertrag dadurch, daß ich sie verpachtete, auf die Summe von dreyßigtausend, dreyhundert und sechszig Livres. Ferner zog ich ein Kapital von hundert und siebenzigtausend und dreyhundert Livres wieder ein, welches theils von der verstorbenen Königin, theils von der Königin Margaretha war veräussert worden, und welches einen jährlichen Zins von dreyzehntausend und dreyhundert Livres abwarf. Ich hätte wol auch

*) Es befindet sich in dieser Totalsumm ein Irrthum von einigen Millionen.

**) Sie sind oben, bey Anlaas des Prozesses, den die Königin Margaretha mit dem Herzog von Angouleme führte, genannt worden.

gewünscht, ein andres Kapital von vier und neunzigtausend Livres zurücknehmen zu können, welches achttausend, dreyhundert, fünf und neunzig Livres an Zinsen ertrug: allein es war von diesen beyden Prinzeßinnen entweder geradezu verkauft oder weggeschenkt worden.

Ich hatte den Entwurf gemacht, alle Einkünften der Schreiberstellen (greffes) in Languedok mit den königlichen Domänen wieder zu vereinigen, welche davon waren veräussert worden. Kaum ward dieß Vorhaben ruchtbar, so kamen la Fosse und noch andre Pachtbeständer zu mir, um mir ein Gebott darauf zu thun. Ich faßte den Entschluß, ihnen den Wiederankauf derselben zu bewilligen, mit der Bedingung, daß sie nach einer gewissen verabredeten Zahl von Jahren, während welcher sie die Nutznießung haben sollten, Sr. Majestät dieselben unentgeldlich wieder zurückgeben: Ein lobenswürdiges und gewissermassen nothwendiges, auch überdas durch alle Gesetze der allgemeinen und besondern Gerechtigkeit bestätigtes Mittel in der Staatsökonomie; indem die Kontrakte der Käufer dem König ausdrücklich auf immer das Recht der ewigen Wiedereinlösung vorbehalten. Ich bemerkte dieses darum, weil das Parlament von Toulouse, da es die wegen diesem Traktat ausgefertigten Patente verifizieren ließ, für gut fand, die Schreiberstellen in der Stadt und bey dem Parlament davon auszunehmen. Ich schrieb an den ersten Präsidenten Verdün, der König sey über diese Verachtung seiner Be-

fehle mit Recht aufgebracht, die an Leuten, welche dazu verordnet wären, Gerechtigkeit und Ordnung zu handhaben, um so viel unerklärlicher sey, und er würde das ganze Parlament vor sich gefodert haben, wenn nicht einige Freunde desselben seinen Zorn dadurch gestillet hätten, daß sie für seine gänzliche Unterwerfung Bürge geworden wären. Nach welchem Recht konnte das Parlament von Languedok seine Schreiberstellen von einem allgemeinen Gesetz für die ganze Provinz ausnehmen? Und gesetzt auch, der Innhalt des Traktats hätte ihm mißfallen, wie wollte es, da alle Eigenthümer dieser Schreiberstellen wirklich die Freyheit hatten, dieselben zu verkaufen, zu veräussern, zu Lehn zu geben, und so wie jeden andern Theil ihrer Güter, von der Hand zu schlagen, dem König dieß Recht benehmen, da er der Eigenthümer dieser Güter geworden war? Diese Gründe liessen sich nicht widerlegen, und das Parlament von Toulouse ward durch die Sache selbst der Partheylichkeit überwiesen.

Das Parlament von Dijon hatte eingewilliget, die Gerichtsbarkeit über la Bresse, die ihm neulich war zu gekannt worden, um die Summe von sechszigtausend Thalern an sich zu kaufen, und hatte sich sogar gegen den König dazu anheischig gemacht. Gleichwol gab es sich nicht die geringste Mühe, um diese Summe zu erheben, welches den König auf den Entschluß brachte, die Salzsteuer dieser Provinz zu erhöhen, wodurch er wenigstens einen Theil davon bekommen hätte. Das Parlament

erkühnte sich, diese Erhöhung durch ein Arret aufzuheben, welches zwar von dem Staatsrath für null und nichtig erklärt wurde, allein mit Gefahr, dadurch eine Empörung unter dem Volke zu verursachen, welches diese Auflage sonst geduldig litt. Der König trug dem Baron von Lüx auf, dem Parlament von Bourgogne sein Mißfallen darüber zu bezeugen. Ich meinerseits gab Sr. Majestät den Rath, demselben einen Termin zur Bezahlung der verheißnen Summe anzuräumen, und wenn dieß nicht geschähe, ohne anders die Erklärung von sich zu geben, daß la Bresse unter dem Parlament von Dauphine stehn sollte. Wenn man das Wort Parlament hört, denkt man sich von selbst den Begriff der Billigkeit und sogar der Weisheit hinzu. Allein man bemerkt an allen diesen Kollegien mit Verdruß Beyspiele von so tadelhaftem Betragen, daß man gezwungen ist zu schliessen, die Unfehlbarkeit, wenn sie irgend unter den Menschen zu finden ist, würde noch weit eher bey einem einzelnen Menschen, als bey einer grossen Anzahl anzutreffen seyn.

Ich habe mich immer hauptsächlich über die Rechnungskammern geärgert, welche einzig deswegen eingesetzt sind, um Ordnung, Gerechtigkeit und Wahrheit unter den Direktoren (Ordonnateurs,) den verschiednen Rechnungsführern und andern Einnehmern zu handhaben. Statt dessen hatten sie dieselben nichts anders, als stehlen und betrügen gelehrt, indem sie ihnen erlaubten, tausend Artikel in die Rechnungen zu setzen, deren Unrich-

tigkeit beyden gleich bekannt war. Ich wollte die Erklärung bekannt machen, daß alle Rechnungen seit dem Jahr 1598. ausschliessend aufs neue untersucht werden sollten; und ließ deswegen den ersten April ein Zirkularschreiben an die Rechnungskammern abgehn. Ich meldete denselben darinn, ich habe, dem Willen des Königs gemäß, welcher eine genaue Nachricht von dem Betragen aller seiner Einnehmer haben wollte, eine sorgfältige Untersuchung der dem Staatsrath seit dem Jahr 1598. vorgelegten Rechnungen angestellt, und da ich die Verzeichnisse dieser und jener Einnahmen in diesen und diesen Jahren, die ich jeder einzelnen Rechnungskammer nannte, bey der Untersuchung, die ich über alle diese Rechnungen angestellt, nicht hätte finden können; so müßte nothwendig entweder diese und diese Einnehmer es versäumt haben, ihre Rechnungen einzugeben, oder der Staatsrath habe es unterlassen, Kopien davon zu nehmen oder zu behalten. Um auf den Grund der Sache zu kommen, schärfte ich ihnen ein, sie sollten sich die doppelten Abschriften dieser Rechnungen vorlegen lassen, sie mit den Verzeichnissen des königlichen Staatsraths vergleichen, und einen Auszug von allem dem zu machen, was sie bey dieser Vergleichung der ihnen von Sr. Majestät vorgeschriebnen Form zuwiederlauffendes finden würden, indem sie sich selbst nicht hätten von der Pflicht lossprechen können, das Formular zu befolgen, welches ihnen jedes Jahr ausdrücklich deswegen zugesandt wurde, ohne wenigstens diejenigen Punkten in dem-

selben, die etwa einige Schwierigkeit haben mochten, Sr. Majestät zur Entscheidung zu überlassen. Ich vergaß nicht, ihnen deutlich zu sagen, wie dieser Auszug gemacht werden müßte; es dürften keine von den ausserordentlichen Artikeln, z. B. Gerichtssportuln, Unkosten, Ablegung der Rechnungen, Besoldungen, Gebühren, Zulagen zu den Besoldungen, (Taxations) Einnahmen, und andre Sachen von dieser Art weggelassen werden. Ich schärfte ihnen ein, diesen Auszug nicht nur aus den Rechnungen der Generaleinnehmer, sondern auch aus den Rechnungen der Untereinnehmer zu machen, weil man Sr. Majestät gesagt hätte, da die letztern nicht gewohnt wären, ihre Rechnungen von dem Staatsrath bestätigen zu lassen, so finde man gerade in diesen die meisten Plakereyen der Rechnungskammern. Am Ende dieses Briefs fügte ich noch bey, ich schike ihnen zu dieser Untersuchung weder einen Befehl von dem Staatsrath, noch besondre Bevollmächtigungen, weil sie es von Amtswegen thun können: doch wenn sie dergleichen nöthig zu haben glaubten, so dürften sie mir es nur melden, und sie wären dem König Dank dafür schuldig, daß er, statt der strengen Proceduren, die mit den Justizkammern und abgeordneten Commissarien unzertrennlich verbunden sind, um die Mißbräuche abzustellen, sich bloß seiner gewöhnlichen Beamten bediene: es sey ihre Pflicht, diese Gnade durch alle mögliche Genauigkeit und Treue zu erwiedern.

Das war nun eine Sache, die die Rechnungs-

kammern, und die Schazmeister, Einnehmer und andre Finanzbediente mit einander auszumachen hatten. Die leztern wichen dem Streich durch folgende zwey Mittel aus; einmal, daß sie alle Schuld auf die Rechnungskammern schoben, und zweytens, daß sie sagten, sie haben von dem König vermittelst einer Abgabe von sechsmalhundert-tausend Livres, die sie wirklich bezahlt hätten, eine Versicherung gekauft, daß weder sie, noch ihre Unterbeamten jemals beunruhigt werden sollten. Nunmehr blieb uns der Regreß auf die Rechnungskammern noch übrig, der aber auch Schwierigkeiten, obgleich von ganz andrer Gattung hatte. Diese behaupteten nach ihrer Gewohnheit, die höchste Gewalt, welche in allen diesen Beziehungen in ihren Händen liege, gebe ihnen das Recht, alle Rechnungen, ohne daß sie von einem andern Kollegium untersucht werden dürften, abzunehmen, so daß sie nicht verpflichtet wären, irgend jemandem, selbst nicht einmal dem König, Rechenschaft davon zu geben. Ich fand diesen Einwurf der Rechnungskammern höchstens in Absicht auf mich gegründet, und sagte dem König, ich sey entschlossen, es mit diesen unabhängigen Gerichtshöfen aufzunehmen, wenn er auf seiner Seite dem Staatsrath, den Rechnungskammern und mir alle nöthigen Befehle geben wollte. Meine Schuld war es nicht, daß die Sache nicht weiter getrieben ward.

Ungeachtet der Verordnung, die ich im vorigen Jahr für die in die grossen Finanzbezirke abgeordneten Kommissarien gemacht hatte, kamen doch

noch

noch immer häufige Klagen gegen sie ein. Ein gewisser Hanapier beschwerte sich gegen den Salzkommissarius von Büzancois. Ich ließ einige von ihnen vor den Staatsrath fodern, wo Tardieu einen derben Verweis bekam. Ich konnte ihnen nicht begreiflich machen, daß alle die Bedrückungen, die sie an dem Volk z. B. der Salzabgabe wegen verübten, unter dem falschen Schein, dem König dadurch einen Vortheil zuzuwenden, ihm einen weit grössern Verlust in der Kopfsteuer zuziehen, als der Nutzen davon sey, weil die Partikularen dadurch ausser Stand gesetzt würden, die übrigen Abgaben zu bezahlen, und daß sie, wenn man die gerade Wahrheit sagen wolle, bloß für königliche Pächter arbeiteten. Man mußte mit noch schärfern Bedrohungen die Salzsteuerverordnungen erneuern, welche die Austheilung des Salzes in den grossen Finanzbezirken, die Abgabe, und das Einschwärzen des Contrebandesalzes betrafen. Denn es dünkte mich eine wahre Unmenschlichkeit, das Amt der Salzkollektoren noch mehr zu erschweren, welches, so wie das Amt der Kopfsteuereinsammler, bereits so elend war, daß niemand dasselbe übernehmen wollte, als wen man mit Gewalt dazu zwang, und daß fast alle, die es übernahmen, bey Niederlegung desselben ruiniert wären. Eben so untersagte ich den Kommissarien auch, die Schreiber, Notarien, Gerichtsbedienten, Visitatoren und andre Beamten peinlich zu befragen, und keinen Beamten zur Bezahlung seiner Bestallungsgebühren zu zwingen, ohne den General-

kommissarien zu Paris ein vollständiges Verzeichniß aller dieser Gebühren eingereicht zu haben, damit sie von denselben untersucht, und, woferne sie gerecht befunden würden, bestätigt werden könnten; auch sollten sie in streitigen Fällen nicht selbst entscheiden, sondern die Entscheidung dem Staatsrath überlassen. Bey dergleichen Absichten war es mein Vortheil nicht, diese Verordnungen geheim zu halten, wie sie es gewöhnlich zwischen den Ministern und den intereßierten Partheyen sind, indem ich den Kommissarius in der Provinz Berry nöthigte, dieselben zu beobachten: ich theilte sie dem Marschall von la Chatre und den Oberschatzmeistern mit, und meldete jenem, er sollte mit diesen übereinstimmend zu Werke gehn.

Die gleiche Provinz schien mir einer Verordnung in Absicht auf die Mareschaußee zu bedürfen. Da ein Theil der Gelder, die dazu bestimmt gewesen, entwendet, oder zu der allgemeinen Einnahme geschlagen worden, so reichte das übrige bloß hin, eine Anzahl von Häschern zu unterhalten, welche bey weitem nicht groß genug war. Ueberdas waren die Oerter ihres Aufenthalts so schlecht vertheilt, daß sich gerade an denjenigen Oertern keine befanden, wo sie am nothwendigsten gewesen wären, wie z. B. in der Gegend von Vatan, Issoudün, Argenton, Chateauroux, la Chatre und Saint Amand, wo die königliche Gewalt nicht sehr hoch geschätzt ward, da hingegen der mittlere Theil der Provinz, der ihrer beynahe gar nicht bedurfte, ganz damit angefüllet war. Ich sandte die neue

Eintheilung den Schatzmeistern der Provinz zu, nachdem ich sie erst darüber zu Rath gezogen hatte. Da der Bezirk von Saint Amand zum Theil in Bourbonnois lag, so bewilligte man dem Vicesene-schall dieser Provinz das Recht, einen Lieutenant und einige Häscher dahin zu senden, weil dem Wohl des Staates sehr wenig daran lag, wer sie abordnete.

Ich nöthigte diejenigen, welche für die Einnehmer der von den Parlamentern von Paris und Bordeaux ausgestellten Consignationen Bürge geworden waren, die Vermögensumstände dieser Einnehmer in vier Monaten einer Kommißion einzugeben, welche aus den Herrn von Maisse, Pontcarre, Caumartin und Maupeou bestand, und erklärte mit Einstimmung derselben, daß diese Bedienungen nach Verfluß von sechszehn Jahren, von diesem Tag an gerechnet, den königlichen Domänen heimfallen sollten.

Cüsse und Marigne, welche die Wiederbezahlung der sechshunderttausend Livres besorgen mußten, die die Provinz Bretagne im Jahr 1598. dem König geliehen hatte, überschickten mir die endliche Berechnung der Einnahmen und Ausgaben, oder vielmehr einen unförmlichen kurzen Auszug derselben, woraus ich bloß dieses sah, daß man, um sechsmalhunderttausend Livres zu bezahlen, beynahe eine Million, dreyhundert und vierzigtausend Livres eingenommen und ausgegeben hatte. Ich hatte den Zustand dieser Berechnung bereits aus den Klagen der Provinz vermuthet, und strafte

die Urheber derselben ernstlich. Eben so spürte ich auch den Betriegereyen nach, die Vitry mir in Guyenne entdecken half. *)

Als man hörte, daß der König verschiedne Stücke von seinen Domänengütern wieder an sich kaufen wolle; so zeigte sich eine unzählbare Menge von Pachtliebhabern. Einer von ihnen ließ den Staatsrath fragen, ob man ihm einen Theil davon für hundert und fünfzigtausend Livres pachtweise überlassen wollte. Er wollte weder seinen Namen entdecken, noch den begehrten Theil nennen, und

---

*) Eine von den gerechtesten Strafen, welche während der Ministerschaft des Herzogs von Sülly über die Finanzpächter ergieng, war die Gefangensetzuug und der Prozeß des berüchtigten Pächters l'Argentier. Die Mem. de l'Hist. de France, Tom. 2. S. 271. fügen, nachdem sie von seinen Betriegereyen und seinem Aufwande Nachricht gegeben, folgenden Zug bey. „Vor der letzten Reise des „Königs nach Fontainebleau kam l'Argentier, um von „ihm Abscheid zu nehmen, und sagte zu ihm, er würde „ebenfalls bald dahin kommen, um ihm die Hände zu „küssen, und seine Befehle zu vernehmen: Diese Reise, „setzte er hinzu, wird mich zehntausend Thaler kosten. „Zum Henker, versetzte der König, das ist zu viel für „eine Reise von Paris nach Fontainebleau. Freylich, „Sire, erwiederte l'Argentier: aber ich habe, mit Ew. „Majestät Erlaubniß noch was anders zu thun, als zu „reisen, nemlich das Modell von der Vorderseite des Pallasts Ew. Majestät zu nehmen, weil ich eines meiner „Häuser in Champagne darnach einzurichten gedenke. Der „König lachte hierüber, sagte aber damals kein Wort: „allein da er hörte, daß man ihn in das Chatelet gefangen gesetzt, so sagte er: Wie? will er das Modell „von der Vorderseite des Chatelet nehmen?„

nicht einmal die Bedingnisse eröfnen; ausgenommen, daß er sagte, seine Bedingnisse seyen sehr vortheilhaft für den König, weil er weder einen Pachtkontrakt auf viele Jahre schliessen, noch neue Anordnungen treffen, sondern alles in dem gegenwärtigen Zustand nehmen wolle. Ferner foderte er, daß wenn er einmal ein Gebott gethan hätte, ihn niemand überbieten dürfte, ausgenommen derselbe wolle zweymalhunderttausend Livres geben. Der Seltsamkeit dieses Vorschlags ungeachtet war der Staatsrath doch geneigt, ihn anzunehmen; allein der König befahl, daß man denjenigen, von dem er herkam, nöthigte, sich zu nennen, und wenigstens ihm, dem Kanzler und mir die Zeit und die Beschaffenheit dieses Ankaufs zu entdecken. Er fürchtete nämlich, diese Pachtung möchte etwa Leuten in die Hände fallen, denen man sie nicht wieder nehmen dürfte. Ein gewisser Conguet überreichte ihm ebenfalls über diesen Gegenstand weitläuftige Aufsätze, die er mir nebst einigen Vorschlägen zusandte, welche ihm die Steuerpächter zu Fontainebleau gemacht hatten, wobey er mir meldete, er habe einigen Verdacht, daß diejenigen, welche ihm Vorschläge machen, ohne dieselben zuerst mir zu eröfnen, ihn zu betriegen suchen.

Der Herzog von Nevers legte dem Staatsrath eine Bittschrift vor, worinn er die Aufhebung eines Salzmagasins begehrte, welches auf Bitte seiner Mutter in dem Herzogthum Rhetelois war angelegt worden. Der König hatte den Profit dieser Salzniederlage derselben für eine Summe

überlassen, wegen welcher sie mit ihm übereingekommen war. Ich suchte in den Schriften der Schazmeister von Champagne nach, um in dieser Sache Licht zu bekommen, weil sie vor meiner Finanzverwaltung war abgeschlossen worden, und fand das Ueberlassungspatent an die Herzogin von Nevers ohne Mühe. Bey Untersuchung desselben sah der König, daß er diesem Hause nichts weiter schuldig sey: Gleichwol befahl er mir bey Uebersendung desselben, das, was er nach einer billigen Berechnung dem Herzog von Nevers etwa noch schuldig seyn möchte, zu bezahlen: allein nachher sollte ich diese Pachtung nicht nur nicht aufheben, sondern so wie die übrigen zu verbessern trachten. Der König hatte sonst noch zween Prozesse mit diesem Haus wegen der Verlassenschaft der Häuser Foix und Albret, in welchen man von beyden Seiten einander Millionen abfoderte. Dieß Geschäfte ward für sehr verworren gehalten. Ich bemühte mich, da ich die dasselbe betreffenden Schriften in die Hände bekam, einen so kurzen und deutlichen Aufsatz darüber zu verfertigen, daß der König in einem Augenblicke begriff, ich habe mich nicht betrogen, da ich einst gesagt hatte, man müsse von beyden Seiten fast alle diese Foderungen zurücknehmen.

Die Einwohner von Lyon hatten ebenfalls einen Prozeß vor dem Staatsrath gegen Feydeau. Sie kamen bey Sr. Majestät mit der Vorstellung ein, daß die Weigerung des Staatsraths, einen Schluß auszufertigen, den sie bereits vor demselben erhal-

ten hatten, ihrem Handel merklich schade. Der König empfahl mir ihr Anliegen, welches ich in Richtigkeit brachte. Das Wol oder Weh einer so beträchtlichen Stadt, wie Lyon ist, hat auf das ganze Königreich Einfluß. Sie ließ mir für meine Bemühungen durch ihren Prevot des Marchands und die Schöppen danken.

Auf eine umständliche Nachricht, die mir die Oberschazmeister von Beziers von der Art, wie die Abgabe von den Bedienungen, marc d'or genannt, erhoben wurde, zusandten; ließ ich von dem Staatsrath einen Befehl ausfertigen, die Erhebung dieser Abgabe für einmal aufzuschieben. Ich weiß nicht, wie man dem König die Sache vorstellte. Er schrieb mir, ich sollte diesen Befehl nicht unterzeichnen, oder wenn dieß schon geschehen wäre, ihn ohne sein ausdrückliches Geheiß nicht bekannt machen: er wolle zwar damit die Misbräuche nicht gut heissen, welche sich bey dieser Abgabe eingeschlichen hätten, allein kennen wolle er sie wenigstens: wirklich waren sie für die Sicherheit der daher rührenden Einkünfte so wichtig, daß ich überzeuget ward, der König würde uns bloß deswegen tadeln, daß wir die Abstellung derselben so lange verzögert hätten.

Man brachte bey Sr. Majestät eine andre weit wichtigere Beschwerde in Absicht auf den Staatsrath gegen mich ein. Man wollte neylich den König überreden, ich nehme Leute in denselben auf, die es dem Vorgeben nach, weder in Rücksicht auf den Vortheil Sr. Majestät, noch ihrer persönli.

chen Eigenschaften wegen verdienten, und dieß Betragen verursache viel Unordnungen in demselben. Wäre die Sache wahr gewesen, so hätte ich, wie ich selbst gestehe, noch ganz etwas anders, als die Vorwürfe verdient, die der König mir darüber machte; weil dieß ein höchst strafbarer Mißbrauch des Zutrauens gewesen wäre, womit er mir die ganze Besorgung des Finanzwesens überlassen hatte. Als ich nachdachte, welches wol der Grund dieser Beschuldigung wäre, fand ich, daß es kein andrer, als das Projekt seyn könnte, das ich gemacht hatte, den Requetenmeistern und übrigen Gerichtspersonen, welche gewöhnlich den Staatsrath ausmachten, einige Militarpersonen beyzufügen, welche ich aus denjenigen wählte, die laut eines königlichen Patentes das Recht hatten, demselben als ausserordentliche Mitglieder beyzuwohnen: Und wahr ists, daß ich niemals den Anlaas hatte, die Prinzen, Herzoge und Pairs, oder andre Kronbediente, besonders diejenigen, an welchen ich Talente bemerkte, in meinen Unterredungen auf diesen Punkt zu führen, ohne daß ich ihnen Geschmak zu dieser Art von Geschäften einzuflössen suchte, die sie aus einem höchst unbegründeten Vorurtheil, als eine ihren Rang entehrende Sache, ansehn. Der wahrhaft grosse Mann kennt keine andre Pflicht, als seinem Vaterlande zu allen Zeiten, und auf alle mögliche Weise zu dienen, und was ist entehrender, als den ganzen Ruhm, den man etwa im Feld sich erworben hat, durch ein weibisches und wollüstiges Leben zu schänden; ein Leben, das die

meisten Standespersonen in Frankreich währen: dem Frieden führen.

Ich konnte mich durchaus nicht überreden, daß ich unrecht gehandelt habe, da ich alle diese unnützen Wollüstlinge am Hof dadurch zu bessern gesucht, daß ich dem König meine Absichten entdekt hatte: ich hielt es sogar für meine Pflicht, diese Materie mit Sr. Majestät von Grund aus zu untersuchen, ungeachtet dies nur durch Briefe, und folglich nicht auf die bequemste Weise geschah. Ich legte ihm einen Plan von einem neuen Finanzrath vor, in welchem vier Militarpersonen die Stelle eben so vieler Finanzräthe einnehmen, mithin, da der Rath aus acht Personen bestand, die Hälfte ausmachen sollten. Um diese Abänderung auf eine noch fühlbarere Weise ins Werk setzen zu können, müßte man ein Verzeichniß der hierzu tüchtigsten Männer im ganzen Königreich haben, die über dreyßig Jahre alt wären, aus denen man zwanzig wählen könnte, welche, in vier Rotten getheilt, zu deren jeder fünf Personen gehörten, die Zahl der Versammlung immer vollständig erhalten, und sich an den drey Tagen in der Woche, da das Konseil zusammen kömmt, fleißig dabey einstellen müßten, unter Androhung, daß sie aus dem Verzeichnisse ausgestrichen, und ihre Stellen andern gegeben werden sollten. Welcher Unterscheid zwischen einem Kollegium, das aus solchen Mitgliedern besteht, und einer Versammlung, deren Triebfeder die Rabulisterey ist, woraus alle Beysitzer ihr einziges Studium gemacht haben!

Ich ließ mich für dießmal nicht tiefer in die Sache ein; nur meldete ich dem König, wenn ihm dieser Einfall so wol gefalle als mir; so würde er mit der allgemeinen Verordnung noch weit mehr zufrieden seyn, wodurch ich denselben so sehr verbessert hätte, daß auch sogar dafür gesorget wäre, daß die Staatsgeheimnisse unter so vielen Personen von so verschiedner Denkensart sicher wären. Eben gieng der König auf die Jagd, als er diesen Brief erhielt; gleichwol las er ihn zweymale, und meldete mir, er wolle reiflicher darüber nachdenken: allein was ich auch that, so konnte ich ihn doch unmöglich auf meine Meynung bringen. Der größte Schaden, den eine verjährte Gewohnheit bringt, ist nicht der, daß sie grobe Mißbräuche unterhält. — Man kann diesen zu allen Zeiten durch unfehlbare Mittel abhelfen — sondern daß sie einigen weniger fühlbaren Mißbräuchen Kredit verschaft, und sie sogar unter die Maske der Weisheit und den falschen Schein des allgemeinen Besten verbirgt, die ihnen selbst die Ehrfurcht der einsichtsvollsten Könige erwerben. Nicht eher als nach einer langen Reihe von Ueberlegungen und Schlußfolgen, die man gar gemächlich auf einander folgen läßt, wird sich der Augenblick finden, wo man die obengenannten abstellt, und überhaupt ist das Leben eines Menschen nicht lange genug, um sie alle zu zerstören. *)

*) Was der Autor hier sagt, ist unwiedersprechlich wahr, und der Entwurf, wodurch er dieses Vorurtheil zerstören wollte, welches noch heutzutage unter dem französischen

Nicht bloß bey diesem Anlaase war ich ungleicher Meynung mit dem König. Man hatte ihn überredet, eine neue Justizkammer gegen die Finanzpächter anzuordnen: eine Sache, die nach tausend Erfahrungen unnüz, und dem Mißbrauch unterworfen war. Gleichwol gefiel sie dem König noch immer, der seinen Aufwand für Spiel, Gebäude, Maitressen und andre dergleichen Artikel, welche wie ich schon bemerkt, sehr beträchtlich waren, nicht gerne aus den ordentlichen Einkünften bestritt, und deswegen froh war, daß er eine Summe dazu bestimmen konnte, die er durch dieses Mittel ohne grosse Mühe in die Hände bekam, und die seine eigennützigen Höflinge ihm immer grösser vorstellten, als es sich nachher fand. Ich war so unwillig darüber, daß Heinrich sich wiederum von dieser Bande betriegen ließ, daß ich vor dem ganzen Hofe meine Meynung darüber sagte. Der Zorn, in welchen der König über meine Offenherzigkeit gerieth, gab meinen Feinden grosse Hofnung, daß ich in Ungnade fallen werde. Die Begebenheit in dem Arsenal, von welcher ich oben geredet, vereinigte sich damit und verdoppelte diese Hofnun-

---

Adel, ungeachtet der Aufklärung eines so erleuchteten Zeitalters, wie das unsrige ist, immerfort herrscht, verdient die größte Achtung: Warum sollte auch in der That die Finanzverwaltung, der Handel, und die übrigen Verrichtungen guter Bürger weniger ehrenvoll für den Adel seyn, als die schönen Wissenschaften, deren Studium sie sich heutzutage nicht mehr zur Schande rechnen? Doch wir wollen hoffen, es werde eins nach dem andern kommen.

gen: dessen ungeachtet konnte ich mich unmöglich enthalten, den Mitgliedern dieser Kammer öffentlich ins Gesicht zu wiedersprechen, da ich sah, daß sie den Strafbarsten Nachsicht erwiesen, und hingegen kleine Vergehungen auf eine eben so prahlerische, als harte Weise bestraften.

Da Mangot, einer von diesen Kommissarien, Sachen unternahm, welche den besondern Befehlen, die er von Sr. Majestät, ich weiß nicht mehr, worüber, erhalten hatte, schnurstraks entgegen waren; so ließ ich ihn merken, daß er an mir einen Beobachter seiner Handlungen habe, der entschlossen wäre, ihm keinen Fehler durchgehn zu lassen. Er verklagte mich bey dem König, und brachte seine Kollegen dahin, daß sie sich mit ihm vereinigten: wenigstens hinterbrachte man mir dieses mit so ausdrücklichen Umständen, daß ich nicht daran zweifelte. Der König sagte mir zwar nichts davon: allein dieß war für mich kein Beweis vom Gegentheil. Ich glaubte, dem König von demjenigen Nachricht geben zu müssen, was ich in Betreff des Mangot gesagt hatte, damit er in seiner Empfindlichkeit gegen mich nicht so weit gehn möchte, als er schon einige male gegangen war. Ich hatte zu Mangot gesagt; ich werde diese angeblichen Befehle des Königs nicht vollziehn, wenn man sie mir nicht schriftlich vorweise: und es war eben keine grosse Kunst, diese Rede zu verdrehn. Ich dankte also in meinem Schreiben dem König, daß er den Eingebungen meiner Feinde keinen Glauben zugestellet habe, und versicherte ihn, daß

die Hitze, die ich bey diesem Anlaase gezeigt, nur von dem Verdruß herrühre, daß seine Befehle von Leuten übertretten werden, die sich einbildeten, er habe sich ihnen zu gefallen seines ganzen Ansehens begeben, und sein Intresse allerley Nebenbetrachtungen aufgeopfert. Zuletzt bat ich ihn, mir zu verzeihn, wenn ich etwa, wieder meine Absicht, das Unglück gehabt hätte, ihm zu mißfallen.

Ich hatte mich, wie man eben gesehn hat, durch die Antwort betriegen lassen, die mir der König auf dieß Schreiben ertheilte; er wundre sich nicht wenig darüber, daß er die erste Nachricht von dieser Zänkerey von mir bekomme: wenn diese Herrn ihm nur ein Wort davon gesagt, so würde er in dem Ton eines Herrn mit ihnen geredet haben, der seinen Minister liebt: die ganze Sache sey ein blosser Kunstgriff, um mich böse zu machen, und mir dadurch ein Wort abzulocken, welches mich bey ihm in Ungnade bringen könnte. „Ich schwöre „Ihnen, setzte er hinzu, daß niemand hier ein „Wort davon weiß. Sie sind hizig, und ich sehe „aus Ihrem Brief, daß Sie dem Vorgeben die„ser Leute glauben; gleichwol ist die ganze Sache „eine Lüge. Mäßigen Sie also ihren Zorn und „seyen Sie ein bischen weniger schnell, alles zu „glauben, was man Ihnen sagt; so werden Sie „die Leute toll machen, die Ihnen meine Gnade „mißgönnen. Dieß sind die ersten Zeilen, die ich „seit meinem letzten Anfall vom Podagra schreibe; „der Unwillen gegen diese Zeitungsträger ist stär„ker gewesen, als meine Schmerzen.

Caumartin hatte mit den Geldern, die er unter die Schweizerkantonen vertheilte, so ausserordentlich gut hausgehalten, daß er im Stande war, jährlich dreyßigtausend Thaler beyseite zu legen, woraus er andre Schulden abtrug, indem er sich mit den Gläubigern verglich, statt sechs, eins zu bezahlen. Dieses Beyspiel ist zu schön, als daß ich es mit Stilleschweigen übergehn sollte: ja es ist um so viel schöner, da einem Manne, der unter einem scheinbaren Vorwand einen Theil der ihm anvertrauten Summe zu seinem Vortheil unterschlagen will, nichts leichter ist, als die Schweizer gegen diese genaue Haushaltung zum Murren zu bewegen. Ich ermangelte nicht, den Herrn dů Refüge, der an Caumartins Stelle tretten sollte, auf das Beyspiel seines Vorgängers recht aufmerksam zu machen.

Der König hatte neulich eine Compagnie Gens d'armes für den Herzog von Orleans errichtet, die er so schön und so gut beritten fand, da er sie Revůe paßieren ließ, daß er ihr mit der Compagnie der Königin alle vier Quartale für das laufende Jahr ausbezahlen ließ. Er überließ es mir, die zweymalhunderttausend Livres, welches die zur Bezahlung dieser Compagnien nöthige Summe war, entweder von den sechsmalhunderttausend Livres zu nehmen, die man alle Jahre aus dem sogeheißnen Taillon *) in den königlichen Schaz legte,

*) Ist eine jährliche Abgabe, die ungefähr den Drittheil so stark ist, als die Taille; sie ward von Heinrich II.

oder der Schatzmeister der königlichen Schatullgelder sollte die Summe aus der ordentlichen Kriegskasse nehmen, und sie zu der Zeit, in welcher man gewöhnlich diese Compagnien bezahlte, zurück geben.

Was meine übrigen Bedienungen betrift; so war das beträchtlichste, was an der Artillerie gemacht ward, die Anschaffung der nöthigen Kanonen, um in einem Nothfall eine Anzahl Galeen bewaffnen zu können: ein Werk, das der König sehr lobte. Ich wollte ihm einen Theil der dazu erforderlichen Unkosten ersparen. Ich hatte nämlich in alten Schriften, die die Feldzeugmeisterstelle betrafen, eine Nachricht gefunden, daß man unter den vorigen Regierungen den Galeenkapitänen verschiedene Stücke Geschütz gegeben hätte, um ihre Schiffe damit zu bewaffnen, mit Beding, dieselben zurückzugeben, welches sie aber nicht gethan hatten. Der Staatsrath, dem ich diese Entdeckung mittheilte, war meiner Meynung, daß man die Erben der Schiffskapitäne zur Wiedererstattung anhalten könne. Allein da viele Leute von Stand hierbey mit einverwickelt werden mußten; so ließ ich den König durch den Herzog von Rohan um seine Einwilligung bitten, welcher ihm den hierüber von mir verfertigten Aufsatz überreichen mußte. Heinrich gestattete zwar die Nachforschungen, allein da ich dieselben nach aller Schärfe

---

eingeführt, unter dem Vorwand die zur Bezahlung der Truppen bestimmte Kasse damit zu verstärken: ob sie noch existiert, ist mir unbekannt. Der Uebers.

betreiben wollte, so nahm er die Erlaubniß zurück, und dieses machte meine Bemühungen fruchtlos. Meiner Meynung nach wäre es schicklicher für ihn gewesen, sich der gänzen Sache nichts anzunehmen, als die Untersuchungen anzufangen, und sie nachher wieder fallen zu lassen.

Ich hatte Plane von allen Festungen und Küsten in Bretagne aufnehmen lassen, und sie dem König zugesandt, damit er sehen könnte, was für Verbesserungen hier zu machen wären. Ich verlor dieses Jahr zween in diesem Fach vortrefliche Männer in Provence, nemlich Bonnefont und den jüngern Erard, *) welcher bereits ein eben so guter Jngenieur war, als sein Vater: ich bedauerte diesen Verlust sehr, und bat den König, den man sogleich mit Bitten um ihre Stellen bestürmte, dieselben nicht eher zu vergeben, bis wir diejenigen, welche sich darum bewarben, in Absicht auf ihre Tüchtigkeit genau geprüfet hätten.

Die Entführung der Tochter des Herrn von Fontange, welche ich unter den Nachrichten von den Polizeygeschäften hier zuerst anführe, steht ebenfalls mit den Vorhergehenden in Beziehung, weil Se. Majestät mir Befehl gaben, schweres Geschütz vor das Schloß Pierrefort abgehn zu lassen, welches

*) N. Erard, von Bar le Dük gebürtig, verfertigte auf Heinrichs IV. Befehl einen Traktat über die Festungswerke, welches der erste ist, den wir über diese Materie haben. Sein Neffe, A. Erard, ließ ihn im Jahr 1620. neu auflegen.

ches Fontange mit Hülfe seiner Freunde belagerte, um dem Räuber seine Beute zu entreissen. Die Unkosten der Belagerung brachten ihn bald in eine grosse Noth, und dieß zwang ihn, sich an den König zu wenden. Dieser, der von der Gerechtigkeit seiner Sache gerührt war, woran er überdas auch nicht umhin konnte, als der allgemeine Vater seiner Unterthanen, Antheil zu nehmen, wies die Bittschrift und den Ueberbringer derselben an mich, indem er mir meldete, er habe den Herrn dû Bourg und Nerestan *) zugleich Befehl gegeben, ihre Compagnien marschfertig zu halten, und den Herrn von Noailles beordert, auszurücken, um alles zu thun, was ich für Fontange gut finden würde: wenn ich aber glaube, Er müsse die Unkosten der Belagerung von Pierrefort tragen; so sollte ich dafür sorgen, daß dieß so wolfeil, als möglich, und auf die, für das Volk am wenigsten drükende Weise geschehe. Heinrich wies den Herrn von Baumevielle ebenfalls an uns, welcher ihm ein Projekt vorgelegt hatte, das, nach Sr. Majestät Ausdruk, mehr Prahlerey, als Gründliches enthielt, auch ließ er durch Venterol einen Mann, welcher schlimme Absichten hatte, beym Kopfe nehmen, und befahl mir, demselben die Reisekosten zu bezahlen.

---

*) Philibert von Nerestan, Capitän bey der Leibwache des Königs; er wurde im folgenden Jahre von demselben zum ersten Großmeister des Ordens von Notre Dame dû Mont Carmel, und St. Lazarus ernannt. — Heinrich von Noailles, Graf von Ayen.

Die gute Polizeyordnung schien mir ebenfalls durch das Verbot verletzt zu seyn, welches der Richter von Saumür eigenmächtig hatte ausgehn lassen, daß man kein Getreide aus dem Königreich führen, oder fremdes in dem Umfange der Gerichtsbarkeit von Saumür verkaufen sollte. Ich ließ dieß Verbot durch den Staatsrath aufheben, eh ich' noch dem König Nachricht davon gegeben hatte, und ließ überdas den Beamten, welche dasselbe hatten ausgehn lassen, befehlen, daß sie persönlich erscheinen sollten.

Das Parlament von Rouen faßte zwey Schlüsse ab, die, wie einige behaupteten, sehr gut, hingegen nach andrer Meynung sehr ungerecht waren: der eine betraf den Kasten, worin die Reliquien des H. Romanus aufbehalten wurden, welche laut desselben ferner im Besitz des Vorrechts bleiben sollten, jedem Mörder, so abscheulich sein Verbrechen auch immer seyn möchte, Gnade zu ertheilen: *) der zweyte betraf die Heyrath eines

*) Dieser Parlamentsschluß ward zu Gunsten Wilhelms von la Mothe de Pehů ausgefertigt, welcher ein Mitschuldiger des Mordes war, der sechszehn Jahre vorher durch den Marquis von Alegre auf eine sehr unedelmännische Weise, an dem Untergouverneur der Normandie, Franz von Montmorency, Herr von Hallot, war begangen worden. Heinrich zog dieß Geschäfte vor den Staatsrath, und nahm das Begnadigungsurtheil gewissermassen zurück, indem er den Verbrecher auf neun Jahre verwies, und ihn zu verschiednen Geldbussen verurtheilte. Die Strafe würde härter gewesen seyn, wenn nicht die grosse Jugend desselben sein Verbrechen verringert hätte. Der König

gewissen Drouet, welcher Auditeur bey der Rechnungskammer war; allein die Sache ist zu unwichtig, als daß sie hier einen Platz verdiente.

---

hatte bereits im Jahr 1597. dieses Vorrecht des Domkapitels von Rouen sehr eingeschränkt. Dieser Prozeß, welcher damals sehr viel Aufsehn machte, war Schuld, daß man die ganze Sache genauer untersuchte. Herr von Thou, Tom. 4. S. 106. Nikolaus Rigault, der Fortsetzer seiner Geschichte, und alle Gelehrten, welches man aus der Art schliessen kann, mit welcher dies Faktum in dem Merc. Franç. ann.. 1607. S. 179. erzählt wird, machten sich kein Bedenken, das angebliche Wunder für fabelhaft zu erklären, daß St. Romanus, Erzbischof von Rouen, diese Stadt mit Beyhilfe eines Verbrechers, der eines Mordes wegen gefangen saß, von der Wuth eines Ungeheuers, oder einer Schlange befreyt habe, die man gewöhnlich Gargouille nennt, und daß dieses Vorrecht daher rühre. Die Dokumente selbst, mit welchen man beweisen will, daß es ihnen wirklich von einigen Königen ist eingeräumt worden, hielten die genaue Untersuchung der Kritik nicht aus, welche aller Orten viele Fehler, angebliche und falsche Fakta, und irrige Zeitrechnung und Data fand. Man vermuthet, der Grund dieser ganzen frommen Fabel sey ein wahres Wunder des H. Erzbischofs: die poetische Freyheit habe nemlich nach ihrem Gebrauch aus einer Ueberschwemmung ein Ungeheuer gemacht, und diese Geschichte noch überdas mit den übrigen gewöhnlichen Figuren ausgeziert. Das Wort Hydra, an dessen Stelle man leicht das Wort Schlange sezen konnte, hat mit dem Ausdruck, welcher im griechischen eine Ueberschwemmung bedeutet, so viele Aehnlichkeit, daß vermuthlich dieser einzige Umstand den Irrthum veranlaaset hat. Es würde allzuviel Raum wegnehmen, wenn man hier alle Gründe anführen wollte, die sowol in den Reden und Schriften der damals lebenden Advokaten, als in den seither über diese Sache verfertigten Ab-

Da der erste Präsident dieses Parlaments in eine gefährliche Krankheit gefallen war, woran er jedoch nicht starb; so meldete ich, auf des Königs Befehl, dem Jambeville, der sich um diese Stelle bewarb, Se. Majestät seyen ihm immer gewogen, allein Sie finden es nicht gut, daß er sich so öffentlich darum bewerbe. Die Bedienung eines königlichen Advokaten in dem Parlament von Bordeaux ward durch den Tod des Herrn von Sault erledigt, und von der Königin Margaretha und dem Marschall von Ornano für den Sohn eines Raths in diesem Parlament, namens du Vernet begehrt. Der König schlug ihnen diese Bitte ab, weil er diese Bedienung, deren Wichtigkeit er in den vorigen Unruhen kennen gelernt hatte, nur einem Mann anvertrauen wollte, den er vollkommen kannte. Allein die Schilderung, die ich ihm von Düvernets Sohne machte, vermochte ihn, seine Meynung zu ändern. Der König bedauerte den Verlust der Herrn von Dinteville und Bretanville, so wie auch zweener Hausbedienten, Sainte Marie

handlungen für und wider dieses Privilegium des Domkapitels zu Rouen enthalten sind. Auch wundre ich mich eben nicht, daß man gegen eine so seltsame Andacht, so heftig geschrieen hat, die eine durchaus ungerechte die Verbrechen begünstigende Handlung zum wesentlichsten Theil der Verehrung eines heiligen Bischofs macht. Die Ceremonien, welche dabey beobachtet werden, — denn der Gebrauch bestehet heutzutage noch, und wird alle Jahre an dem Auffahrtsfest unter dem Namen, lever la Fierte, gefeyert — werden ebenfalls in dem obenangeführten Merc. Franç. und bey einigen andern Schriftstellern angeführt.

und Canisy, sehr. Er hatte die Bedienungen derselben nur für ihre Personen errichtet, und hob sie also nach ihrem Tode auf.

Die Genauigkeit, die ich mir selbst vorgeschrieben habe, verpflichtet mich, hier einige Summen zu bemerken, die ich laut meiner Papiere in diesem Jahr bezahlt habe. Auf Befehl und für ausserordentliche Ausgaben Sr. Majestät dem Don Joan de Medicis, sechs und dreyßigtausend Livres. Der König befahl mir, dieselben von den hunderttausend Livres zu nehmen, welche in den Finanzverzeichnissen dieses Jahrs dem Großherzog von Toskana, dem Oheim des Don Joan zugeschrieben waren. Dreytausend dem Cardinal von Givry: eben so viel dem Cardinal Seraphin: dreytausend, zweyhundert fünf und zwanzig dem Santeny, die dieser ihm vorgestrekt hatte: achtzehntausend und sechszig dem Bischof von Carcassonne, welcher diese Summe schon seit langem auf eine sehr ungestüme Art foderte, weil Se. Majestät ihm dieselbe schuldig wären, und ein Mittel über das andre vorschlug, um die Bezahlung zu erhalten. Der König befahl mir, diesem Bischof einen mit Diamanten besetzten Degen und die Briefschaften, die er als Unterpfand dieser Summe in den Händen hatte, wieder abzufodern: und endlich bezahlte ich auch einige beträchtliche Spielschulden Sr. Majestät, die ich aber nicht hersetzen will. Er ließ mir durch Beringhen neuntausend Livres abfodern, die er für Edelsteine und andre Kleinigkeiten schuldig war, welche er auf der Messe zu St. Germain ein-

gekauft hatte: er meldete mir, die Kaufleute zupfen ihn immer beym Ermel für diese Summe, so oft sie ihn sähen. Der gleiche Beringhen kam wenige Tage nachher wieder, und begehrte fünftausend, zweyhundert, fünf und sechszig Livres. Drey Tage später gab ich ihm wieder dreytausend, und ein andermal dreytausend und sechshundert Livres.

Unter diese Summen rechne ich diejenigen nicht, die der König dem Prinzen von Conde zu seiner Reise nach Italien gab. Zuviel konnte es den König nicht kosten, um diesem Prinzen gute Gesinnungen gegen ihn einzuflössen. Eben so wenig rechne ich die Ausgaben dazu, die er auf die Verbesserung der Bastionen bey der St. Antoinepforte und der Place Royale verwandte: noch die Summen, welche er zur Wiederauslösung der Kleinodien seiner Gemahlin brauchte, die bey Rücelay versezt waren: noch endlich diejenigen, welche er auf die Erbauung seiner Manufakturen verwandte, ungeachtet sie meiner Meynung nach sehr unnüz, und noch obendrein sehr beträchtlich waren. Die Unternehmer wollten dieser Gebäude wegen eine ganze Reihe von Häusern, die an die Place Royale stieß, niederreissen lassen: allein Heinrich befahl ihnen, nach des Controlleur Donon Entwurf vor diesen Häusern bloß eine Art von Gallerie zu erbauen, wodurch man diese Seite des Plazes mit den übrigen gleichförmig machen könnte.

Man hatte nicht wenig Mühe, mit den berühmten Niederländischen Tapetenmachern, die man

mit so vielen Unkosten hatte kommen lassen, wegen des Preises ihrer Waaren übereinzukommen. Endlich traf man in Sillerys und meiner Gegenwart folgendes Verkommniß, man sollte ihnen zur Einrichtung ihrer Fabrik hunderttausend Livres geben. Der König befahl mir sehr nachdrücklich, daß ich ihnen diese Summe bezahlen sollte, „denn er wolle „sie, schrieb er mir, um vieles nicht verlieren, und „fürchte sehr, er werde das ihnen bisher vorge„strekte Geld nicht wieder bekommen.„ Freylich hätte er sehr gewünscht, daß er diesen Fabrikanten nicht dasjenige Geld geben müßte, das er gerne für sich behalten hätte: allein sie mußten zulezt doch befriedigt werden, was es auch kosten mochte, und der König befahl dem Controlleur de Vienne sehr nachdrücklich, eine Summe, die dieselben für Holländische Leinwand ausgegeben hatten, in das Ausgabenverzeichnis zu bringen. Er ließ einen vollständigen Hausrath verfertigen, und befahl mir, denselben Stück für Stück zu untersuchen, um zu sehn, ob man ihn nicht betriege. Ich besitze in dergleichen Sachen einen sehr schlechten Geschmack, und bin noch weniger ein Kenner davon: der Preis schien mir übermäßig, so wie auch die Menge. Heinrich war ganz andrer Meynung, da er den Hausrath und mein schriftliches Befinden sah. Er schrieb mir, es sey kein Stückgen zu viel, und keines dabey, das er nicht zu verfertigen befohlen: er habe in seinem Leben noch nie so schöne und so wolfeile Waaren gesehn, und er wolle mit Freuden dafür bezahlen, was der Künstler fodre.

Dieß waren des Königs Belustigungen. Er verließ Fontainebleau nicht eher, *) als am Ende des Julius, worauf er drey Wochen zu Monceaux blieb. Am Ende des Augusts gieng er nach St. Maur, wo ihn eine Unpäßlichkeit einige Tage lang aufhielt. Während dieser Zeit gebrauchte die Königin den Brunnen zu Vanvres. Den September über blieb Heinrich zu Paris, und kam erst im Dezember wieder dahin, weil er in der Mitte des Oktobers nach Fontainebleau zurückgekehrt war, um daselbst die Herbstzeit zuzubringen. Der Connetable begleitete ihn auf dieser Reise, und ward von Sr. Majestät sehr geliebkost, da sie einander zu Bouron antrafen.

Der König kannte kein grössers Vergnügen, als

---

*) Er ward am Tage nach dem Pfingstfest daselbst von dem Podagra überfallen. „Der Fluß, sagt der Geschichtschreiber Matthieu, war sehr stark, und der Schmerz sehr „heftig: allein sein Muth, und seine gute Leibesbeschaffenheit würden denselben nicht überwunden haben, wenn „er sich erlaubt hätte, mehr Früchte zu essen, als seine „Aerzte ihm gestatten wollten. Er machte die Krankheit „durch allzustrenge Diät nicht ärger, indem er sich zwang, „seine gewöhnlichen Leibesübungen zu verrichten. Ungefähr den 21. May fühlte er, da er eben bey der Königin „schlief, einen neuen Anfall an dem einten Fusse, und „ließ sich deswegen in ein andres Bette bringen: Da er „sah, daß diese Aenderung ihm dienlich gewesen war; „so stand er wieder auf, und ließ sich an den grossen „Canal tragen, wo er mit Spazierengehn sich so sehr „ermüdete, daß er bey seiner Rückkehr gleich einschlief, „und beym Erwachen weiter keinen Schmerz fühlte. Tom. „2. Liv. 3. S. 768. —

seine Kinder zu sehn, die er alle mit der größten Zärtlichkeit liebte. *) Da er im August Nachricht erhielt, daß man zu St. Germain Spuren von angestekter Luft habe, befahl er der Frau von Montglat sogleich, dieselben nach Noisi zu bringen, und ließ mir durch Frontenak, der die Post nehmen mußte, sagen, er überlasse es mir, die zu dieser Abänderung des Wohnorts seiner Kinder nöthigen Kutschen, Sänften und Wagen zu senden. Der Dauphin ward zu Noisi krank, und auch dieß meldeten mir Se. Majestät, so wie seine Genesung: denn es gieng niemals weder mit ihm, noch mit irgend einer andern Person aus der königlichen Familie, in Absicht auf die Gesundheit eine glückliche oder widrige Veränderung vor, wovon er mir nicht sogleich Nachricht gab. Man fand im Anfange des Novembers, daß die Kinder Sr. Majestät nunmehr ohne Gefahr nach St. Germain zurückkehren könnten: Allein der König, welcher in einer so

*) Man hat Heinrich IV. den Vorwurf gemacht; diese so grosse Zärtlichkeit gegen seine rechtmäßigen und natürlichen Kinder, habe ihn selbst gegen ihre Fehler blind gemacht, und ihn gehindert, in demjenigen, was sie betraf, mit seiner gewöhnlichen Klugheit zu handeln. Diesen Vorwurf macht ihm der Autor der Histoire de la mere & du fils. Tom. 1. S. 43. Allein ich weiß nicht, ob alle die Anekdoten, womit dieses Buch angefüllet ist, eben so zuverläßig, als, dem größten Theile nach, seltsam sind. Es herrscht ein Ton darinn, welcher für gewisse Personen viel Partheylichkeit, und gegen andre viel Haß verräth, und deswegen darf man sich eben nicht sehr auf dasselbe verlassen.

wichtigen Sache nichts auf das Spiel setzen wollte, schrieb der Frau von Montglat und mir, man solle noch die Mondsänderung in diesem Monat vorbeygehn lassen. *) Ich ließ sie wirklich nicht eher, als mit Anfang des Dezembers dahin bringen.

Die Zeit brachte die Ruhe, die so oft durch Frauenzimmer gestöret ward, nicht wieder in das Hauswesen des Königs zurück; vielmehr wurde die Uneinigkeit je länger je grösser. Die Unterredung, die Se. Majestät, wie ich oben gemeldet, mit mir in dem Bücherkabinet gehabt hatten, betraf größtentheils diesen Punkt. Heinrich drang in mich, wie man in einen Freund dringt, wenn ich so sagen darf, ich sollte die zwo Personen, welche Schuld an seinem Verdruß waren, noch einmal auszusöhnen trachten. Das ganze folgende Jahr blieb die Sache hängen: ich werde also weiter nichts thun, als von einigen Briefen Nachricht geben, die Heinrich über diese Sache an mich schrieb. Einer derselben ist den 15. April von Verneuil, nahe bey Senlis, datiert. Er beklagt sich in demselben, daß nun seit dem Versprechen, das ich ihm gegeben

---

*) Der Comet, der sich im September dieses Jahres sehn ließ, war Schuld, daß er alle diese Vorsicht in Absicht auf die Gesundheit seiner Kinder beobachtete, weil die Sterngucker sagten, derselbe drohe ihrem Leben Heinrich IV. sagte zu Matthieu, seinem Geschichtschreiber, der dieß erzählt, — „Der Comet habe seine Wirkung an „der Prinzeßin Tochter des Königs von England geäussert, „und die Sternseher haben sich durch Gottes Gnade geirrt.„ Tom. 2. Liv. 3. S. 769.

hätte, an einer Aussöhnung zu arbeiten, vierzehn Tage vorbeygegangen wären, ohne daß er einen Brief von mir gesehn hätte. „Ich sehe wol, schrieb „er mir, daß die Bitten eines Freundes nicht „hinreichend sind, Sie zu bewegen, und daß „ich als König und Herr befehlen muß. Sie „werden also nicht ermangeln, mein Begehren „zu erfüllen, wenn Sie mich anderst lieben und „von mir geliebet zu werden wünschen: denn „ich bin entschlossen, mein Gemüthe von allen „diesen Verdrießlichkeiten frey zu machen; sie „kommen zu oft wieder, wie Sie mir gar schön „zu sagen wissen, und ich will ihnen einmal ein „Ende machen, was es auch kosten mag. Ich „liebe Sie freylich sehr, aber Sie müssen mich auch „lieben, und dieses werde ich dannzumal glauben, „wenn Sie mir den Dienst erweisen, den ich von „Ihnen begehre.„

Ich finde noch einen andern Brief, der im Oktober zu Fontainebleau geschrieben ist, und folgende Ausdrücke enthält: „Es ist mir eine häusliche Verdrießlichkeit begegnet, welche mir mehr „Zänkereyen zugezogen hat, als irgend eine andre; die ich je gehabt habe. Ich würde viel „drum geben, wenn Sie hier wären; denn Sie „sind der einzige, dem ich mein Herz eröfne, und „aus dessen Rath ich am meisten Trost schöpfe. „Weder Liebe, noch Eifersucht ist Schuld daran, „sondern ein Staatsgeschäfte. Bringen Sie Ihre „Angelegenheiten bald in Ordnung, damit Sie „aufs eilfertigste zurückkehren können. Herr von

„ Sillery hilft mir zwar; allein sein Geist ist nicht „ stark genug. Sie werden leicht merken, wovon „ die Rede ist: Diese Hartnäckigkeit wird allgemach „ unausstehlich. — Was meine besondern Verdrieß= „ lichkeiten betrift, schrieb er mir einige Tage „ nachher, nachdem er erst von andern Sachen „ geredet hatte; so dauern sie noch immer fort. „ Wenn Sie hier wären, so würden Sie sehr un= „ gehalten seyn, und Ihre Meynung darüber sa= „ gen. „ Der Leser bedauert, wie ich glaube, die= sen guten Prinzen sehr, und das war auch beynahe alles, was ich thun konnte.

Der Herzog von Bouillon erhielt in diesem Jahr einen starken Beweis von der Gütigkeit und Gnade des Königs, da derselbe sich entschloß, ihm Se= dan zurückzugeben, und ihm selbst die Bewachung dieser Festung zu überlassen; der Herr von Mon= sire, ward als ordentlicher Kriegskommissarius dahin gesandt, um Netankourt, und die Compag= nie, die dieser daselbst unterhielt, daraus zu ziehn. Die Instruktion, die er erhielt, ist den lezten De= zember dieses Jahrs datiert, und enthält folgen= des: Ungeachtet der für die königliche Besatzung anberaumte Termin von vier Jahren noch nicht verflossen sey; so haben doch Se. Majestät aus guten Gründen dienlich erachtet, dieselbe aus Se= dan wegzunehmen, und den Herzog von Bouillon wieder in den Besitz dieser Stadt zu setzen: Mon= sire sollte dieser Compagnie die vier rückständigen Monate des laufenden Jahres bezahlen; sie nach= her abdanken, und Achtung geben, daß die Sol=

daten dasjenige ordentlich bezahlen, was sie etwa den Bürgern schuldig seyn möchten. Da der König den Artikel in dem Schuztraktat vom 2. April 1596. nicht aufzuheben gedachte, laut dessen Se. Majestät zur Sicherheit der Stadt Hauptleute und eine gewisse Anzahl von Truppen darinn unterhalten soll; so wird dem Monsire eingeschärft, die Hauptleute und Soldaten, welche zu eben der Zeit in die Stadt ziehen werden, da die Compagnie von Netancourt ausmarschieren wird, Sr. Majestät einen besondern Eid noch neben demjenigen schwören zu lassen, den sie nach eben demselben Traktat alle Jahre vier Mal an dem Tage, da sie ihre Besoldung erhalten, leisten müssen. Diese Offiziere und Soldaten machten sich durch diesen Eid anheischig, dem König gegen und wider jedermann, selbst gegen den Herzog von Bouillon zu dienen, woferne er die dem Akkord von 1606. angehängten Clausuln übertretten würde; ungeachtet man annahm, er habe sie, als Gouverneur, angeworben. Zulezt hatte Monsire noch den Auftrag, die Bürger von Sedan ebenfalls den Eid schwören zu lassen, der in dem Schuztraktat angeführt wird, und welcher von dem andern nur darinn unterschieden ist, daß sie in der Eidsformel, mit Einwilligung des Herzogs von Bouillon selbst, von dem ihm geleisteten Eide losgesprochen werden, wenn er einst fähig seyn sollte, sich mit einer, den Vortheilen Sr. Majestät schädlichen, Parthey einzulassen. Alle diese Befehle wurden vollstrekt: dieß beweisen die von den Notarien zu Sedan un-

terzeichneten Aktenstücke, so wie auch die zwey Dokumente, die den gedoppelten Eidschwur der Bürger und der Besatzung betreffen, von denen das eine den 22. nnd das andre den 23. des folgenden Jenners ausgefertigt ward.

---

# Fünf und zwanzigstes Buch.

## 1608.

In dem gegenwärtigen Jahr ereigneten sich, so wenig, als in dem vorhergehenden, dergleichen ausserordentliche Begebenheiten, die man mit Entsetzen oder mit Erstaunen lieset. Ich werde, wie gewöhnlich, meine Nachrichten von der Regierung, den Hofneuigkeiten, dem Privatleben des Königs und von meinem eignen fortsetzen. Der ganze Winter strich unter noch grössern Lustbarkeiten vorbey, als in den letztverflossenen Jahren und unter Festivitäten, zu welchen die Zurüstungen ausserordentlich kostbar waren. Der König hatte Comödianten aus Italien kommen lassen, mit welchen er sich oft belustigte. Er ließ sie nicht selten nach Fontainebleau kommen, um in seiner Gegenwart zu spielen, und befahl meinem Sohn, weil ich eben abwesend war, man sollte dafür sorgen, daß ihnen ihre Besoldungen ordentlich bezahlt würden. Das Arsenal war immer der Ort, wo diese Lust-

barkeiten und Schauspiele, die einige Vorbereitung erfoderten, aufgeführt wurden. Der König kam sonst auch in meiner Abwesenheit einige Male dahin, um ein Ringelrennen zu halten, ob es ihm gleich schien, die Sache gehe nicht mit der gleichen Ordnung und Genauigkeit vor sich, wie wenn ich zugegen war. Die Königin und der ganze Hof fanden die Schauspiele bey weitem nicht so ergötzend. Ich hatte einen sehr geräumigen Saal hierzu einrichten, und ein stuffenweise erhöhtes Amphiteater, mit einer grossen Menge von Logen in den Galerien erbauen lassen, welche von einander abgesöndert waren, und jede ihre besondern Stuffen und Eingänge hatten. Zwo von diesen Galerien waren für die Frauenzimmer bestimmt, und keine Mannsperson durfte sich denselben nähern: dies war ein Hauptpunkt meiner Polizey, den ich nicht übertretten ließ, und auf dessen genaue Beobachtung zu sehen ich nicht unter meiner Würde hielt.

Eines Tags, da man ein sehr schönes Ballet in diesem Saal aufführte, bemerkte ich einen Mann, welcher ein Frauenzimmer am Arm führte, mit der er in eine von den Frauenzimmergalerien hineingehn wollte. Er war ein Fremder, und ich erkannte aus seinem verbrannten Gesichte leicht, was für ein Landsmann er sey. „Mein Herr! „sprach ich zu ihm, haben Sie die Gütigkeit, eine „andre Thüre zu suchen: denn mit ihrer Gesichts„farbe werden Sie, wie ich glaube, wol schwer„lich für ein schönes Frauenzimmer paßieren kön„nen. — Gnädiger Herr, versezte er in gerade-

„brechtem Französischen, wenn Sie wissen, wer „ich bin; so werden Sie mir, wie ich versichert „bin, die Gefälligkeit nicht abschlagen, mich mit „diesen schönen, weissen Damen hineingehn zu „lassen, so schwarz ich auch immer bin. Ich heisse „Pimentel, und habe die Ehre, daß ich bey Sr. „Majestät wol gelitten bin, und sehr oft zu Ihren „Spielpartheyen gezogen werde.„ Dieß war nur allzuwahr. Dieser Fremdling, von welchem ich schon hatte reden hören, gewann unermeßliche Summen von dem König. „Wie? zum Henker! „sprach ich mit einer angenohmnen zornigen Mie„ne, so seyd ihr also, wie ich sehe, der dike Por„tugiese, *) der dem König täglich sein Geld ab„nihmt. Ihr seyd, bey Gott, übel angelaufen; „denn ich will durchaus keine dergleichen Leute hier „haben.„ — Er wollte mir in die Rede fallen: allein ich stieß ihn fort und sagte: „Pakt euch wei„ter, und sucht einen andern Eingang: denn mich „werdet ihr mit euerm Kauderwelsch nicht über„reden.„ Da der König ihn nachher fragte, ob das Ballet, das er gesehn, nicht vortreflich ausgeführt gewesen sey? so erwiederte er; er hätte es gerne gesehen, allein er habe seinen grossen Finanzminister an der Thüre angetroffen, der ihn mit seiner abweisenden Miene ganz trocken wieder heimgeschikt hätte. Hierauf erzählte er sein Abentheuer, welches dem König wegen der seltsamen Art, womit er es erzählte, so lustig vorkam, daß er von gan-

*) Pimentel war kein Portugiese, sondern ein Italiäner.

ganzem Herzen darüber lachte, und es dem ganzen Hof wieder erzählte.

Ich werde mich hier keineswegs der Umschweife einer erkünstelten Bescheidenheit bedienen, um meinen Lesern zu melden, daß der König das Zutrauen, welches er in mich setzte, von dieser Zeit an so weit trieb, daß ich den prächtigen Titel eines Günstlings hätte annehmen dürfen, wenn ich ehrgeitzig darnach gewesen wäre. Man wird dies aus den Anerbietungen sehn, die Se. Majestät mir in diesem Jahre machten. Allein ich muß die Erzählung ein wenig weiter herhollen.

Unter den Verläumdungen, die mich im Jahr 1605. fast in Ungnade brachten, befand sich auch folgende, daß man den König durch geheime Nachrichten, die er mich damals sehen ließ, überzeugen wollte, ich suche meinen Sohn *) durch eine Vermählung so reich zu machen, daß er einst Sr. Majestät selbst furchtbar werden könnte; es arbeiten auf meinen Befehl, oder auch bloß aus Begierde, sich bey mir einzuschmeicheln so viele Leute hieran, daß es in meiner Willkühr stehe, zwischen den Prinzeßinnen von Bourbon und Mayenne, den Fräulein von Montmorency und Bouillon und Crequy, und noch weit eher zwischen den Töch-

*) Maximilian von Bethüne, Marquis von Rosny, der älteste Sohn des Herzogs von Süll(y), und seiner ersten Gemahlin, Anna von Courtenay, war Oberaufseher der Festungswerke, Gouverneur von Mante und Gergeau: auch hatte er die Anwartschaft auf die Feldzeugmeisterstelle: allein er starb vor seinem Vater im Jahr 1634.

tern der reichsten Partikularen des Königreichs zu wählen, wenn ich grosse Güter einer vornehmen Familie vorziehn wollte. Dies war einer von den vornehmsten Punkten jener langen und ernstlichen Unterredung, die ich im verflossenen Jahr mit Sr. Majestät in dem Bücherkabinet hatte, und wovon ich meinen Lesern, so oft ich Anlaas bekam, alles entdekte, was ich davon entdecken durfte. Heinrich fragte mich, was ich für Absichten mit meinem Sohn habe, und was an allem dem wahr sey, was das Gerücht hierüber sage. Ich gestand ihm, man habe mir wirklich von allen diesen Seiten her Anerbietungen gemacht, die einen Ehrgeitzigen wol verführen könnten: allein ich habe weiter nichts darauf geantwortet, als ich werde nur aus Sr. Majestät Händen eine Gemahlin für meinen Sohn annehmen.

Der König erwiederte hierauf, er wisse mir für diese Antwort, und für diese Gesinnungen vielen Dank: Dann öffnete er mir sein Herz vollends, indem er mir sagte: zwo Sachen würden ihn meinetwegen in gleiche Verlegenheit setzen: einmal, wenn ich, ungeachtet ich wisse, wie sehr ihm die Vermischung seines vornehmsten Adels mit Unadelichen und Bürgerlichen mißfalle, ein Mißbündniß treffen würde: demnach, wenn ich mich mit den Häusern Bourbon, Lothringen, oder wol gar mit dem Hause Bouillon zu verbinden gedächte: Folglich könne die Wahl meines Sohns unter den fünf vorgeschlagenen Partheyen, nur auf die Fräulein von Crequy fallen: Jedermann wisse zwar, daß

die Häuser Bonne, Blanchefort und Agoust unter die gemeinsten adelichen Familien gezählt werden: allein neben dem haben sie sich eben so sehr durch rühmliche Beyspiele von persönlicher Tapferkeit, als durch Bekleidung wichtiger Aemter ausgezeichnet. Da dieser Einfall dem König je länger je besser gefiel, so setzte er hinzu, er wolle nicht, daß die Sache von jemand anderm, als von ihm selbst vorgeschlagen werde, und werde deswegen eine schikliche Zeit dazu auswählen; welches er auch beynahe unmittelbar hierauf that.

Lesdiguieres und Crequy liessen sich leicht bereden; ja ich kann sagen, daß sie unausgesezt den größten Eifer bezeigten, die Sache ins Reine zu bringen, bis der Heyrathstraktat nicht bloß aufgesezt, sondern auch unterzeichnet war. Ueberdas kann ich mit Recht sagen, daß ich ihnen in Absicht auf die Bedingnisse desselben keine Schwierigkeiten machte. Ich wollte sie nicht bloß zu meinen nahen Anverwandten, sondern auch zu zärtlichen Freunden machen. Alles, was in den folgenden Jahren geschah, bestärkte mich in dem Wahn, daß mir dieses Glück zu Theil geworden sey. Ich dachte nicht daran, daß diese Jahre Zeiten des Ruhms und der Wolfahrt für mich waren. Sie sind vorbey, und diese Freunde verschwanden mit meiner Gunst; diese ehrfurchtsvollen Anverwandten entfernten sich mit meinem Glücke. Doch nein: ich sage zu wenig. Man sorgte dafür, daß mein und meines Sohnes Unglück dadurch vollständig würde, daß wir diese unselige Verbindung aus

tausend Gründen verwünschen müßten. Warum hatte ich nicht die Gabe, in den Gemüthern zu lesen? Doch vielleicht bin ich dem Himmel für meinen Irrthum und meine Leichtgläubigkeit Dank schuldig: ohne das wäre die Versuchung, in die ich nicht lange hernach gerieth, vielleicht für mein Gewissen zu stark geworden.

Ungeachtet die beschlossene Verbindung *) nicht sogleich vollzogen ward, weil wir es Sr. Majestät überliessen, die Zeit derselben zu bestimmen; so sah ich doch von diesem Augenblick das Band, welches die Crequy mit meiner Familie vereinigte, für unauflößlich an, und mein Herz betrog mich so sehr, daß diese Verbindung einer von den Gründen war, welcher mich hinderte, mich von der frohen und lachenden Aussicht verblenden zu lassen, die sich am Ende des vorigen Jahres, einige Monate nach unseren Zusammenkünften, und noch mehr in dem Anfange des gegenwärtigen, mit einmal meinem Gesicht zeigte. Dieses muß ich meinen

*) Sie wurde nicht eher, als im Oktober des folgenden Jahres zu Charenton durch den Prediger dû Moulin vollzogen. Die Fräulein war nur erst neun bis zehn Jahre alt: sie hieß Franziska, und war die Tochter Karls von Blanchefort von Crequy, Prinzen von Poix und nachmaligen Herzogs von Lesdiguieres durch seine Heyrath mit Magdalena von Bonne von Lesdiguieres, der Tochter des Connetable dieses Namens. Der Marquis von Rosny hatte aus dieser Verbindung folgende Kinder: Maximilian Franz von Bethûne, Herzog von Sûlly, u. s. w. und Louise von Bethûne, welche unvermählt starb.

Lesern noch erklären; vor allem aber die Bemerkung machen, daß ich es abermals bloß der feinsten Bosheit meiner Feinde zu danken hatte, daß ich mich in einer Lage befand, wo es ganz in meiner Gewalt war, mich auf diejenige Stuffe des Glanzes und der Grösse zu erheben, die keine blosse Privatperson übersteigen kann.

Meine Feinde fiengen nemlich an, dem König unter dem Schein einer wahren Ergebenheit gegen ihn und mich, die er für aufrichtig hielt, den Gedanken einzuflössen; er habe noch nicht genug für mich gethan: er dürfe mir ohne Bedenken alles anerbieten, und von mir alles annehmen lassen, was er mir geben könnte, ohne dafür etwas anders zu fodern, als dieses einzige, welches freylich wesentlich und unumgänglich nothwendig zu seyn scheinen, — daß ich die protestantische Religion mit der katholischen vertausche. Sicherlich war es ihre Absicht nicht, mir ein so grosses Glück zu verschaffen; es wurde mir im Gegentheil nicht schwer fallen zu beweisen, daß die geheime Absicht, die sie dabey im Sinne hatten, der vorgegebnen schnurstraks zuwider war. Denn da sie innerlich gut genug von mir dachten, um überzeuget zu seyn, daß ich meine Erhebung nicht einem Mittel wolle zu danken haben, dem ich meine Religion aufopfern müßte; so machten sie sich auf eine Weigerung gefaßt, die sie dazu gebrauchen wollten, den König zu bereden, daß er von einem Manne alles zu befürchten habe, der im Stand wäre, ein In-

teresse seiner Religion aufzuopfern, dem sonst weder geistliche noch irrdische Betrachtungen wiederstehn. Dem König gefiel zwar dieser Gedanke, auf den er vielleicht selbst gefallen wäre; allein aus Gründen, die von denjenigen, die die Urheber des Vorschlags im Sinne gehabt hatten, so sehr verschieden waren, daß ich diesem guten Fürsten nicht dankbar genug dafür seyn kann.

Er ließ mich einst des Morgens nach dem Louvre kommen, und schloß sich mit mir in das Bücherkabinet ein. „Mein Freund! sprach er, Sie „sind, ohne daß ich recht weiß, warum? sehr „eilfertig gewesen, die Heyrath ihres Sohnes ins „Reine zu bringen; wenigstens seh ich weder in „Absicht auf Güter, noch die Person, daß Sie „grossen Vortheil davon haben.„ Vermuthlich erinnerte sich der König nicht mehr, daß ich nur auf seinen ausdrücklichen Befehl so gehandelt hatte. „Ich habe mich entschlossen, fuhr er fort, mich „Ihrer in Zukunft noch mehr zu bedienen, als „bisher, und Sie mit den Ihrigen auf die höchste „Stuffe des Reichthums, der Ehre und Grösse „zu erheben. Allein Sie müssen das Ihrige auch „dabey thun; denn wenn Sie nichts dazu bey„tragen, so wird es mir schwer fallen, meine Ab„sichten auszuführen, ohne mir selbst zu schaden, „und mich vielem Tadel auszusetzen; eine Sache, „die Sie, wie ich versichert bin, nicht begehren. „Mein Wunsch nämlich ist, mich mit Ihnen zu „verbinden; und deswegen meine Tochter Ven-

„dome *) Ihrem Sohne mit einer Mitgift von „zweymalhunderttausend Thalern an baarem Geld, „einem Gehalte von zehntausend Thalern und dem „Gouvernement von Berry zu geben, womit ich „nach dem Tode der Frau von Angouleme das „Gouvernement von Bourbonnois und die Domä„nengüter, die sie daselbst besitzt, vereinigen will, „indem ich ihren Erben das dafür ausgelegte Geld „zurückgeben werde. Ferner will ich Ihrem Sohne „die Anwartschaft auf die Feldzeugmeisterstelle, „und Ihrem Eidam das Gouvernement von Poi„tou geben, wofür Sie die Normandie erhalten „sollen: denn ich sehe wol, daß der gute Herzog „von Montpensier es nicht lange mehr treiben „wird, **) so wenig als der Connetable, dessen „Stelle Sie auch bekommen sollen: denn ich will

---

*) Catherine Henriette von Vendome, die legitimierte Tochter Heinrichs IV. und der Gabrielle von Etrens. Sie vermählte sich nachher mit Carle von Lothringen, Herzog von Elboeuf, und starb im Jahr 1663.

**) Heinrich von Bourbon — Montpensier. Er starb wirklich im Februar dieses Jahrs, nach einer zweyjährigen Abzehrung, während welcher er nur von Frauenmilch lebte, und sich sehr christlich auf seinen Tod bereitete. „Als „Heinrich IV. denselben vernahm, so sagte er öffentlich, „man müsse Gott bitten, daß er jedem so lange Zeit gönne, „ihn zu suchen, als dieser Prinz gehabt habe. Matth. ebend. Der Herzog war nur fünf und dreyßig Jahre alt, da er starb. Der Ast von Bourbon Montpensier erlosch mit ihm, weil er nur eine einzige Tochter hinterließ, welche mit dem Herzog von Orleans, dem zweyten Prinzen Heinrichs IV. verlobt war.

„ Ihnen die Anwartschaft darauf nächstens ausfer„ tigen lassen. Allein um dieß alles möglich zu ma„ chen, müssen Sie und Ihr Sohn katholisch seyn. „ Ich bitte Sie, schlagen Sie mir dieß nicht ab, „ weil es zum Nutzen meiner Angelegenheiten, und „ zur festen und dauerhaften Gründung des Glücks „ Ihrer Familie nothwendig ist. „

Die Nachricht, die ich meinen Lesern von diesem Vorfall ertheile, ist so geschikt, die Eitelkeit zu erwecken und zu unterhalten, daß ich mich, um nicht in Versuchung zu gerathen, aller Betrachtungen enthalten will, selbst derjenigen, die ich über die Herablassung dieses guten Königs machen könnte, der mich sogar noch bittet, wenn er mich *mit* Wohlthaten überhäuft. So viel ich mich erinnere, erwiederte ich ihm, er erweise mir mehr Ehre, als ich verdient: ja selbst mehr, als ich gehoft und verlangt hätte: Es sey nicht meine Sache, zwischen den zwey Verbindungen, die er mir für meinen Sohn vorgeschlagen habe, zu wählen, weil Se. Majestät hierüber allein zu befehlen hatten: mein Sohn sey nunmehr fähig, sich selbst eine Religion zu wählen, weil sein reifes Alter ihn in den Stand setze, hierüber gehörig nachzudenken. In Absicht auf mich habe es eine andre Bewandniß: ich würde in der That höchst unglücklich seyn, wenn ich meine Ehrenstellen, Güter und Würden auf Unkosten meines Gewissens vermehren sollte: wenn ich jemals meine Religion ändern würde, so müßte dieß, nach meinem Gefühl, einzig das Werk der innern Ueberzeugung, nicht des Ehrgeizes, der Habsucht

oder der Eitelkeit seyn: wenn ich hierinfalls anderst handelte, so würde ich ja Sr. Majestät selbst Anlaas geben, ein Herz in Verdacht zu ziehn, das nicht einmal seinem Gott getreu verblieben wäre. „Warum aber, versetzte Heinrich mit einer Herz„lichkeit, die mich im Innersten rührte, warum „sollte ich Ihnen nicht trauen, da Sie ja nichts „anders thun würden, als was ich selbst gethan, „und was gerade Sie mir angerathen haben, als „ich Sie darüber befragte? Ich bitte Sie noch„mals, mir diese Freude zu machen: denken Sie „reiflich darüber nach: ich will Ihnen einen Mo„nat Bedenkzeit geben: füchten Sie nicht, daß „ich irgend etwas von dem nicht halten werde, „was ich Ihnen verheissen habe. — Ich zweifle „im geringsten nicht daran, Sire, erwiederte ich, „daß Ihr Wort nicht unverlezlich sey. Ich wün„sche nichts so sehr, als Ihre Gnade zu besitzen; „und werde alles mögliche thun, um mich, so „lange es in meinen Kräften steht, im Besitze der„selben zu erhalten. Ich verspreche Ihnen, mit „dem größten Ernst über dasjenige nachzudenken, „was Sie mir vorzuschlagen geruhet haben. Ich „hoffe, Ew. Majestät werden immer mit mir zufrie„den seyn, wenn ich schon vielleicht nicht so han„deln werde, wie Sie erwarten.„

Da die Protestanten von der vermuthlichen Aufhebung meiner Verbindung mit Lesdiguieres, und der Vermählung meines Sohns mit der Prinzeßin von Vendome reden hörten, — denn die Sache ward sogleich ruchtbar — so glaubte die ganze Par-

they, sie würde mich nunmehr gewiß verlieren. Schon lange beschuldigten Sie mich mit den bittersten Vorwürfen, daß ich an dem Untergange der Protestantischen Parthey in Frankreich arbeite, indem ich dem König alle diese ansehnlichen Summen, und den ganzen Kriegsvorrath zusammenraffe, der, wie sie sich in ihrer thörichten Furcht einbildeten, mit seinem ganzen Gewichte zuerst auf sie fallen würde. Umsonst wollte ich sie überzeugen, daß sie von einem König, wie Heinrich war, nichts dergleichen zu besorgen hätten. Ihr Vorurtheil brachte sie immer wieder zu ihrem ersten Mißtrauen gegen mich zurück, und jenes Gerüchte bestärkte sie aufs neue darinn. Die Liebkosungen, die der König meinem Sohne erwieß, den er öfters seinen Sohn nannte; der Zutritt zu mir, der der ganzen Clerisey offen stand; die Wiedererbauung der Kirchen, Hospitale und Klöster, worauf ich alle Jahre ein beträchtliches von den königlichen Geldern verwandte; das Breve Pauls V. von welchem verschiedne Abschriften herumgeboten wurden; und was weiß ich, was für tausenderley Sachen, die man in diesem Augenblick entdekt haben wollte, schienen ihnen ein unwiderleglicher Beweis von meiner Treulosigkeit.

Die Häupter dieser Parthey und besonders die Prediger schienen um so viel mehr darüber aufgebracht zu seyn, da sie nicht bloß befürchten mußten, ihre Gegner werden einen Triumph über sie davon tragen, sondern weil sie überzeugt waren, und es sogar ziemlich laut sagten, wenn ich mich

einmal von ihnen lossage, so würde ich mich in der Folge nicht begnügen, gleichgültig gegen sie zu seyn, sondern ihr unerbittlichster Feind und Verfolger werden. Ich hörte, Gott weiß wie lange, nichts als Ermahnungen, Vorstellungen und öffentliche Anreden von denselben, welche jedoch gegen die Reden des Königs gewißlich nicht würden Stich gehalten haben, hätte ich nicht zum Glück genug Stärke in meinem Innern gehabt. Inzwischen that die Gräfin von Sault, Lesdiguieres und die ganze Familie von Crequy auf ihrer Seite alles mögliche, daß die beschlossene Verbindung mit ihnen nicht getrennt, und daß die Vermählung mit der Prinzeßin von Vendome unmöglich gemacht würde. Sie wollten die Königin bereden, sie müsse sich auf ihre Seite schlagen, und sich über das vorhabende Projekt beschweren. Allein da sie sahn, daß sie dieser Auffoderung kein Gehör gab, so versuchten sie nochmals alles, was mich, ihrer Meynung nach, davon zurückhalten konnte: emsige Aufwart, zuvorkommende Höflichkeit, Betheurungen, Verheissungen, Schwüre — alles ward angewandt, um mich von einem Vorhaben abzubringen, das ich nicht hatte.

Während diesen Bewegungen reißte ich für zehn oder zwölf Tage von Paris nach Sülly und nach meinen andern Gütern. Kaum war ich zurückgekommen; so ließ mir der König durch den Herrn von Villeroi eine Antwort auf alle seine Vorschläge abfodern. Ich war froh, daß ich nur Zeugen um mich hatte, weil ich meine Gedanken um so viel

freyer heraussagen konnte. Die Zeit hatte mich in meinem Entschlusse nur noch mehr bestärkt. Ich sagte zu Villeroi, ich danke Sr. Majestät unterthänig für alle die Ehre, die er mir erweise: allein ich werde nie darein willigen, Bedienungen noch lebender Personen anzunehmen; und wenn sie wirklich erledigt wären; so schäze ich mich derselben nicht würdig, weil ich mit den meinigen bereits genug zu thun habe: was meinen Sohn betreffe, so könne ich ihm nie einen andern Rath geben, als er sollte dem König gehorchen, und nichts wider sein Gewissen thun. Ueber meine Religionsänderung faßte ich mich noch kürzer, und ich hatte meine Gründe dafür. Ich sagte zu Villeroi; der Kardinal du Perron sey die Person, die ich ausgewählt habe, um dem König meine Antwort, diesen Punkt betreffend, zu überbringen. Du Perron glaubte so gut, als Heinrich, dieses bedeute etwas besonderes: Heinrich gab ihm selbst mit vieler Hofnung Nachricht davon. Du Perron machte mir ungesäumt einen Besuch, und drang sehr in mich, ich sollte ihm mein Herz eröfnen. Ich legte in die Antwort, die ich ihm gab, so viel Nachdruk und selbst so viel Theologie, daß er leicht sehn konnte, er habe sich nicht wenig betrogen. Weder seine Gelehrsamkeit, noch seine Beredsamkeit konnte mich zum Wanken bringen, und er meldete dem König, ich sey unbeweglich.

Dieser wollte nunmehr selbst einen letzten Versuch wagen. Er ließ mich zu sich kommen, und ungeachtet er keine andern Mittel gebrauchte, als

Sanftmuth, zärtliches Bitten und Dringen einer alten Freundschaft, wenn ich so sagen darf; so sah ich doch, daß die Gefahr noch nie so dringend gewesen war, als in diesem Augenblick, besonders da er mir meine Standhaftigkeit als eine eigensinnige Weigerung und als ein Zeichen vorwarf, daß ich ihn nicht mehr liebe. Endlich sagte er mir, er rede jezt zum letzten Male mit mir hierüber, und ich sollte ihm wenigstens meinen Sohn geben. Hierauf erwiederte ich ihm nochmals; ich verweigere ihm denselben nicht; allein es sey mir unmöglich, das väterliche Ansehn gegen ihn zu gebrauchen, um ihn zur Religionsänderung zu bewegen: Denn seine Entschlossenheit war beynahe so groß, wie die meinige: Und da der König seine Tochter keinem von den Prinzen geben wollte, damit sie nicht allzumächtig würden, so entschloß er sich, sie mit dem Sohne des Connetable zu vermählen. Diesen Augenblik ergriff die Gräfin von Sault, um wegen der Vollziehung der Heyrath ihrer Enkelin noch stärker in mich zu dringen.

Nun blieb mir noch übrig, die boshaften Absichten meiner Feinde zu verreiteln, welches ich auch ohne Säumniß unternahm. Da ich hörte, daß sie hierin geschäftig waren, so nahm ich diese Zeit in Acht, um folgendermassen an den König zu schreiben: Es sey mir nicht unbekannt, was man ihm alles hinterbringe, um ihm eine üble Meynung von meinen Reden, Handlungen und Gedanken beyzubringen; daß man mir sogar Sachen aufbürde, die ich weder gesagt, noch ge-

than, noch gedacht hätte. Ich bitte ihn inständig, sich immer an das Versprechen zu erinnern, das er mir gegeben hätte, er wolle mir sowol seinen Willen, als seine Beschwerden über mich selbst eröffnen. Seine Antwort war sehr geschickt, mich wegen der Ränke meiner Feinde zu beruhigen: „Sie haben dies, schrieb er mir, mit allen in „Bedienung stehenden Ministern gemein, daß Ih„re Lage Ihnen eher Neid, als Mitleiden zuzieht. „Sie wissen es, fuhr er fort, ob ich selbst vor „dem Hasse der einten und der andern Religions„parthey sicher bin. Ich weiß Ihnen nichts an„ders zu sagen, als dieses; so wie ich in allen „meinen Angelegenheiten mich bey Ihnen Raths „erhole; so thun Sie das gleiche in den Ihrigen, „wenn sie auch noch so unbeträchtlich sind, bey „mir, als dem treusten Freunde den Sie in der „Welt haben, und dem beßten Herrn, der jemals „lebte.“

Nicht ohne Grund führte Heinrich sich zum Beyspiel an. Er hatte ebenfalls seine Bekümmernisse und seine verborgnen Feinde. Denn ungeachtet man nicht mehr, wie in den verflossenen Jahren, jene Empörungen in dem Königreiche bemerkte, welche immer auszubrechen droheten, weil die nachdrückliche Art, womit man den Uebermuth und den Geist der Meuterey züchtigte, dieselben gezwungen hatten, sich zu verbergen; so ist es doch nur allzuwahr, daß man an dem Hofe, und unter den vornehmsten Personen des Reichs noch immer den gleichen empörischen, unruhigen und

nach Neuerungen begierigen Geist bemerkte, der so lange alles in Verwirrung gesetzt hatte. Jetzt erzeugte er weiter nichts als Familienzwistigkeiten, und Zänkereyen zwischen Privatpersonen, welche der König auf alle nur mögliche Weise beyzulegen trachtete, weil er dieselben als einen Keim ansah, der keine andere, als verderbliche Früchte hervorbringen könnte, und es kränkte ihn, daß ihm dieses nicht immer gelang, wie er wol gewünscht hätte. Seine Regierung, welche in vielen Stücken der Regierung Augusts ähnlich war, stimmte mit derselben auch hierinn überein. Auch war dieß das Beyspiel, welches Heinrich dem größten Theile nach zu befolgen sich vorgenommen hatte. Æquitate non aculeo: Dieß war der Wahlspruch, den ich dießmal nach seiner Absicht auf die guldenen Schaumünzen setzen ließ, welche einen fliegenden Bienenschwarm vorstellten, der in der Mitte seine Königin ohne Stachel hatte. Ich überreichte ihm dieselben, da er aus seiner kleinen Galerie in die grosse gieng, welche nach den Tüilerien führt. Wir spazierten lange in derselben herum, und unterredeten uns über den eben angeführten Gegenstand, und über die gleichen häuslichen Verdrießlichkeiten, welche mich schon so oft das Unglück dieses allzu gütigen und allzu sanften Königs beweinen machten.

Der Leser wird in den letztverflossenen Jahren bemerkt haben, wie treulich ich das Versprechen gehalten habe, in Zukunft die Schwachheiten Heinrichs mit Stilleschweigen zu übergehn. Ich habe

meinen Sekretarien, und jedem andern Menschen dasjenige sorgfältig verborgen, was über diese Sache zwischen ihm und mir in jenen so langen und so geheimen Unterredungen war geredet worden. Seit der Marquisin von Verneuil kam kein ander Frauenzimmer mehr unter dem Namen einer königlichen Mätresse in diesen Denkwürdigkeiten zum Vorschein. Ich wollte dasjenige lieber verschweigen, was ich deswegen auszustehn hatte, als es auf Unkosten der Ehre meines Herrn bekannt machen. Vielleicht bin ich in meiner Gewissenhaftigkeit zu weit gegangen; denn die Namen der Frau von Moret, der Fräulein des Essarts, der alten Herzogin von Angouleme, der Gräfin von Sault, der Frauen von Ragny und Chanlivault, die meine Anverwandten waren *); ferner

*) Jaqueline du Beuil, Gräfin von Moret. Charlotte des Eßarts, Gräfin von Romorantin. Von der ersten bekam Heinrich, Anton, Grafen von Moret, der im Jahr 1632. in dem Gefecht bey Casteleaudary blieb, und von der zweyten zwo Töchtern. Die eine war Aebtißin von Fontevraud, und die andre von Chelles. Von diesen zwey Frauenzimmern, von der Herzogin von Beaufort, und der Marquisin von Verneuil, welche nacheinander und öffentlich Mätressen des Königs waren, hatte er acht Kinder, welches die einzigen waren, die er legitimieren ließ. Neben diesen liebte er auch die Marie Babou, Vikomtesse von Estanges, zwo Muhmen der schönen Gabrielle, und verschiedne andre. Hist. des Amours du grand Alcandre. Nach Heinrichs Tod heirathete die Fräulein des Eßarts in geheim den Cardinal von Guise, Ludwig von Lothringen, welchem der Pabst die Dispensation dazu gab, wobey er noch überdas seine

ferner des Comthurs von Sillery *), der Herrn von Rambouillet und Merillak, des Arztes Düret, eines jüdischen Arztes, und anderer der Angesehensten am Hofe, die alle in diesen Abentheuern verschiedentlich, entweder als die vornehmsten Aktoren, oder als Theilnehmer verwickelt waren, sind unter dem Publikum alle so bekannt geworden, daß ich viel von ihnen sagen könnte, ohne etwas Neues zu sagen. Und am Ende wäre es weiter nichts, als eine langweilige Wiederholung von Ränken, die denjenigen ganz ähnlich sind, von denen meine Leser oben einige Pröbchen gesehn haben.

In Absicht auf die folgende Erzählung mache ich bloß deswegen eine Ausnahme von dieser Regel, weil mein persönliches Benehmen bey dieser

---

Pfründen behalten durfte. Dieß beweist der Heirathstraktat selbst, den man nach dem Tode desselben unter seinen Papieren fand, und der ganz gesätzmäßig abgefaßt ist. Merc. hist. & pol. Avril 1698. Aus dieser Heirath kamen zween Söhne: Der erste war Bischof von Condom, der zweyte, Graf von Romorantin, und zwo Töchtern, von welchen die eine sich mit dem Marquis von Rhodes verband. Charlotte des Essarts vermählte sich zum zweytenmal mit Franz dü Hallier, von Hopital, Marschall von Frankreich, Graf von Rosnay. Der Commentar der Amours du gr. Alc. sagt, sie sey bloß die Mätresse des Cardinals von Geise, und hernach des Erzbischofs von Auch gewesen. Sie war die natürliche Tochter des Baron von Sautour in Champagne. Journ. du Regne de Henri III. Tom. I. S. 277.

*) Noel von Sillery, der Bruder des Kanzlers, und Abgesandter zu Rom.

Begebenheit eine Rechtfertigung gegen das Publikum zu erfodern scheint, welchem sie nicht unbekannt geblieben ist. In einem von denjenigen Augenblicken, wo der König das unbescheidene Betragen seiner Gemahlin am stärksten fühlte, gieng ein Gerücht herum, er habe sie plötzlich im Zorne verlassen, und sey, ohne von ihr Abschied zu nehmen, nach Chantilly gegangen. Die Sache befand sich so: Der König nahm seinen Weg durch das Arsenal, und entdeckte mir alles, was er auf dem Herzen hatte. Da er abgereist war, so gieng ich Nachmittags ins Louvre, um, wo möglich, die Königin zu sprechen. Ich hatte nur einen meiner Sekretairs bey mir, der nicht mit mir in das kleine Cabinet der Königin hineintrat, wo sie sich eben eingeschlossen hatte. Die Conchini befand sich an der Thüre des Cabinets: ihr Kopf lag auf ihrem Ellebogen, gleich als ob sie schliefe, oder wenigstens in tiefem Nachdenken wäre. Ich weckte sie auf, und sie sagte mir, die Königin habe sie nicht wollen in ihr Cabenet hineinlassen, ungeachtet die Thüre mir offen stand, sobald ich mich melden ließ. *)

---

*) Die Königin setzte lange ein grosses Vertrauen in Sülly. Der Autor der Hist. de la mere & du fils erzählt: Diese Prinzeßin habe sich einst, auf Conchinis Angeben hin, entschlossen, dem König zu melden, es haben sich einige am Hof unterstanden, ihr Liebesanträge zu machen: Zuerst aber habe sie diesen Minister um Rath fragen wollen, der ihr die Sache mit folgenden Gründen ausredete: „Sie werde dadurch bey dem Kö-

Ich fand die Königin mit Auffsetzung eines Briefs an ihren Gemahl beschäftigt, den sie mir zu lesen erlaubte. Er war so voll Bitterkeit und Galle, daß er sicherlich nur eine sehr schlimme Wirkung thun konnte. Ich zeigte ihr die Folgen davon so deutlich, daß sie, freylich mit vieler Mühe, und unter dem Beding in die Vernichtung desselben willigte, daß ich ihr helfen sollte, einen andern zu verfertigen, worinn alles das angeführt werden müßte, was sie, ihrer Meinung nach, ihrem Gemahl mit so vielem Recht vorzustellen hätte. Ich mußte diesem Einfalle nachgeben, um etwas schlimmeres zu verhüten. Allein es fielen hierbey eine Menge Zänkereyen über die zu wählenden Ausdrücke, und über den Nachdruck eines jeden Wortes zwischen uns vor. Ich mußte alle Geistesgegenwart, deren ich fähig bin, zusammen nehmen, um die Königin zu befriedigen, ohne ihren

---

„nig den größten und gerechtesten Verdacht erwecken, „den ein Mann von seinem Stande gegen seine Gemahlin haben könnte: Denn jeder Verständige wisse wol, „daß man keinem Frauenzimmer von ihrem Range Liebesanträge mache, ohne vorher gemerkt zu haben, daß „ihr dieses gefalle, und ohne daß sie ihm halben Wegs „entgegen gekommen wäre: Der König könnte den Entschluß, ihm dieses zu entdecken, entweder der Furcht, „daß die Sache sonst ruchtbar werden möchte, oder dem „Ueberdruß gegen diejenigen zuschreiben, die sie anklage, „der daher rühre, weil sie andre gefunden hätten, die „ihr besser gefallen; oder endlich dem Aufhetzen andrer, „welches sie zu diesem Entschlusse gebracht hätte." Tom. I. p. 10.

Gemahl unwillig zu machen, oder die Schranken der Achtung gegen sie selbst in meinen Reden zu überschreiten. Dieser Brief ist sehr weitläuftig; ich werde ihn also nicht hersetzen. Die Königin beschwerte sich in demselben über die unaufhörlichen Liebeshändel ihres Gemahls; doch bloß aus Begierde, sein Herz allein zu besitzen. Wenn es auf der einen Seite den Anschein hatte, als ob sie auf eine allzu unbedingte Art die Aufopferung ihrer Nebenbuhlerin foderte; so wären auf der andern Seite seine Ruhe, sein Gewissen und seine Ehre — sein Vortheil, seine Gesundheit und sein Leben — das Wohl des Staats — die Gewißheit der Thronfolge für seine Kinder, die die Marquisin von Verneuil noch immer in Zweifel zu ziehen beliebe — lauter Beweggründe, welche ihm, nach ihrem Ausdrucke, die unerläßliche Pflicht auflegten, dieses zu thun. Sie würde gewiß, setzte sie hinzu, sein Herz rühren, wenn sie sich mit den Kindern, die sie von ihm hätte, zu seinen Füssen werfen würde. Sie erinnerte ihn an alle seine Versprechungen, nahm Gott zum Zeugen, daß sie, wofern er dieß thäte, auf ihrer Seite ebenfalls jeder andern Rache gegen die Marquisin von Verneuil entsagen wolle.

Ungeachtet aller meiner Sorgfalt, hatte ich doch, wie es scheint, noch nicht genug Geschiklichkeit oder Fruchtbarkeit: denn der König hielt sich durch diesen Brief schwerlich beleidigt, als er ihn bekam, um so viel mehr, da er sogleich sah, daß er nicht von der Königin herrühre. Ich erhielt sogleich

ein Handbriefchen von ihm folgenden Innhaltes: „Mein Freund! ich habe einen Brief von meiner „Gemahlin erhalten, der so unverschämt ist, als „er seyn kann. Doch bin ich deswegen nicht so „fast über sie böse, als über denjenigen, der ihr „denselben in die Feder gegeben: denn ich sehe „wol, daß dieß nicht ihr Stil ist. Forschen Sie „doch nach, und suchen Sie den Urheber ausfin„dig zu machen: ich werde ihn in meinem Leben „nicht lieben, oder vor Augen leiden können.„ So gewiß ich meiner Sache zu seyn glaubte; so machte dieses Handbriefchen mir doch allerley Gedanken.

Als der König bey seiner Ankunft von Chantilly drey oder vier Tage nachher ins Arsenal kam; so war ich wegen der Fragen, die er vermuthlich an mich thun würde, nicht wenig in Verlegenheit: denn er kam bloß dieser Sache wegen. „Nun „wolan! sprach er, haben Sie noch nicht entdekt, „wer den Brief geschmiedet hat? — Noch nicht „ganz zuverläßig, Sire, erwiederte ich ihm, in„dem ich mich einer List bediente: aber in zwey „Tagen hoffe ich es Ihnen sagen zu können. „Ich würde es, fuhr ich fort, vielleicht noch eher „thun, wenn ich wüßte, was Sie denn eigent„lich darin so sehr beleidigt hat. — Wie? versezte „er, dieß ist ein sehr gut aufgesetzter Brief, voll „Gründe, Unterwerfung und Gehorsam; der mich „aber lachend verwundet, und mit Schmeicheln „wehe thut. Besonders weiß ich nichts darinn „zu tadeln, aber überhaupt verdrießt es mich

„doch, und würde mich noch mehr verdriessen,
„wenn er unter die Leute käme. Allein, Sire,
„erwiederte ich, wenn der Brief so ist, wie Sie
„sagen; so kann er doch ja aus guten Gründen,
„und um ein grösseres Unglück zu verhüten, ge-
„schrieben worden seyn. Nein, nein, fiel Hein-
„rich ein, er ist aus Bosheit und mir zum Ver-
„druß geschmiedet worden. Hätte meine Gemah-
„lin sich bey Ihnen, oder bey irgend einem an-
„dern meiner treuen Diener Raths erholet; so
„würde es mich nicht so sehr verdriessen. Wie?
„Sire, fiel ich sogleich ein, wenn einer von Ih-
„ren treuen Dienern ihn gemacht hätte; so woll-
„ten Sie es ihm nicht übel nehmen? Keineswegs,
„wiederholte der König nochmals, denn ohne
„Zweifel hätte er ihn aus guten Absichten geschrie-
„ben. Dieß ist wahr, Sire, versezte ich hinwie-
„derum: allein nunmehr müssen Sie auch nicht
„länger böse seyn; denn ich habe ihn aus Furcht
„vor etwas schlimmerm gemacht: und wenn Sie
„die Gründe wissen werden, so werden Sie sagen,
„ich habe gethan, was ich habe thun müssen,
„und damit Sie nicht länger daran zweifeln, so
„werde ich Ihnen das Original von meiner Hand
„geschrieben geben, mit der Königin Brief an der
„Seite.„ Ich zog ihn mit diesen Worten aus
der Tasche, und überreichte ihm denselben.

Während dem Lesen ließ er mich einige Worte bemerken, an deren Stelle die Königin beym Abschreiben, andre, weniger sanfte, gesezt hatte. „Nun, gut! sagte er, weil Sie es sind, so wol-

„ len wir nicht weiter davon reden: ich bin zufrie-
„ den: allein das ist noch nicht alles, sezte er hin-
„ zu, indem es ihm einfiel, sich der Gewalt zu
„ bedienen, die ich bey diesem Anlaas über den
„ Geist der Königin zu haben schien, Sie müssen
„ mir zween Dienste leisten.„ Ich hörte ihm mit
Aufmerksamkeit, und ohne ihn zu unterbrechen zu,
ungeachtet er ziemlich lange redete. Ich werde
hier seine eignen Worte hersetzen, die ich sogleich
niederschrieb: denn ich glaube, daß man aus die-
ser Art von vertraulichen Unterredungen das Innre
der Seele und die Beschaffenheit des Herzens am
besten kennen lernt. „Ich habe vernohmen, sprach
„ er, daß meine Gemahlin zweymal hieher gekom-
„ men ist, während dem ich auf der Jagd war,
„ daß sie sich mit Ihnen allein in dem Cabinet Ih-
„ rer Gemahlin eingeschlossen hat, daß sie jedes-
„ mal mehr als eine Stunde hier geblieben ist;
„ daß sie beym Weggehn, ungeachtet ihr Gesicht
„ von Zorn entflammt, und ihre Augen voll Thrä-
„ nen waren, Ihnen gleichwol eine freundliche
„ Miene machte, und Ihnen dankte, kurz daß
„ sie mit Ihnen überaus zufrieden zu seyn schien.
„ Und damit Sie wissen, daß ich meine Nachrich-
„ ten von sichrer Hand habe; so will ich Ihnen
„ nicht verheelen, daß ich alles von meiner Muhme
„ von Rohan, Ihrer Tochter, weiß: darum aber
„ müssen Sie sie nicht für eine Klätscherin halten;
„ sie that es bloß deswegen, weil sie glaubte, es
„ würde mich freuen, daß Sie mit meiner Ge-
„ mahlin in so gutem Vernehmen stehen. Es müs-

„ sen zwischen der Königin und Ihnen wichtige Sa-
„ chen abgehandelt worden seyn: Denn sie hat mir
„ nie ein Wort gesagt, woraus ich nur den klein-
„ sten Umstand hätte schliessen können; so scharf
„ ich sie auch darüber befraget habe. Ich verbiete
„ Ihnen aber bey meiner Ungnade, meiner Muhme
„ Rohan kein Wort hiervon zu sagen. Ich würde
„ nicht mehr so viel Vergnügen haben können, als
„ ich bey meinem Hierseyn mit ihr habe: sie würde
„ mir nichts mehr erzählen, wenn sie wüßte, daß
„ ichs Ihnen sogleich wieder sage. Obgleich ich
„ mit ihr lache und scherze, wie mit einem Kinde,
„ so zeigt sie doch gewiß keinen Kinderverstand:
„ sie giebt mir bisweilen sehr gute Räthe, und
„ besonders ist sie sehr verschwiegen; denn ich
„ habe ihr schon verschiedne Sachen anvertraut,
„ die sie, wie ich leicht sah, weder Ihnen, noch
„ irgend jemandem entdekt hat.

„ Doch um wieder auf die zween wichtigen Dienste
„ zu kommen, die Sie allein, wie ich glaube,
„ mir leisten können; so befehle ich Ihnen haupt-
„ sächlich, daß Sie, wie einst in einem ähnlichen
„ Falle, es so einzurichten suchen, daß alles, was
„ Sie auf meinen Befehl sagen und thun, ohne
„ mein Vorwissen, und ohne eine Abrede zwischen
„ uns zu geschehen scheine; sondern vielmehr, als
„ ob Sie es aus eignem Antriebe thäten, und
„ mit einer verstellten Furcht, ich möchte etwas
„ davon vernehmen. Der eine von diesen Diensten
„ betrift die Frau von Verneuil: Dieser muß vor-
„ aus gehn, weil er dem zweyten den Weg bah-

„nen muß. Sie müssen ihr als ihr besondrer
„Freund melden, sie sey in der dringendsten Ge=
„fahr, meine Gnade zu verlieren, wenn sie sich
„nicht sehr klug betrage: Sie haben entdekt, daß
„es Leute gebe, welche mich bereden wollen, mit
„andern Personen Liebeshändel anzufangen, und
„wenn dieß geschehe, so wissen Sie unzweifelhaft
„gewiß, daß ich ihr ihre Kinder wegnehmen, und
„sie selbst in ein Kloster einsperren würde: Diese
„Kaltsinnigkeit komme allem Anscheine nach erst=
„lich daher, weil ich glaube, sie liebe mich nicht
„mehr, sie erlaube es sich zuweilen, auf eine ver=
„ächtliche Weise von mir zu reden, und ziehe mir
„sogar andre vor; demnach weil sie sich an das
„Haus Lothringen zu hängen suche, gleich als ob
„sie einen andern Schuz begehre, als den Meini=
„gen, besonders mißfallen mir ihre Verständnisse
„und Vertraulichkeiten mit den Herrn von Guise
„und Joinville im höchsten Grad, weil ich über=
„zeuget sey, daß sie sowol von ihnen, als von
„ihrem Vater und Bruder keine andern Rathschläge
„bekomme, als solche, die das Verderben meiner
„Person und meines Reichs zur Absicht hätten:
„ungeachtet meiner wiederholten Verbote, fahre
„sie doch immer fort, mit den letztern ein Ver=
„ständniß zu unterhalten, da sie sich doch glücklich
„schätzen sollte, daß ich ihnen auf ihr Bitten das
„Leben geschenkt hätte: Ihrem Bruder theile sie
„ihre Gedanken durch seine Gemahlin mit, wel=
„cher er den Zutritt zu ihm gestattet habe. Allein
„die vornehmste Ursache meines Kaltsinns sey ihr
„unverschämtes Betragen gegen die Königin.„

„Wenn Sie im Stande sind, fuhr der König „fort, nachdem er mir, erzählter Massen, alle nö„thigen Verhaltungsbefehle in Absicht auf die Frau „von Verneuil ertheilt hatte; — Wenn Sie im „Stande sind, durch langes Bitten, oder durch „ein glückliches Zusammentreffen der Umstände von „ihr zu erhalten, daß sie ihr Betragen in allen „diesen Stücken ändert; so werden Sie mich theils „aus der Verlegenheit reissen, und mir von die„ser Seite Ruhe verschaffen, und theils können „Sie dann eben dieses als ein Mittel und einen „Beweggrund gebrauchen, um meine Gemahlin „zu vermögen, daß sie sich nach meinem Willen „richte, welches der zweyte Dienst ist, den ich „von Ihnen erwarte. Sie müssen ihr nemlich vor„stellen, es versteht sich immer in Ihrem eignen „Namen; dieses sey das einzige Mittel, um mich „zu vermögen, daß ich ihrem Begehren entspreche: „Neben anderm sey mir nichts unausstehlicher, „als die unumschränkte Gewalt, die sie dem Con„chini und seiner Frau über sich gestatte: Diese „Leute machen aus ihr, was sie wollen; sie setzen „sie allem, was ihr unbeliebig wäre, aus, und „machen sie sogar lieben oder hassen, was ihnen „gut dünke: meine Geduld mit ihnen sey nunmehr „zu Ende: ich habe mirs schon oft vorgeworfen, „daß ich den Rath nicht befolget hätte, den die „Herzogin von Florenz, Don Joan, Juannini „und Gondy mir gegeben, und den ich selbst gut „gefunden; sie gleich bey ihrer Ankunft zu Mar„seille in Italien zurükzusenden. — — Ich wollte

„ zwar, fuhr der König fort, diesen Fehler mit
„ Hilfe des Don Joan wieder gut machen: allein
„ ich bemerkte bald, daß es nunmehr zu spåte war;
„ denn kaum that dieser einige Schritte, so gerieth
„ meine Gemahlin, wie Sie wissen, in einen so
„ heftigen Zorn gegen ihn, daß sie ihm so lange
„ alle mögliche Vorwürfe, Schimpfnamen und
„ Drohungen an den Hals warf, bis sie ihn zulezt,
„ da er dieß nicht mehr ausstehn konnte, ungeach-
„ tet aller meiner Gegenbemühungen, Frankreich
„ zu verlassen zwang, worüber sie Conchinis we-
„ gen åusserst froh war, welcher beynahe vor Furcht,
„ Don Joan möchte ihn ermorden, wie er sich
„ öffentlich vermessen hatte, gestorben war. Ehe
„ dieß alles geschah, hatte die Prinzeßin von Ora-
„ nien ein anders Mittel ausgedacht, und ließ es
„ mir durch die Frau von Verneuil eröfnen, wel-
„ che sich Hofnung machte, daß diese Gefålligkeit,
„ ihr von der Königin die Erlaubniß, sie zu be-
„ suchen, und ungehindert nach dem Louvre zu
„ gehn erwerben würde! Dieses Mittel, wozu ich
„ ebenfalls meine Einwilligung gab, weil ich sah,
„ daß Sie nichts dawider hatten, war die Ver-
„ måhlung des Conchini mit der Leonor, welche
„ nachher in Italien zurückgehn sollten, unter dem
„ für sie ehrenvollen Vorwand, daß sie in ihrem
„ Vaterlande aus den in Frankreich erworbnen
„ Reichthümern glånzend leben wollten. Aber alle
„ diese Mittel besånftigten nicht nur das Gemüth
„ der Königin nicht; sondern sie lernte daraus nur
„ noch mehr Widersetzlichkeit gegen alles, was ich

„will, und sie selbst (nämlich Conchini und seine „Frau) sind dadurch so stolz und kühn geworden, „daß sie sogar Drohungen gegen mein Leben aus„gestossen haben, wenn ich ihren Anhängern et„was zu Leide thun würde.„

Der König ließ diesen Punkt so geschwinde noch nicht fahren; so zornig war er über diese ganze Rotte. Er erzählte mir unter andern auch folgendes Geschichtchen, das ihm, wie ich bisher glaubte, nicht bekannt gewesen war. — Meine Gemahlin hatte gehört, daß Conchini die Herrschaft la Ferte au Vidame an sich zu kaufen begehre; deren Preiß sich auf zwey bis dreymalhunderttausend Thaler belief. Sie glaubte, dieser Ankauf würde einen Lerm verursachen, dessen Folgen niemanden, als die Königin selbst treffen könnte, weil jedermann wisse, daß sie dem Conchini ihren Schuz angedeyhen lasse. Sie gieng also auf der Stelle zu der Königin, und war so glücklich, sie zu bereden, daß ihr Interesse es erfodre, den Conchini an der weitern Betreibung dieser Sache zu hindern. Die Königin nahm diesen Rath meiner Gemahlin sehr bereitwillig an, und dankte ihr dafür. Allein so bald sie die Conchinis sah, so wußten diese sie zu einer so gänzlichen Umänderung ihrer Gesinnungen zu bewegen, daß sie im höchsten Grad über meine Gemahlin zornig ward, und sie eine Zeit lang nicht sehen wollte. Vielleicht hätte diese Ungnade noch länger gedauert, wenn es ihr nicht beygefallen wäre, daß sie und ihre Günstlinge mich jeden Augenblick nöthig hatten. „Man hat mir gesagt,

„ sezte Heinrich hinzu, Conchini habe die Frechheit „ gehabt, zu Ihrer Gemahlin zu gehn und ihr „ Vorwürfe darüber zu machen, und zwar in so „ beleidigenden Ausdrüken, gegen sie und mich, „ daß ich mich darüber wundre, daß sie ihm den „ Kopf nicht noch derber gewaschen hat. Vermuth„ lich that sie es deswegen nicht, weil sie sich ganz „ mit meiner Gemahlin abzuwerfen befürchtete. — „ Sie können denken, wie sehr es mich verdroß, „ (denn noch war Heinrich nicht müde, auf diesen „ Italiäner zu schimpfen) da ich sah, daß dieser „ Kerl es in einem grossen Ringelrennen, wobey „ meine Gemahlin und alle Hofdamen zugegen wa„ ren, öffentlich gegen unsern ganzen Adel in der „ St. Antoinestrasse aufnahm, und das Glück hatte, „ den Preiß zu erhalten. In meinem Leben hat „ mich nichts so sehr gefreut, als da ich bey eben „ diesem Ringelrennen den Herzog von Nemours „ und Ihren Sohn, den Marquis von Roßny, „ auf ihren Pferden ankommen sah, die sie auf „ gleiche Weise, und mit sonderbarer Geschicklich„ keit lenkten. „

Heinrich wiederhollte hierauf in zweyen Worten alles, was er mit solcher Behaglichkeit weitläuftig gesagt hatte: „ Sehn Sie wol zu, fuhr er alsdann „ fort, daß sie den Auftrag gut ausführen: thun „ sie es nicht auf einmal, ohne daß sie sich überei„ len, kurz mit Ihrer gewöhnlichen Vorsicht, Scho„ nung und Rechtschaffenheit. Ich betheure es, „ daß ich diese zween Dienste höher schäzen werde, „ als wenn Sie mir eine Schlacht gewonnen, oder

„ mit Ihrem Geschüze die Stadt und das Schloß
„ zu Mayland erobert hätten: denn mein Herz sagt
„ mir, daß dieser Mann und sein Weib einst viel
„ Unheil stiften werden: ich sehe, daß ihre Ent-
„ würfe weit über ihren Stand gehn, und ihrer
„ Pflicht zuwider laufen. Aber ziehn Sie sich nur
„ keine Händel zu, wie Don Joan. „ Ich wollte
„ ihn noch fragen, warum er doch immer darauf
„ bestehe, die Ausführung einer so schwierigen Sa-
„ che mir zu übergeben, da es ihn, wenn er sich
„ damit beladen wollte, weiter nichts, als ein nach-
drückliches Ich befehle es gegen diese zwey Frauenzimmer kosten würde. Was er hierauf antwortete, und was ich dagegen einwandte, das hat man schon unzählige Male in diesen Denkwürdigkeiten gelesen. Nach allen diesen Reden umarmte er mich, und sagte beym Weggehn: „ Leben
„ Sie wol, mein Freund; ich empfehle Ihnen
„ diese zwey Geschäfte: sie liegen mir sehr nahe
„ am Herzen: aber hauptsächlich seyn sie ver-
„ schwiegen. „

Mit aller Anstrengung meiner Kräfte konnte ich doch für die Ruhe dieses Prinzen weiter nichts thun, als ihm einige stille Augenblicke, mitten unter einer Menge von Stürmen verschaffen. Auf diese Weise brachte er die wenigen Tage zu, die ihm der Himmel noch zu leben vergönnte. Einer von den längsten ruhigen Zwischenräumen war das Wochenbette der Königin. Sie folgte ihrem Gemahl nach Fontainebleau, welcher im Anfange des Märzen dahin abgieng. Weiter konnte man die Achtung unmög-

lich treiben, als der König ihr in ihren Umständen erwieß. Es lag in seiner Gemüthsart, daß er überhaupt alle die zu befriedigen suchte, mit denen er zu leben verbunden war. Er schrieb von Fontainebleau öfters an mich, und fast nie, ohne mir von den Gesundheitsumständen der Königin Nachricht zu geben. „Ich hofte, Ihnen die Entbin-„dung meiner Gemahlin melden zu können, sagte „er in einem dieser Briefe: allein ich glaube, die „Sache ist bis auf die kommende Nacht verscho-„ben. Ein andermal schrieb er: Meine Gemahlin „glaubt, es werde noch bis Ende dieses Monats „währen, weil der gestrige Tag vorbeygegangen „ist.„ Den 26. (oder vielmehr den 25.) April war der Geburtstag des dritten Prinzen Heinrichs IV. *)

Der König schrieb mir bey diesem Anlaas die gewöhnlichen Briefe. In einem derselben befahl er mir, ihm zu melden, wie die Nachricht von der Geburt des Prinzen aufgenohmen worden sey: — „Nicht von Ihnen, setzte er hinzu; denn das weiß „ich schon, sondern von dem Publikum.„ — Folgenden Brief, den mir der Herzog von Rohan auf seinen Befehl überbrachte, da meine Gemahlin ebenfalls, und beynahe zu gleicher Zeit mit der

*) Gaston Johann Baptist von Frankreich: er hieß zuerst Herzog von Anjou, nachher Herzog von Orleans und starb im Jahr 1660. Siri läßt Heinrich IV. vor der Geburt des Prinzen sagen, er wolle ihn der Kirche wiedmen, und ihn den Kardinal von Frankreich nennen lassen. Ebend. S. 568.

Königin, mit einem Sohne nieder kam, werde ich lebenslang als ein Kleinod aufbehalten. „Ich „glaube, die Geburt meines Sohnes von Anjou, „habe bey keinem meiner Diener mehr Freude er„weckt, als bey Ihnen. Aber Sie müssen mir „hinwiederum glauben, daß ich mich über die Ge„burt ihres Sohnes mehr freue, als ihre übrigen „Freunde. Sie werden vermuthlich den Kopf „voll von ihren Complimenten haben: Aber die „Versicherung meiner Freundschaft wird bey Ih„nen mehr gelten, als alle Worte der übrigen. „Empfehlen Sie mich der Wöchnerin.„ *)

Die Königin ward in diesem Wochenbette heftiger mitgenohmen, als in den vorhergehenden. Allein auf eine Aderlässe am Fuß, stellte sich die verlorne Reinigung wieder ein, und sie genas in kurzem gänzlich. Der König trug alle mögliche Sorgfalt für sie. Er kam mit Anfang des Mayen nach Paris, allein er kehrte mit grosser Geschwindigkeit nach Fontainebleau zurücke, und die Freude, die die Königin ihm hierüber bezeigte, machte ihm sehr viel Vergnügen: Er gab ihr seine Einwilligung, daß in dem gegenwärtigen Jahre zehn oder zwölftausend Thaler auf neue Gebäude zu Monceaux verwandt werden sollten, und überschickte mir die Befehle dazu: (denn alle diese Umstände nehme ich aus den Briefen Sr. Majestät:) und

*) Ich möchte wünschen, sprach Heinrich bey diesem Anlaas, daß Gott ihm ein Dutzend gegeben hätte: „Denn es „wäre Schade, wenn ein so guter Stamm keine Zwei„ge haben sollte.„ Mem. Hist. de France.

und wiederholte dieselben nochmals, da der Mäurermeister, welcher diese Arbeit übernohmen hatte, gezwungen wurde, aus Mangel an Geld, sein Gerüste wieder abzubrechen. Ich hatte zur Bezahlung desselben eine Summe angewiesen, die der Neffe des Herrn von Argouges zu erstatten schuldig war; allein dieser behauptete, um Zeit zu gewinnen, er sey nichts schuldig. Hierauf befahl mir der König wiederum, ich sollte ihn zur Bezahlung anhalten, und in Erwartung dessen die nöthige Summe vorstrecken, ohne mich deßwegen auf Fresne zuverlassen, der den Schuldner nicht zur Erstattung nöthigen könnte. Er fürchtete, ich möchte den Nachrichten Glauben zustellen, die man mir hinterbracht hatte, die Königin sey unzufrieden mit mir, und suche mir Verdruß zu machen. Zum Beweis des Gegentheils meldete er mir in einem andern Schreiben, mit welchem Eifer sie mich gegen den Herrn von Ventadour und seine Gemahlin in Schutz genohmen, da sie sich bey Ihro Majestät über mich beschwerten.

Man konnte dem König kein grösseres Vergnügen machen, als wenn man sich gegen alle diejenigen, welche um ihn waren, eben so gefällig bezeigte, als er selbst. Ich erhielt ein Danksagungsschreiben von ihm für einen Dienst, welchen ich den Frauen von Verneuil und von Moret geleistet hatte, wie auch für die gute Art, mit welcher ich ihn von der Fräulein des Essarts losmachte. Diese war ihm allgemach im höchsten Grad überlästig geworden, weil sie sich eben so viel Gewalt über ihn

herausnehmen wollte, wie alle seine übrigen Maitressen gehabt hatten. Endlich aber ließ sie sich verlauten, sie wolle sich auf gewisse Bedingungen in die Abtey Beaumont begeben, worüber sich Zamet und la Varenne auf Befehl des Königs öfters mit mir unterredeten. Heinrich nahm selbst die Mühe, wegen einer Bedienung bey der Rechnungskammer zu Rouen, die die Fräulein für jemanden begehrte, an den Präsidenten von Motteville, und wegen der dazu erfoderlichen Summe an den Herrn von Montauban zu schreiben, daß er dieselbe vorstrecken sollte. Ueberdas mußte man der Fräulein tausend, und der Abtey Beaumont fünfhundert Thaler geben. *) Beydes befahl mir der König in einem Schreiben vom 12. May, worinn er sein größtes Vergnügen bezeugte, daß er so wohlfeilen Kaufs davon kam.

Ein ander Mal bat er mich bey einer Gelegenheit, wo Conchini sich zugleich mit der Marquisin von Verneuil um eine Gnade bewarb, die dieser letztern schon zwey Jahre vorher war versprochen worden, um einen Rath, wie er es machen müßte, daß er sich mit seiner Gemahlin nicht entzweyete. „Ich will, schrieb er mir, der Frau von Ver„neuil lieber willfahren, als dem Conchini.„ Dieß war freylich ausser allem Zweifel: Allein er hatte nicht wenig Ursache, die Königin gerade dießmal mit der äussersten Schonung zu behandeln. Dieses steht mit einer Hof-Intrigue in genauer Verbin-

*) Sie gieng nicht in dieses Kloster, oder blieb wenigstens nicht lange darinn.

dung, welche vermuthlich einigen meiner Leser Vergnügen machen wird. Ich weiß keine schicklichere Einlenkung, um darauf zu kommen, als folgenden Brief, den der König von Fontainebleau an mich schrieb.

„Ungeachtet ich bey meiner Abreise mit der Frau „von Verneuil unzufrieden war; so möchte ich „doch gerne wissen, ob das Gerüchte, welches „hier herumgeboten wird, wahr sey, daß der „Prinz von Joinville sie besuche: Spüren Sie „demselben nach, und melden Sie es mir in ei„nem Handbriefchen, welches ich verbrennen will, „wie Sie auch mit dem gegenwärtigen thun müs„sen: Man sagt, er komme deßwegen so lange „nicht hieher; Sie werden vermuthlich wohl „wissen, ob dies aus Geldmangel geschieht.„ Die Nachricht war nicht falsch: Joinville hatte sich durch die Reitze der Marquisin überraschen lassen, und diese trieb ihn, der Sache nach, nicht zur Verzweiflung. Eine geraume Zeit redete man nichts anders, als von ihrem guten Verständniß, und von den höchstverliebten Briefen, die sie, wie man behauptete, einander geschrieben hätten. Endlich sagte man für gewiß, es sey in wahrem Ernst eine Vermählung vorgeschlagen worden. Meine Leser sehn leicht, daß ich alle diese Nachrichten nur aus dem Munde des Hofs und der ganzen Stadt Paris erzähle: Und doch vertraute mir der König in Absicht auf dies Geschäfte, so nichtswürdig es auch immer scheinen mag, sehr wichtige Geheimnisse. Wenn die Sache zwischen den bey-

den Verliebten wirklich so weit kam, als man vorgab; so war die Marquisin von Verneuil, allem Ansehn nach die betrogne Parthey: Mit aller ihrer Erfahrung, kannte sie doch den Styl und das Verfahren eines jungen Stutzers, der mehr unbesonnen, als verliebt war, noch nicht genug. Seine Verheissungen, seine Schwüre, seine Vertraulichkeit, seine Briefe — dies alles endigte sich in kurzem mit einem Bruche, den man dem Entschlusse beyder Partheyen zuschrieb, der aber in der That von der Frau von Villars herrührte, *) welche in Joinville's Augen zu schön war, als daß sie ihn nicht hätte untreu machen sollen.

Diese zeigte anfänglich nicht so viele Bereitwilligkeit, dem Prinzen zu willfahren, als ihre Nebenbuhlerin: Das königliche Geblüt, womit das ihrige vermischt war, regte sich in ihren Adern. Der abgewiesene, zur Verzweiflung gebrachte Liebhaber entriß ihr zuletzt die Ursache ihrer Unerbittlichkeit: Da er, sagte sie ihm, mit einer so schönen und geistreichen Dame, wie die Marquisin von Verneuil, in einem Liebesverständnisse gewesen; so dürfe sie es nicht wagen, ihm zu trauen. Joinville vertheidigte sich; in welchen Ausdrücken, brauche ich nicht zu sagen. Allein er verstummte mit einmal, als die Dame ihm die Zeit bestimmt nannte, da der Liebeshandel sich anfieng, und ihm Briefe anführte, besonders einen von den letztern, welcher in einem feurigern Tone abgefaßt

*) Jüliette Hyppolite von Etrees, die Gemahlin Georgs von Brancas, Marquis von Villars.

war, als alle andern. Ein junger Liebhaber opfert bey dergleichen Anläsen immer der Dame seines Herzens die Briefe auf, die er an die ehmalige Geliebte schrieb. Joinville konnte sich dessen nicht weigern: Er wehrte sich zwar, so lange es möglich war; allein endlich überlieferte er der Frau von Villars diesen angeblichen Brief. Ich sage angeblichen: Denn was das lächerlichste dabey ist, es war nichts weniger, als erwiesen, daß er diesen berüchtigten Brief, um dessen Auslieferung er sich so lange bitten ließ, wirklich von der Frau von Verneuil empfangen habe —. Doch ich übergehe dieses, indem es der Frau von Villars, in Absicht auf den Gebrauch, den sie davon machen wollte, ebenfalls ziemlich gleichgültig war, ob Joinville die Wahrheit sagte, oder nicht.

Diese Dame war der Frau von Verneuil Todfeindin. Der erste Gebrauch also, den sie von dem Brief machte, war, daß sie ihn sogleich dem König überbrachte. Mit einem solchen Beweise versehen, konnte sie sich bey jedermann Glauben verschaffen, und sie bediente sich desselben mit so gutem Erfolge, daß der König, welcher bisdahin den größten Theil des Liebeshandels nicht gewußt, oder sich wenigstens so gestellt hatte, mit einem von Verdruß und Zorn erfüllten Herzen auf der Stelle zu mir kam, und mir, der Himmel weiß, wie viel dergleichen Histörchen erzählte, die ihm unwidersprechlich, mir hingegen nichts weniger, als unzweifelhaft schienen. Ich sagte ihm — denn die Sache mußte kunstmäßig behandelt werden, —

er müsse die Frau von Verneuil erst anhören, eh er sie verurtheile. „Du lieber Gott! sie anhören, „schrie Heinrich; sie hat ein so trefliches Mund„stück, daß ich, wenn sie zum Reden kömmt, „wieder Unrecht, sie aber Recht hat: Gleichwohl „werd' ich zu ihr gehn, und ihr die Beweise ih„rer Treulosigkeit vorlegen.„ Ganz racheschnaubend verließ er mich. Joinville's Verständniß mit dem Gouverneur von Franche Comte hatte ihn einst bey weitem nicht so strafbar gedünkt.

Die Marquisin von Verneuil, welche schon lange an dergleichen Aufwallungen gewöhnt war, ließ sich durch seine Vorwürfe eben nicht sehr anfechten, und behauptete, Joinville sey boshaft genug gewesen, diesen Brief selbst zu schmieden, den sie nicht geschrieben habe. Der König, dessen Zorn durch diese Auflösung des Knotten, worauf er sich nicht gefaßt gemacht hatte, bereits zu sinken begann, wurde beynahe ganz wieder besänftigt, da sie ihm den Vorschlag machte, mich zum Richter über die Aechtheit oder Unächtheit dieses Schreibens zu machen; er wisse wohl, daß sie nicht aus allzugrossem Vertrauen gegen mich, und ich eben so wenig aus allzugrosser Achtung gegen sie fehlen würde. Die Aktenstücke wurden mir überliefert, und der Tag zum richterlichen Ausspruche bestimmt. Frühe Morgens begab ich mich zu der Marquisin, wo die Seßion sollte gehalten werden: Man führte mich in ihr Kabinet, wo sie ohne Kopfputz und beynahe unbekleidet ihren Richter und ihre Gegenparthey erwartete.

Ich hatte bereits die Untersuchung angefangen, als Heinrich einige Augenblicke später mit dem Herzog von Montbazon ankam. Was weiter vorfiel bleibt ein Geheimniß: Denn der König wollte nicht, daß jemand bey dieser Untersuchung gegenwärtig wäre. *) Dessen ungeachtet hörte man uns sehr laut reden, man bemerkte, daß ein Wortwechsel vorfiel, und daß die Marquisin weinte. Der König gieng aus seinem Zimmer in ein anders, woraus er ebenfalls jedermann gehn hieß. Er führte mich hier in das entfernteste Fenster, um in Abwesenheit seiner Maitresse eine wiederholte, noch genauere Untersuchung der zu diesem Prozeß gehörigen Briefschaften anzustellen. Auch dießmal gieng es laut zu, daß man draussen mit vieler Hitze reden, mich wieder in das Kabinet gehn, und dann zum König zurückkehren hörte. Dieser Auftritt endigte sich damit, daß der König mit seiner Mätresse vollkommen ausgesöhnt weggieng. Welche Rolle Joinville hierbey gespielt haben mochte,

---

*) In den Mem. de Bassompierre finde ich hierüber folgendes: „Wenige Tage nachher fiel die Zänkerey der Frau „von Verneuil mit dem König vor, welche daher rührte, „daß die Frau von Villars Sr. Majestät Briefe einhändigte, die der Prinz von Joinville an die Marquisin geschrieben, und ihr überliefert hatte. Die Liebenden „wurden dadurch wieder ausgesöhnt, daß der Herzog „von Eguillon dem König einen Copisten von Bigot zuführte, welcher gestand, er habe diese Briefe nachgemacht, worauf der Prinz verbannet ward.„ (Tom. 1. S. 92.) Uebrigens fällt diese Begebenheit, die unsre Denkwürdigkeiten in dieses Jahr setzen, eigentlich ins Jahr 1603. gerade nach Heinrichs Rückreise von Metz.

so war es ein Glück für ihn, daß er es mit Heinrich zu thun hatte, um so viel mehr, da er sich unmittelbar nachher in einen andern durchaus ähnlichen Liebeshandel mit der Frau von Moret *) einließ, womit ich aber nichts zu schaffen hatte.

---

*) Die Mem. pour servir à l'Histoire de France geben uns hiervon folgende Nachricht. „Da der Prinz von Joinville „sich an eine gewisse Gräfin wagte, die bey dem König „sehr in Gunsten war, und zu denjenigen gehörte, die „Tertullian zu seiner Zeit, publicarum libidinum victimas nannte; so gab diese, um ihre That zu verbergen „ein Heyrathsversprechen vor, das sie von dem Prinzen „erhalten habe. Dieser fiel deßwegen in Ungnade, und „erhielt den Befehl, entweder das Heyrathsversprechen „zurückzunehmen, oder sie zu heyrathen. Anfänglich stellte sich der Prinz, als ob er das letztere thun wollte, um „den Roman ausspielen zu können: Allein zuletzt erklärte er sich, es sey niemals seine Absicht gewesen, dieses „zu thun, und sagte öffentlich, den König allein ausgenohmen, würde er jedem Edelmann, oder jedem andern, „wer er auch seyn möchte, der ihm so was vorschlagen „würde, auf die Schultern springen. Da der Graf von Lüde „dieses hörte, so sagte er; dies sey ein Scharfrichterstückgen. — Die Herzogin von Guise warf sich ganz „trostlos Sr. Majestät zu Füssen; sie that ganz verzweifelt, und bat den König, sie zu töden: Heinrich erwiederte ihr; ich habe noch kein Frauenzimmer getödet, „und weiß nicht, wie man es anheben muß, um eines „— zu tödten. Diejenigen, fährt der Autor fort, welche „man am Hofe für die weitsehendsten hielt, sagten, der „König habe der Gräfin befohlen, was sie gethan habe." „Ich gab dem Prinzen von Joinville und der Frau „von Moret Nachricht von dem Vorhaben des Königs, „sie beysammen zu überraschen, sagt Bassompierre, Mem. „Tom. I. S. 205. Man konnte dieß zwar nicht ins „Werk setzen; allein der König entdeckte genug, um den

Der Graf von Sommerive *) erkühnte sich ebenfalls, mit seinem Herrn zu spielen, und wählte sich zum Gegenstand seiner Liebe die gleiche Gräfin von Moret, der er gerade Anfangs seine Hand anbot, und sogar, wie man glaubte, ein schriftliches Heyrathsversprechen gab: Beydes kostet einen jungen Verliebten gleich viel. Da der König davon hörte, so fand er diese Verbindung nach seinem Geschmack; allein er begnügte sich, dem la Borde, einem Edelmann, den er unter allen, welche bey der Gräfin aus- und eingiengen, für den treusten kannte, den Auftrag zu ertheilen, daß er nachforschen sollte, ob es beyden Theilen Ernst sey: Hauptsächlich aber befahl er ihm zu hindern, daß die jungen Leute nicht die Schranken ihrer Pflicht überschritten. La Borde's Bericht war dem Grafen von Sommerive nicht günstig. Dieser kam anfänglich auf den Einfall, diesen beschwerlichen Aufseher ermorden zu lassen. Einst, da er eben aus der Kirche kam, wo er kommuniziert hatte, traf er den la Borde an, und gieng so wüthend

---

„ Herzog von Chevreuse (so hieß der Prinz von Joinville) „ vom Hof zu verbannen, und hätte die Dame eben „ so behandelt, wenn sie nicht ihrer Niederkunft nahe „ gewesen wäre: Die Zeit besänftigte ihn wieder. „ Heinrich wollte den Prinzen festsetzen lassen, allein er flüchtete sich aus dem Königreich, und kehrte erst nach Heinrichs Tode zurück, weil seine Familie ihn nie bewegen konnte, ihm die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Galant. des Rois de France.

*) Carl Emanuel von Lothringen, der zweyte Sohn des Herzogs von Mayenne.

auf ihn los, daß dieser sein Leben nur durch die Flucht retten konnte. Der König befahl mir, die Sache zu untersuchen; im ersten Zorne sah er Sommerive's Handlung für einen Meuchelmord an, und wirklich vergrösserte die dazu gewählte Zeit, und der Mangel an Achtung gegen den König seine Strafbarkeit um vieles.

Allein da man nicht umhin konnte, einige Mäßigung dabey zu beobachten, wenn es auch nur la Bordes wegen seyn sollte, (denn der König gestand selbst, Sommerive sey weit mehr zu fürchten, als Joinville,) so kam la Varenne auf seinen Befehl zu mir, um die Mittel zu verabreden, wie man diese Sache beendigen könnte. Das Beßte schien uns, wenn der Herzog von Mayenne selbst Sr. Majestät Genugthuung für seinen Sohn verschaffte. Ich erhielt den Auftrag, dem Herzog dieses zu melden; die Art, wie ich es thun sollte, war mir überlassen. Er hatte eben einen so heftigen Anfall von Podagra und Fieber, daß ich es unmöglich fand, ihn, besonders über einen solchen Gegenstand zu sprechen. Der Herzog von Eguillon, *) Sommerive's ältrer Bruder, sagte mir: das Betragen seines Bruders habe bey niemandem mehr Mißvergnügen und Unwillen erweckt, als bey seiner ganzen Familie: Die Krankheit seines Vaters rühre blos daher: er möchte wünschen, daß er selbst, mit seinem unwürdigen Bruder im Grabe läge, der dazu gebohren wäre, die Geissel

*) Heinrich von Lothringen, Herzog von Eguillon und nachher von Mayenne.

Ihrer Familie zu seyn; der König wisse selbst nur allzuwohl, wie derselbe sie alle behandle, wenn sie gleich, um der Ehre der Familie willen, die Sache vor der Welt zu verbergen suchten: Dieser letzte Streich habe sie vollends in Verzweiflung gesetzt. Hierauf bat er mich, ihm mit meinem Rathe beyzustehen, und setzte hinzu, wenn der König es genehmigte, so würde er zu ihm kommen, um ihn um Verhaltungs Befehle zu bitten, die er selbst, wie sie auch immer lauten möchten, gegen seinen Bruder vollziehn würde; er für seine Person wollte lieber das Leben verlieren, als den Eid des Gehorsames brechen, den er mit der Treue und mit dem Eifer eines guten Unterthanen seinem Herrn geleistet hätte.

Um dem Herzog nicht merken zu lassen, daß ich auf Befehl des Königs gekommen war, sagte ich ihm, ich finde es nicht rathsam, daß er zu dem König gehe, weil ich nicht wisse, ob ihm der Vorfall bekannt sey; in vier und zwanzig Stunden könne ich ihm einen guten Rath ertheilen. So viel Zeit brauchte ich, um nach Fontainebleau zu schreiben, und des Königs Willen zu vernehmen. Diesmal begnügte ich mich, dem Herzog den Fehler seines Bruders in seiner ganzen Schwärze vorzustellen, und ihn die Folgen desselben fürchten zu machen. So stark ich auch dieses alles sagte, so zeigte er doch einen noch stärkeren Unwillen, und zwar mit solcher Aufrichtigkeit, daß ich es für meine Pflicht hielt, dem König Nachricht davon zugeben, wobey ich ihm zugleich meldete, er dürfe nur

sagen, welche Genugthuung er fodre; in dem die Familie nichts so sehr fürchte, als seine Gnade zu verlieren.

Heinrich ließ mir durch Villeroi melden, er sey mit demjenigen zufrieden, was Eguillon mir gesagt habe, wenn er schon überzeugt sey, daß dieser heftige Zorn gegen den Schuldigen die Familie nicht hindern würde, vor der Welt seine Parthey zu nehmen, wie sie es schon mehrmals bey einigen ähnlichen Anläsen gethan hätte: Ich sollte dem ganzen Hause Lothringen die Nachsicht recht fühlbar machen, die der König darinn bezeigt, daß er sich nicht sogleich für diese pflichtwidrige Handlung Genugthuung verschafft hätte: Die Familie müßte vor allem aus den Schuldigen entfernen, sollte es auch nur nach Soissons seyn, weil er unwürdig wäre, an einem Orte zu erscheinen, wo ihn Se. Majestät sehn könnten: Alsdann sollte Eguillon dem König sagen, was sie inzwischen verfügt hätten, bis er selbst die Strafe angeben würde; wobey sie sich erbieten müssen, den Verbrecher persönlich zu stellen, und nach der Bastille bringen zu lassen, woferne dies des Königs Wille wäre, oder ihn auf zwey oder drey Jahre aus dem Königreiche wegzuschicken. Heinrich ließ sich merken, daß er das letztere wählen würde, und es verdiente in der That in Betrachtung gezogen zu werden, wegen des Verständnisses, das Sommerive mit Spanien unterhielt. Man hatte dem König neulich hinterbracht, er habe den Grafen von St. Paul bereden wollen, eine Reise nach Holland

mit ihm zu machen, weil er in der Erzherzogen Dienste zu treten gedenke: Er frage immer den dü Terrail üm Rath, und habe gleich nach dem letzten Streich einige von seinen Bedienten nach Flandern abgehen lassen. Der König wollte ihn weder in diesem, noch in einem andern unter spanischer Bottmäßigkeit stehenden Lande wissen; sondern befahl ihm, nach Nancy zu gehn, von welchem Ort er an den Kaiserlichen Hof, oder noch lieber in Ungarn sich verfügen könnte.

Diesem Schreiben des Herrn von Villeroi war ein kurzes Handbriefchen des Königs an mich beygefügt, folgenden Innhalts: „Ich sage Ihnen, „daß der beßte aus dieser Familie nichts taugt: „Gott gebe, daß ich mich hierinn irre.„ Gleichwohl war er mit Eguillons Betragen sehr wohl zufrieden, als dieser ihm zu Fontainebleau die Aufwart machte, ausgenohmen, daß dieser sich viele Mühe gab, seines Bruders Fehler zu verringern. Heinrich gab ihm den Befehl, Sommerive sollte nach Lothringen gehn, und dieses Land nicht ohne seine Bewilligung verlassen. Ich bekam den Auftrag, dem Herzog von Mayenne diesen Befehl zueröfnen, weil der König, auf Eguillons Bitten, ihm diesen Verdruß ersparen wollte.

Eguillon behielt die Strafpredigt, die ihm der König zu Handen seines Bruders gehalten hatte, selbst nicht lange in seinem Gedächtniß. Jedermann kannte die Zuneigung, die der König auf Balagny geworfen hatte. *) Er hatte ihm ganz kürzlich eine

*) Damian von Montlük, Herr von Balagny, der Sohn

neue Probe davon gegeben, indem er ihn in dem Besitz der Canzellistenstellen zu Bordeaux beschützte, die ihm die Pächter hatten entreissen wollen. Eguillon war so unbesonnen, mit ihm über Sachen Händel anzufangen, welche weiter nichts, als die Galanterie betrafen, und so niederträchtig, ihn, der ganz allein war, wenige Zeit nachher mit einem ganzen Haufen von Bewaffneten anzufallen. Der König, der ohnehin gegen das ganze Haus eingenohmen war, gerieth über diese Handlung in einen grossen Zorn. In der ersten Aufwallung schrieb er mir; er sey entschlossen, den Herzog zu bestraffen, und er bitte mich deßwegen, vor allem aus zu vergessen, daß ich mich bisher öffentlich als einen Freund desselben bezeiget hätte, weil ich der Freundschaft meines Königs weit mehr schuldig wäre. Dieser Brief war mir ein überzeugender Beweis von der Menschenkenntniß des Königs. Er sagte mir in demselben vorher, Eguillon werde alle die Dienste, die ich ihm leisten würde, vergessen, sobald irgend ein Unfall mir die Macht benähme, ihm mehrere zu leisten, und diese Weissagung ward aufs genaueste erfüllet.

Damals war ich weit entfernt dieß zu glauben. Ich sah nur darauf, was die Freundschaft, die ich gegen das ganze Haus Lothringen hatte, von mir fodre, und ließ mich deßwegen durch den

---

des Prinzen Johann von Cambray, und der Renata von Clermont de Büßi — d'Amboise: Er hatte damals nicht mehr als 25 — 26. Jahre, und war unvermählt.

Brief des Königs, den sein Courier zu Montargis, auf meiner Rückreise von Sülly, an mich abgab, nicht hindern, dem König auf der Stelle zu antworten, und zwar um gerade das zu thun, was er mir verboten hatte, nämlich ihn zur Nachsicht gegen Eguillon zu bereden, wozu ich nicht erst die Reise abwarten wollte, die ich in wenigen Tagen an den Hof zu machen gedachte. Ich kann wohl sagen, daß mein Brief dem Herzog von Eguillon nicht unnütze war, da er vor Sr. Majestät erschien, um sich zuverantworten. Der König schrieb mir den 22. May selbst in folgenden Ausdrücken. „Ihren Brief habe ich zu rechter Zeit erhal„ten: denn der Schuldige ist diesen Abend ange„kommen, und hat in einem Tone mit mir gere„tet, daß ich beynahe losgebrochen wäre: wahr„lich diese jungen Bursche werden sehr unver„schämt„. Ich that noch mehr: da ich nach Fontainebleau kam: es bedurfte aller der Standhaftigkeit, deren nur die stärkste Freundschaft fähig ist, um den Unwillen des König zu überwinden, und dies gelang mir so gut, daß er mir selbst die Aussöhnung beyder Partheyen auftrug. Mit dem gleichen Muthe überwand ich andre Schwierigkeiten, welche nicht geringer waren, und endlich glaubte ich so weit gekommen zuseyn, daß jedermann das Geschehene vergessen hätte, und ich wünschte mir selbst Glück, da ich hörte, in was für Ausdrücken Eguillon öffentlich davon redete, und seine Erkenntlichkeit bezeugte.

Gleichwol achtete dieser feigherzige und treulose

Mann mich und sich selbst so wenig, daß er beynahe unmittelbar nachher das Bubenstück, wofür ich ihm Vergebung erwarb, vollendete, indem er den Balagny mit kaltem Blute ermorden ließ. Ich will meinen Lesern diese schändliche That lieber mit den Worten des Königs aus einem Briefe, den er mir sogleich schrieb, als mit meinen eignen bekannt machen. „Mein Freund! Sie werden die niederträch„tige That bereits vernohmen haben, die man an „Balagny verübet hat. Ich habe Ihnen nicht „eher etwas davon melden wollen, als bis ich die „gerichtliche Untersuchung gesehn hätte; denn bey „dergleichen Vorfallenheiten darf man den Par„theyen nicht glauben. Die Sache ist schlimmer, „als man sagen kann. Das Versprechen, das man „Ihnen gegeben, ist verachtet, und die Ehre mit „Füssen getretten worden, weil man so nieder„trächtig war, einen einzelnen mit vierzehn Mann „zu überfallen —: Kurz ich wollte lieber, eines „von meinen Kindern verlieren, als eine solche „Schandthat begehn. Der Ueberbringer wird Ih„nen die nähern Umstände melden — — Man hat „hier einander in die Haare kommen wollen, allein „ich hab es gehindert. Ich liebe Sie von Her„zen, und mit dieser Wahrheit endige ich„.

Allein war nicht Heinrich (denn ich empfinde einen solchen Abscheu gegen dieses Bubenstück in meiner Seele, daß ich nicht mehr davon reden mag) selbst ein wenig Schuld hieran, da das schlimme Beyspiel der Zweykämpfe wegen seiner Gelindigkeit den Hof, die Stadt und das ganze Königreich an-

gesteckt

gestekt hatte?*) Diese Wuth überstieg alle Schranken, und machte mir tausend Verdruß, so wie auch dem König selbst, weil wir immer Aussöhnungen stiften, und alle Tage hindern mußten, daß es nicht zu Thätlichkeiten käme. Ehe das obenerzählte geschah, meldete mir der Baron von Courtaumer auf seine Befehl, er sey damit beschäftigt, seine Neffen, die Prinzen von Conti und von Joinville mit einander auszusöhnen. Montigny entzweyte sich ein andermal mit dem Herzog von Epernon ohne Grund, und ich erhielt den Auftrag, den letztern zu besänftigen. „Denn Sie wissen ja, „schrieb mir Heinrich, daß er immer Herr seyn „will. „Die Entführung einer Tochter erregte einen andern Streit zwischen den la Force und St. Germain. Der jüngere St. Germain, welcher der Räuber war, flüchtete sich, da er, auf Befehl Sr. Majestät, von dem Kanzler vorgefodert ward, statt zugehorchen, von Paris weg, gieng zu seinem Vater, und setzte den König dadurch in Furcht, daß er gewisse wichtige Befehle, die la Force, wie ihm nicht unbekannt war, von dem König erhalten hatte, unter den Fremden verrathen möchte.

Diese eigentliche Quelle der Ungebundenheit und Empörungssucht, worüber der König sich mit so vieler Bitterkeit beklagte, verbreitete ihre giftigen

*) „Lomenie berechnete im Jahr 1607. wie viel französische „Edelleute seit Heinrichs IV. Thronbesteigung im Zweykampfe das Leben verloren hätten, und fand, daß sich „die Zahl derselben auf viertausend belief. „Mem. Hist. de France.

Folgen auf alle Stände. Der Adel lernte diese Laster von den Grossen, und diese von den Prinzen vom Geblüte. Der Graf von Soissons gab das Loszeichen zum Misvergnügen. Der Prinz von Conde ermüdete die Geduld des Königs durch jugendliche Unbesonnenheiten, von denen die einen nur belachenswerth, andre hingegen wichtig genug waren, um den Zorn Sr. Majestät in einem ziemlich heftigen Grade zu erwecken. Man glaubte eine Vermählung wurde das beste Mittel gegen diesen Fehler seyn. Der König dachte deswegen darauf, ihn mit der Fräulein von Montmorency *) zuverbinden: Allein diese Heyrath brachte, wie wir im folgenden Jahre sehen werden, den Verdruß Sr. Majestät auf den höchsten Gipfel.

Die Vermählung der Fräulein von Merkoeur machte ihm das ganze Haus Lothringen vollends verhaßt. Die Sache war seit dem Jahr 1598. da Se. Majestät nach Bretagne reiste, beschlossen, und beyde Partheyen hatten das zur Vollziehung nöthige Alter erreicht. Allein die Mutter und die Großmutter der Fräulein hatten Mittel gefunden, ihr eine solche Abneigung gegen den Herzog von Vendome einzuflössen, daß sie durchaus nichts von ihm hören wollte. Der Prinz von Conde, der damals noch unvermählt war, hätte den zwo alten Damen weit besser gefallen, und die Herzogin wünschte, woferne dieses nicht möglich wäre, die grossen Güter ihrer Tochter in der Familie zu behalten. Der König konnte sichs nicht aus dem

*) Margarethe Charlotte von Montmorency.

Kopfe bringen, daß die Herzoge von Guise und Mayenne ebenfalls dazu hälfen, die Halsstarrigkeit derselben zu vermehren, und ich behauptete bisweilen gegen ihn, er thue ihnen hierinn Unrecht. Heinrich hätte dies zuletzt wol aus dem geringen Widerstande schliessen sollen, den sie gegen seinen Willen zeigten, welcher ihnen durch den Marquis von Oraison eröffnet ward, den Heinrich deswegen an sie absandte.

Ein unbedingter Befehl und der Gebrauch seines Ansehns wäre wol das sicherste Mittel gewesen. Allein Heinrich konnte sich bey diesem Anlaaß noch weniger, als bey jedem andern entschliessen, dasselbe zu gebrauchen. *) Es gab noch zwey andre: Entweder mußte man die Frauenzimmer durch Sanftmuth und Gründe überreden, oder die Sache gerichtlich entscheiden lassen. Das letztere konnte nicht fehlschlagen, wenn man den König auch nur, wie den geringsten Privatmann behandelte: Allein wieviel Zeit gieng auf der andern Seite, wegen den Rechtsfristen und andern Advokatenränken darüber verloren? Die Lothringischen Voll-

---

*) „Wenn Heinrich zornig war, so drohte er der Herzogin „von Merkoeur öfters, sie für die Zurücknahme des Ehe„versprechens um zweymal hunderttausend Thaler zu stra„fen, über diejenigen hunderttausende hinaus, die der „Ehekontrakt auf diesen Fall bestimmte. Die Herzogin „ließ ihm hierauf sagen, er solle nicht blos die hundert„tausend Thaler, sondern auch alle ihre Güter nehmen, „wenn er sie nöthig habe. Die Tochter gieng in ein „Kloster, wo sie Profeß thun wollte.„ Mem. Hist. de France.

machtsscheine allein, ohne welche man den Prozeß
nicht anheben konnte, kosteten viele Zeit. Kaum
durfte man hoffen, die Sache in zween Monaten
zu beendigen, und doch mußte der König noch
obendrein begehren, daß man die gewöhnlichen
Formalitäten seinetwegen abkürze. Kurz, der
Weg der Sanftmuth war in allen Absichten der
beßte, weil man auf der einen Seite nicht blos
die Verbindung der Personen, sondern auch der
Familien im Auge haben muß, und weil auf der
andern Seite einem Frauenzimmer, welches man
den Eltern entrissen, und wider Willen vermählt
hat, Mittel genug übrig bleiben, ihre Freyheit
zu reklamiren, wenn auch wirklich die Beobachtung
aller andern Formalitäten ihr dieses Recht zu be-
nehmen scheint, woferne man es nicht *hindern*
kann, daß sie keine heimlichen Rathgeber finde.
Dieses allein rieth ich Sr. Majestät in einem lan-
gen Antwortschreiben, welches weiter nichts enthält,
als was ich eben gesagt habe.

Man gieng in dieser Absicht verschiedene Male
zu den beyden Herzoginnen, zum Herzog von Guise,
zu seiner Schwester und zur Prinzeßin von Conti.
Von diesem allem gab mir der König durch Büllion
und einige andre die genausten Nachrichten. Wäh-
rend dieser Zeit hielt man den Herzog von Vendo-
me in der Entfernung: Se. Majestät liessen ihn
unter la Vallee's Aufsicht eine Reise nach Bretag-
ne machen. Was mich betrift, so war ich der
Meynung, daß niemand dies Geschäfte besser ins
Reine bringen könne, als der P. Cotton. Ich

gab dem König den Rath, sich desselben zu bedienen, und man befand sich so gut dabey, daß gerade zu der Zeit, da der König mehr, als jemals, zu glauben anfieng, man würde sich nicht anderst, als durch den ordentlichen Weg des Rechtens, aus diesem Handel ziehen können, und deswegen sogar schon an den ersten Präsidenten geschrieben hatte, der Pater mit einmal neue Hoffnung gab, denselben gütlich zu beendigen. Die Kunst, das Gewissen zu leiten, worinn er vortreflich war, half ihm gleich anfangs einen Punkt gewinnen, der nicht unwichtig war; daß man nemlich anfieng, sich der Schimpfworte zu enthalten, welche nur dazu dienten, den Unwillen und den Haß zu unterhalten. Der P. Cotton ermangelte nicht, so oft er konnte, dem König aufzuwarten, um ihm von dem Erfolge seiner Bemühungen Rechenschaft zu geben. Heinrich schickte ihn von Zeit zu Zeit ab, um den Kanzler und mich um unsre Meynung zu befragen, und wußte ihm sehr vielen Dank für den Dienst, den er ihm bey dieser Gelegenheit leistete.

Die Mutter und die Tochter legten sich zuerst zum Ziele, wenn die erstere gleich noch öfters so viel Wankelmuth und üble Laune gegen den König, gegen ihre Anverwandten, und gegen jedermann zeigte, daß Heinrich niemals den Augenblick zu sehen glaubte, da sie ihre Einwilligung geben würde, und mir nachdrüklich befahl, denselben ja nicht vorbeygehn zu lassen. Die Großmutter und einige andre Vertraute der zwo Herzoginnen, z. B.

der Beichtvater la Porte, blieben noch länger hartnäckig. Doch endlich gab sich jedermann zufrieden, und die Vermählung ward vollzogen. *) Allein der König ward nie ganz von dem Verdachte geheilet, den er gegen die Guisen und gegen alle Prinzen aus dem Hause Lothringen gefaßt hatte, sie haben ihn unter dem Schein der tiefsten Unterwürfigkeit wirklich zu betriegen gesucht. Deswegen schlug der König, da der Präsident der Rechnungskammer von Provence, Namens Beauville, gestorben war, und der Herzog von Guise diese Bedienung für einen seiner Freunde zu erhalten wünschte, ihm diese Bitte ab; so wie auch der Gräfin von Sault, die ihn ebenfalls darum ersucht hatte. „Sie hatten beyde Theil an der Ligue: „ Dieß war der einzige Grund, den er mir in einem Briefe dafür angab, in welchem er mir befahl, gemeinschaftlich mit dem Kanzler jemanden zu suchen, welcher tüchtiger dazu wäre.

Der König gab, ganz wider meine Meynung, und aller Gründe ungeachtet, so zu sagen jedermann das Recht seine Ruhe zu stören, weil man ihn unaufhörlich nur mit Nachrichten gegen alle Personen von Bedeutung in dem ganzen Königreiche, sowol Katholicken, als Protestanten unterhielt.

---

*) Den 7. Julius des künftigen Jahres. „Die Hochzeit „war überaus prächtig und kostbar. Des Königs Kleidung glänzte über und über von Edelsteinen, die einen unschätzbaren Werth hatten: er wohnte einem Ringelrennen bey, und gewann fast allemal den Preis.„ Mem. Hist. de France.

Bald meldete man ihm, der Herzog von Bouillon, Düpleßis, und andre Häupter der Protestanten werben Soldaten und Offiziere an; bald, sie haben mit dem Prinzen von Conde, dem Grafen von Soissons, und selbst mit denjenigen, welche gerade die eifrigsten Anhänger der Ligue und ihre Gegner gewesen waren, die Abrede getroffen, sich verschiedner Städte zu bemächtigen: Ein andermal, der Herzog von Rohan halte Zusammenkünfte in Anjou, welches Pontcourlay mir ebenfalls meldete. Aber nichts machte dem König so viel Unruhe, als die Nachricht, die er von einem Edelmann aus Poitou erhielt; denn immer wollte man diese Provinz zum Hauptsitze der Empörer machen. Dieser gab vor, er habe persönlich einer sehr zahlreichen Versammlung von Edelleuten beygewohnt, welche im Namen beynahe aller Grossen des Reiches gehandelt hätten, die mit den Protestanten verbunden wären. In diesen Versammlungen habe er gehört, daß man, um sich von fünf oder sechs Städten, die er nannte, Meister zu machen, einen Tag bestimmt, und Geld ausbezahlt habe, um die zu diesen Unternehmungen nothwendigen Leitern, Petarden, Wafen und Munition daraus anzuschaffen.

Der König befand sich eben ohne Begleit, und bloß um einiger Jagdpartheyen willen zu Fontainebleau, da man ihm diesen Mann vorstellte. Deswegen sandte er ihn an die Herrn von Villeroi und Sillery nach Paris, denen er so weitläuftige Aufsätze über alle diese Punkten vorlegte, daß der König

die Sache nicht länger bezweifelte, und in den größten Schreken darüber gerieth. Er kam sogleich von Melün her durch die St. Antoinepforte nach Paris zurück, und ließ mich durch St. Michel wegen Geschäften von der äussersten Wichtigkeit, wie man mir sagte, zu sich fodern. Meine Gemahlin und alle meine Kinder waren gerade damals mit allen unsern Wagen in der Stadt: dieses verursachte einige Verzögerung, indem ich erst bey Phrlipeaux einen andern Wagen mußte suchen lassen.

Ich fand den König in dem kleinen Cabinet der Königin, wo er sich mit derselben, dem Kanzler und dem Herrn von Villeroi eingeschlossen hatte. Sie waren damit beschäftigt, alle diese Aufsätze zu untersuchen, welche die lebhafte und schnelle Einbildungskraft Heinrichs noch mehr erhizt hatten. „Nun wolan! Herr Starrkopf, schrie er mir „zu, da er mich hineintretten sah, da haben wir „nun den Krieg vor der Thüre. Desto besser, „Sire, antwortete ich ihm, denn da wird es ge„wiß gegen die Spanier losgehn. Nein, nein, „versezte Heinrich, es geht gegen Leute, die uns „näher sind, und die von allen Ihren Hugenot„ten unterstüzt werden. Allen Hugenotten! er„wiederte ich. Ey, Sire! wer hat ihnen dieses „Mährchen aufgebunden? Ich stehe Ihnen izt „schon für mehrere gut, daß dieß ihnen nicht ein„mal zu Sinn gekommen ist, und fast für alle übri„gen wollte ich Bürge seyn, daß sie nicht Muth „genug dazu haben. — Sagte ich's Ihnen nicht,

„meine Liebe, sprach der König hierauf zu sei„ner Gemahlin, daß er nichts glauben würde: „er ist der Meynung, es dürfe mich niemand „nur scheel ansehn, und es stehe gänzlich in meiner „Gewalt, jedermann Gesetze vorzuschreiben. Dieß „ist wahr, Sire, versezte ich, Sie können es, wenn „Sie nur wollen.„

Villeroi und Sillery wollten nunmehr die Meynung Sr. Majestät unterstützen. Allein ich zeigte ihnen, daß es eine wahre Schwachheit sey, wenn man sich durch blosse Kleinigkeiten so in den Harnisch jagen lasse. Ich nahm ihnen den Aufsatz aus den Händen, und konnte mich nicht enthalten zu lächeln, da ich sah, daß nicht mehr, als zehn oder zwölf elende Landjunkern und Soldaten, die ich kannte, weil sie wirklich in meinem Gouvernement wohnten, und fünf bis sechs Dörfer darin genannt wurden, wie z. B. la Hayn in Touraine, St. Jean d'Angle, la Rochepozai, St. Savin, und Chauvigny le Blank in Berry. „Bey Gott! Sire, „sprach ich voll Zorn, ich glaube, diese Herrn „wollen Sie und mich ein bischen aufziehn, daß „Sie wegen dergleichen elendem Zeug zu Felde „ziehn sollen. Dieser Kerl sucht ein paar hundert „Thaler zu erhaschen; das ist alles. — Sie mö„gen sagen, was Sie wollen, versetzte der König, „so muß doch entweder ich dahin gehen, oder „Sie müssen in zween Tagen abreisen, um die „Sache ins reine zu bringen. Wenn es Ihnen „gefiele, Sire, fiel ich ihm nochmals ein, nach„dem er mir ganz umständlich hergezählt hatte,

„wie viel Artillerie zu dieser Expedition nöthig „wäre; mich ganz nach meinem Kopfe handeln zu „lassen, so wollte ich der Sache bald, ohne so „viel Geräusch und Aufwand, abhelfen. Bey „Gott! sprach er, Sie sind der hartnäckigste „Mann, den ich je sah: nun dann, was wollen „Sie sagen? Daß ich weiter nichts fodre, Sire, „als den Prevot Moret und zwanzig Häscher, „um Ihnen diese Leute in die Hände zu liefern. — „Sie wollen es, sprach der König endlich, weil „er durch meine Beharrlichkeit überwunden war, „und ich will es auch: allein wenn ein Unglück „daraus entsteht, so müssen Sie es verantwor„ten.„ Ein Unglück entstand nun nicht daraus, ausgenommen daß ich mit zwanzig Reutern statt einer ganzen Armee, alle Angeklagten beym Kopfe nehmen ließ, von welchen nur sehr wenige gestraft wurden, weil Se. Majestät fanden, daß die meisten unschuldig waren, und die übrigen nicht der Mühe werth waren, sich bey ihnen aufzuhalten.

Die Versammlung der Protestanten, die wegen der Ernennung von zween neuen Generaldeputierten, nothwendig in diesem Jahre gehalten werden mußten, schien dem König der Umstände wegen noch mehr Aufmerksamkeit zu verdienen. Ich bekam den Auftrag, derselben beyzuwohnen: Dieß war das dritte Mal, und damit ich es mit meiner grössern Bequemlichkeit thun könnte, so befahl er, sie zu Gergeau zu halten, wo ich Gouverneur war, und wohin ich alles ganz bequem von Sülly konnte herbringen lassen, weil diese Herrschaft sich bis an

die Thore dieser Stadt erstrekt. Von meinen Verhaltungsbefehlen werde ich nichts sagen. Die Versammlung war den 3. Oktober, an welchem Tag ich zum ersten Mal an Villeroi schrieb, noch nicht vollständig, ungeachtet sie bereits einige Tage früher angefangen hatte, weil man noch einige Provincialdeputierte erwartete. Da ich sah, daß ich mit einem einzigen Worte, welches ich öffentlich und in Privatunterredungen hatte fallen lassen, den Uebelgesinnten den Mund geschlossen; so schrieb ich dem König damals schon, es würde sich in der Versammlung niemand seinem Willen wiedersetzen. Allein Heinrich wollte dieß nicht glauben; alle Briefe, die Er und Villeroi an mich schrieb, waren bloß mit Klagen über die Protestanten angefüllt. „Senden Sie mir meinen Kourier sogleich zurück, „schrieb er mir: es giebt Köpfe zu Gergeau, die „er eben nicht nöthig hat zu kennen. Man hat „Sie als einen Katholicken behandelt: ich wußte „wol, daß es so kommen würde, und habe vor „vier Tagen einen Brief von Saumür gesehn, „welcher die Art dieser Behandlung vorschrieb.„

Freylich gab es im Anfang einigen Tumult, hauptsächlich darüber, daß der König in die Städte Montendre und Tartas zwey Catholische Gouverneurs gesetzt hatte, und daß Se. Majestät, ihrem Vorgeben nach, ihnen dieselben abgetretten hätte. Sie gründeten ihre Foderungen auf den Buchstaben der Edickte, und beschwerten sich darüber, daß sie Caumont auf eine ähnliche Weise verloren hätten. Deswegen schickten sie Chambault,

dû Bourg, und dû Ferrier nach Sülly an mich ab, denen sie zugleich die demüthigsten Unterwerfungsbezeugungen gegen den König aufgetragen, weil sie den Entschluß gefaßt hatten, wegen dieser Gelegenheit zwo oder drey Personen aus ihrer Mitte an ihn abzusenden. Ich suchte sie davon abwendig zu machen, weil ich wol wußte, daß Heinrich diese Deputierten nicht mit günstigen Augen ansehn würde, und sagte ihnen, ich habe keinen Auftrag, über diesen Punkt mich einzulassen; ich wolle erst an Se. Majestät deswegen schreiben. Eben so weigerte ich mich auch, wegen Moncenis, einer andern Stadt von der gleichen Art, wie die obengenannten, mich einzulassen, weil sie dem Grafen von Soissons gehörte.

Ich meldete dem Herrn von Villeroi das Begehren der Versammlung, und bat ihn, dem König vorzustellen, daß er die billigen Foderungen derselben erfüllen, oder dieses wenigstens in einer Beantwortung ihrer Bittschriften versprechen müsse, wofern er nicht wollte, daß dieselbe sich in die Länge ziehe, und Heinrich gab seine Einwilligung dazu. Da man diesen Punkt, der einer von den achten war, worauf die Versammlung sich eingeschränkt, einmal in's Reine gebracht hatte; so zeigte ich ihnen, es seyen unter den übrigen, fünfe so beschaffen, daß sie nicht verdienten, dem Staatsrath, als Sachen, die vor dieses Tribunal gehörten, vorgelegt zu werden, und man begnügte sich also, demselben den Hauptpunkt vorzulegen, welcher die Ernennung der Generaldeputierten be-

traf. Der König hatte auch dießmal hierüber die gleiche Meynung, die ich oben, in der Nachricht von der allgemeinen Versammlung der Protestanten zu Chatellerault, ziemlich weitläuftig gemeldet habe, und diese Sache ward auch jetzt wiederum zur Zufriedenheit beyder Partheyen beendigt, da ich dem König den Herrn von Villarnou für den Adel, und den Herrn von Mirande für den Bürgerstand vorschlug. Der erstere wäre bereits im verflossenen Jahr ernannt worden, wenn man ihn nicht gegen die von Sr. Majestät vorgeschriebne Art vorgeschlagen hätte. Er machte dem König sogleich mit einem Schreiben von mir seine Aufwart, um seine Befehle zu vernehmen: Heinrich unterrichtete ihn mit wenigen Worten in den Pflichten seiner Bedienung, und schien mit dieser Wahl sehr zufrieden.

Die Versammlung dauerte nach diesem nur so lange, als nöthig war, um das Brevet der Genehmigung der neuerwählten Generaldeputierten zu empfangen, und alles war vor dem Anfange des Novembers in Richtigkeit. In allen Briefen, die der König an mich schrieb, drang er hauptsächlich auf eine schnelle Beendigung: das Uebrige derselben war beynahe ganz mit Einladungen, sobald möglich zurückzukehren, und mit den gewöhnlichen Beweisen seines Wohlwollens angefüllt. Der letzte Courier, den ich an den König absandte, fand ihn im Arsenal, woher er, wie mir Villeroi meldete, gleich um sieben Uhr Abends zurückgekommen sey, und ihm um acht Uhr befohlen habe, an mich zu

schreiben, weil er dieß nicht selbst habe thun wollen, um den Courier nicht zu versäumen.

Bey meiner Rückkehr gab ich Sr. Majestät mündlich eine noch bestimmtere Nachricht, als in meinen Briefen, von allem, was zu Gergeau vorgefallen war, und von den friedlichen Gesinnungen einer sehr grossen Menge von rechtschaffnen Männern, die ich in der protestantischen Parthey gefunden hatte. Ich traf ihn zu Fontainebleau an, wo er sich dies Jahr nicht weniger lange aufhielt, als die vorhergehenden. Nach der kurzen Reise gen Paris, wovon ich oben geredet, war er in der Mitte des Maymonats dahin zurückgekehrt, und hatte den ganzen Julius und Junius daselbst zugebracht. Da er im August wieder nach Paris gieng, machte er eine kleine Reise nach St. Germain, und hierauf eine andre von vierzehn Tagen nach Monceaux. Hierauf gieng er im Anfange des Oktobers, da ich mich noch zu Gergeau befand, über Fontainebleau nach Paris zurück. In der Mitte dieses Monats reiste er abermals nach Fontainebleau, und kehrte in der Mitte des Novembers nach der Stadt zurück, um die Staatsgeschäfte zu besorgen. Ich habe bereits bemerkt, daß diese Lebensart nur für seine Person und für die kleine Anzahl seiner vornehmsten Minister unbequem war.

Die Gesundheit des Königs ward in diesem Jahre durch keine gefährliche Krankheit unterbrochen. Er schrieb mir den 2ten Junius von Fontainebleau. „Ich habe einen Anfall von Fieber „gehabt, welcher dreyßig Stunden lang dauerte;

„doch war es weiter nichts, als ein Schnupfen, „und ich hoffe, daß es mit Gottes Hilfe bald „vorüber gehn wird; ich werde in Zukunft für „meine Erhaltung mehr Sorge tragen, als bis= „her; dessen können Sie versichert seyn, so wie „auch meiner Liebe.„ Gleichwol dauerten die Jagdpartheyen noch immer fort, wie vorher. Er meldet mir von St. Germain, er habe neulich ei= nen Hirsch gejagt; die ganze Sache habe nicht län= ger, als eine Stunde gewährt; hierauf habe er sich eine Stunde zu Bette gelegt, und dann sey er in den Grotten herumspaziert, und habe den Arbeitern zugesehn. Zu diesem Schnupfen, wäh= rend welchem Heinrich alle Tage acht bis zehn Schnupftücher brauchte, kam noch ein Fluß in den Ohren und dem Halse, der ihm viele Beschwerden machte, und da er nach diesem zu Monceaux erst den Leib reinigen wollte, um hierauf den Brun= nen von Spaa zu gebrauchen, bekam er einen Durchfall, der ihm zween Tage lang heftig Schmer= zen verursachte, und wovon ihm noch einige Zeit über eine Schwachheit zurückblieb. Diese Krank= heit war nicht blos in der ganzen Gegend, wo sich der König befand, und wo er, nach einem seiner Briefe, den ehrlichen Villeroi und mehr als hun= dert Edelleute von seinem Hof um sich hatte, son= dern auch zu Paris und in allen umliegenden Oer= tern epidemisch.

Im Maymonat wurden ebenfalls fast alle Kin= der des Königs krank. Die väterliche Zärtlichkeit führte ihn, wenn er an mich schrieb, in eine Um=

ständlichkeit hinein, die mein eignes Gefühl mich nicht als etwas gleichgültiges ansehn läßt. „Ich „bin sehr unruhig, schrieb er mir den 16ten May „von Fontainebleau, weil alle meine Kinder hier „krank liegen. Meine Tochter von Verneuil hat „die Masern; doch war das Fieber dabey gering, „und sie fängt an zu genesen. Mein Sohn der „Dauphin hatte gestern zweymal das Erbrechen, „er hat ein wenig Fieber, schläft viel und klagt „sich über Halsweh: die Aerzte glauben, er wer- „de ebenfalls die Masern bekommen. Gestern „Abends hatte meine Tochter auch ein wenig Fie- „ber. Mein Sohn von Orleans hat immer noch das „tägliche Fieber, doch den einen Tag stärker, als „den andern: wie es scheint, ist es ein doppeltes „Tertianfieber, (dieser Prinz war unter allen am „stärksten und am längsten krank:) Sie können „leicht errathen, wie verlegen ich hierbey bin. „Ich werde ihnen täglich von der Gesundheit mei- „ner Kinder Nachricht geben.„ Zum Glück hatte dieses keine schlimmen Folgen. „Es wird kom- „men, schrieb er mir ein ander Mal, wie Gott „will, dessen Willen ich mich gänzlich unterwerfe.„ Mit seiner gewöhnlichen Güte erkundigte er sich nach der Gesundheit meines Sohnes, der, wie man ihm gesagt, die Pocken haben sollte. Er ent- schloß sich, seine Kinder den ganzen Sommer über zu Noisy bleiben zu lassen, weil er sie nicht eher, als tief im November nach St. Germain zurück- kehren lassen wollte. Alsdann gab er mir wie ge- wöhnlich Befehl, sie mit der Frau von Montglat

in

in den Wagen und Sänften seiner Gemahlin und der Königin Margaretha wieder dahin bringen zu lassen, und der Marquisin von Verneuil zu sagen, sie sollte die ihrigen auch wieder dahin senden, weil die Pocken in diesem Monat zu Paris regierten.

Der Sohn dieser Dame, den man den Marquis von Verneuil nannte,*) war von dem König, seinem Vater, für die Kirche bestimmt, und da das Bistum Metz um diese Zeit ledig ward, so wollte er ihm dasselbe verschaffen. Allein es mußten dabey drey grosse Schwierigkeiten gehoben werden, — seine Ernennung, seine unrechtmäßige Geburt, und das Alter; denn er war noch ein blosses Kind. Die erste Schwierigkeit konnte das Domkapitul zu Metz dadurch heben, daß es den jungen Prinzen, oder wenn dies nicht möglich war, wenigstens den Kardinal von Givri zum Bischof oder Administrator postulierte, weil es eben nicht schwer war, das Bistum nachher aus den Händen des Cardinals, in die Hände des jungen Verneuils zu spielen. Das Domkapitel hat das gedoppelte Recht, im Fall einer Resignation, oder

---

*) Heinrich von Bourbon, oder nach einigen andern, Herzog von Verneuil, nachher Bischof von Mez. Wenn Paul V. wegen dieses Bistums Schwierigkeiten machte, so that Innocens X. es noch weit mehr: denn er weigerte sich geradezu, diesem Prinzen den Purpur zu ertheilen. Er hatte ein Einkommen von mehr, als vierhunderttausend Livres an Benefizien, da er dieselben alle niederlegte, um sich im Jahr 1668. mit Charlotte Seguier, der Witwe des dritten Herzogs von Sülly, Maximilian Franz von Bethüne, zu vermählen. Er starb im Jahr 1682.

der Erledigung durch den Tod des Bischofs entweder einen Nachfolger zu wählen, oder die Verwaltung der Einkünfte nach Gutdünken irgend jemandem zu übergeben. Es bedurfte bey den Domherren keiner Ränke; kaum hatten sie bemerkt, daß es dem König ein Vergnügen machen würde, wenn sie seinen Sohn ernennten, so ward er einhellig postuliert und gewählt.

Der Pabst allein konnte die nöthige Dispensation wegen der zween übrigen Punkte, nämlich der Geburt und des Alters ertheilen. Um ihn dazu zu vermögen, sandten Se. Majestät den Herzog von Nevers *) nach Rom, der ihm seine Unterwürfigkeit bezeugen mußte. Der römische Kourier Valerio ward zu Paris auf die ausgezeichneteste Art empfangen, weßwegen er auch bis zu Ende des Märzen daselbst blieb, und bey seiner Abreise erhielt er eine beträchtliche Summe, welche ihn vermochte, zugleich mit unserm Gesandten mit allem Eifer daran zu arbeiten, daß sein Ansuchen von Sr. Heiligkeit genehmigt würde. Die Marquisin von Verneuil vergaß nicht, das ihrige dazu beyzutragen. Ungeachtet alles dessen konnte man von dem Pabst nur die Hälfte des Gefoderten erlangen. Die Dispensation wegen der Geburt ertheilte er ohne Schwierigkeit, allein in Absicht auf den zweyten Punkt verschanzte er sich hinter

*) Die gleichzeitigen Geschichtschreiber gedenken des prächtigen Einzugs und der Art, mit welcher dieser Herzog zu Rom aufgenohmen ward.

die Canons- und Kirchenzucht, welche dem Begehren gerade zuwider wären. Gleichwohl entriß man ihm durch vieles Bitten diejenige Art von Dispensation, die man in dem Styl des römischen Hofes die Expektanz nennet, und die Erlaubniß, daß der junge Prinz sogleich den Titul eines Bischofs von Metz führen dürfe. Valerio brachte diese Nachricht am Ende des Aprils nach Fontainebleau, und der König befahl mir sogleich, dieselbe der Marquisin von Verneuil mitzutheilen.

Diesen Mangel an Gefälligkeit, den Paul V. bey diesem Anlase sehen ließ, hatte der König bald hernach Gelegenheit zu erwiedern, da die Kardinäle und Prälaten des Königreichs auf desselben Anmahnen ihre Bitten für die Bekanntmachung des Tridentinischen Conciliums in seinem Reiche erneuerten, ohne daß eine Menge von vergeblichen Versuchen, die sie von Zeit zu Zeit deswegen gemacht hatten, sie davon abhielt. Heinrich antwortete ihnen: Da man weder von Franz I. noch von Heinrich II. noch von Carl IX. die Annahme dieses Conciliums habe erhalten können, ungeachtet keiner von diesen Königen den Protestanten so viel zu danken gehabt, oder ihnen so vortheilhafte Edikte bewilligt hätte, wie er; so dürften sie nicht erwarten, daß er seine Hand dazu bieten würde. Hierauf zeigte er ihnen alles das Uebel, welches diese Annehmung, die sie von ihm begehrten, nach sich ziehen konnte, und sagte ihnen zuletzt rund heraus, er habe nicht im Sinn, die Inquisition in Frankreich einzuführen, und er kön-

ne es nie begreiffen, denn er fühlte wohl, daß man ihm diesen Einwurf immer machen konnte) wie seine Gesandten zu Rom diese seltsame Foderung zu einem Bedingnis seiner Absolution zu machen im Stande gewesen wären. Das einzige bewilligte er ihnen, daß die Messe in Bearn eingeführt würde. *)

Das Cardinalkollegium verlor in diesem Jahre die Cardinäle von Lothringen, Baronius, und von Joyeuse, (den bekannten Pater Angelo.) Auch starben der Herzog von Florenz und der berühmte Skaliger, und in Frankreich der Canzler von Bellievre und Miron. **) Die Lustschlösser zu

*) Die Ausübung der katholischen Religion war bereits zur Zeit des Edicts von Nantes in Bearn wieder eingeführt worden. Es ist also hier ein Fehler in diesen Denkwürdigkeiten, man muß statt des Worts Meße, Jesuiten lesen, weil dieselben in diesem Jahr vermög eines königlichen Befehls vom 16ten Februar daselbst wieder aufgenohmen wurden. Sie hatten dies vornemlich den Bitten des Bischofs von Oleron zu verdanken. Rigault Liv. 1. Merc. Franç. 1608. u. s. w.

**) Franz Miron, Requetenmeister, Intendant in dem Gouvernement von Isle de France, Präsident in dem grossen Conseil, Prevot des Marchands, Civillieutenant in der Prevote von Paris u. s. w. starb im Junius dieses Jahrs, und ward seiner Rechtschaffenheit und andrer guter Eigenschaften wegen sehr bedauert. Seine Anhänger wußten ihm für die Standhaftigkeit, womit er sich bey Anlas des im letzten Jahre von dem Staatsrath ausgefertigten Befehls, betreffend die Aufhebung der auf dem Rathhaus haltenden Zinsen, dem Finanzminister widersetzte, und für die kühnen Vorstellungen, die er dem König hierüber machte, so vielen Dank, daß sie sich zusam-

Fontainebleau und zu Monceaux wurden in diesem Jahre wiederum verschönert. Zu Paris ward die

---

menrotteten und auf eine aufrührische Art herbeyliefen, um ihn in seiner Wohnung gegen die Drohungen des Staatsraths zu vertheidigen. Peresixe, von welchem ich dies entlehnt habe, gesteht, daß die Untersuchung des Rechts der Kapitalisten an sich selbst höchst billig war, und doch tadelt er die Urheber derselben, weil, wie er sagt, „die meisten dieser Kapitalien in andre Hände ge„kommen oder vertheilt worden wären, und dies eine „Menge von Familien beunruhigte. Miron, setzt er hin„zu, bat die Bürger dringend, wegzugehn, und ihn nicht „zu einem Verbrecher zu machen, und stellte ihnen zu„gleich vor, daß sie nichts böses zu befürchten hätten; „sie haben es mit einem König zu thun, der eben so „groß und weise, als gütig und Gerechtigkeitsliebend sey, „und der sich von den Eingebungen schlimmer Rathgeber „nicht würde hinreissen lassen.„

Ich einerseits bewundre nicht so fast diesen Prevot des Marchands, der sich mit aller seiner Rechtschaffenheit doch so weit vergaß, daß er einige gehäßige Vergleichungen machte. „Zwar nicht, setzt der gleiche Geschichtschreiber „hinzu, gegen den König, sondern gegen gewisse Leute in „dem Staatsrath, „ — als ich den König selbst bewundre, weil er dem Zureden derjenigen widerstand, die ihm den Rath gaben, den Prevot mit Gewalt wegnehmen zu lassen, und ihn für seine Kühnheit hart zu bestrafen, und weil er „die Entschuldigungen und die Bezeugung von „Unterwürfigkeit, fährt Peresixe fort, die Miron ihm „machte, sehr gnädig annahm, und übrigens die Fort„setzung jener Untersuchangen der Capitalien, die so vie„len Lerm verursacht hatte, verbot.„ Ich wundre mich sehr, daß von dieser ganzen Sache in unsern Denkwürdigkeiten nichts geredet wird. — Noch gedenke ich eines andern Zuges, welcher dem Herzog von Sülly wahre Ehre macht: die mem. pour servir a l'hist. de France melden

Marchandbrücke *) an die Stelle derjenigen erbaut, die man die Müllerbrücke hieß. Ich übergab dem König einen Plan für den Dauphinsplatz,

---

nemlich, er habe den Präsidenten Miron, einen Bruder des Verstorbenen, der demselben die Civillieutenantstelle abgetretten hatte, und nachher seinen Sohn dem König empfohlen, und da der König ihm gesagt, er wundre sich, daß er ihn für Leute bitte, die er ehemals so sehr gehasset, so habe Sülly ihm erwiedert; er wundre sich noch vielmehr, daß Se. Majestät diese Leute hassen, die Sie ehmals so sehr geliebet, die Ihnen so ergeben wären und so gute Dienste geleistet hätten. Die Königin gab diese Stelle auf Conchinis Empfehlung dem königlichen Procureur im Chatelet, Namens Nikolaus Legeoi.

*) „Dieselbe hatte den Namen von Carl le Marchand, „Capitain der Büchsenschützen und Häscher zu Paris, wel„cher mit des Königs Bewilligung die Erbauung dieser „Brücke auf seine Unkosten mit gewissen Bedingungen „unternahm, die man ihm zugestand: z. B. daß besagte „Brücke seinen Namen tragen sollte.„ Journ. de l Etoile.

Diese Brücke, welche anfangs die Daubenbrücke hieß, weil man daselbst Dauben verkaufte, bekam hernach den Namen der Müllerbrücke, weil an jeden ihrer Bogen eine Mülle angebauet war. Sie fiel schon im Jahr 1596. den 22sten Dezember bey einer Ueberschwemmung Abends zwischen sechs und sieben Uhr zusammen, und zerschmetterte mehr als fünfhundert Personen, welche, wie man sagt, gröstentheils solche waren, die sich durch das Morden an der Bluthochzeit bereichert hatten, und ward nicht wieder aufgebaut. Zwölf Jahre hernach gieng sie, weil sie hölzern war, mit der Wechselbrücke (pont au change) im Feuer auf: Die leztere ward im Jahr 1639. von Steinen wieder aufgebaut; man machte nemlich statt zwoer nur eine, welches die jetzige Wechselbrücke ist. S. die Schriftsteller, welche über die Alterthümer der Stadt Paris geschrieben haben.

nach welchem derselbe, wenn man dem Unternehmer den Grund und Boden zu seinem Nutzen überliesse, in drey Jahren fertig werden sollte: Man machte dem ersten Präsidenten und dem Parlament dieses Anerbieten. Eben so machte ich einen Plan für die Brücke zu Rouen, den ich Sr. Majestät durch meinen Sohn überbringen ließ; denn ich war selbst an Ort und Stelle hingegangen. Heinrich fand, daß man in Absicht auf die Lage nichts bessers oder bequemers machen konnte. Die Brücke zu Mante ward in dem Lauf des gegenwärtigen Jahres vollendet. Nach Bourbonnois ließ ich einige Stücke schweren Geschützes bringen, wofür mir die Provinz durch den Herrn von St. Geran danken ließ.

Unstreitig hätte man auf dergleichen nothwendige und allgemein nützliche Gebäude weit mehr wenden können, wenn der König nach meinem Rathe einen Theil seines besondern Aufwandes, sollte es auch nur das Spiel gewesen seyn, denselben hätte aufopfern wollen. Ich mußte auf einmal vier und dreyßigtausend Pistolen bezahlen, die er dem Portugiesen Eduard Fernandez *) schuldig war: Der Befehl ist datiert den sieben und zwanzigsten August. Und dergleichen Befehle erhielt ich öfters, **) zwey bis dreytausend Pistolen, und

*) Die Mem. de Bassompierre reden von diesem Eduard Fernandez als von einem reichen Banquier aus Portugal, der den Herren am Hof auf Pfänder, oder um schweren Zins Geld zum Spielen lieh.

**) „Ich weiß nicht, sagt Perefixe, was man denjenigen

viele andre weniger beträchtliche Summen zu bezahlen. Gleichwol hindert mich dieß nicht, zuge-

---

„antworten muß, welche ihm vorwerfen, er habe die Spielkarten und die Würfel, Sachen, die einen grossen König nicht gut kleiden, allzusehr geliebt, und sey nebenher doch ein schlechter Spieler gewesen; auf den Gewinn erpicht, furchtsam bey Hauptstreichen, und im Verlust von übler Laune.„ Man kann ihnen nichts antworten, würde ich diesem Schriftsteller sagen, und man mus geradezu gestehn, daß dieses einer von den Flecken in dem Leben dieses grossen Königs ist. Wie könnte man in der That die Spielsucht entschuldigen, wenn sie so weit geht, als bey Heinrich IV.? Welcher Fehler ist an dem Herrn eines ganzen Volkes verderblicher? Welches Beyspiel gefährlicher, und geschickter, alle Ordnung über den Haufen zu werfen, und die Sitten zu verderben?

Man findet in den Mem. pour servir à l'hist. de France ein lustiges Beyspiel von dieser Spielsucht, das in einem eben so lustigen Ton erzählt ist. „Crequy, welcher hernach Herzog von Lesdiguieres und Marschall von Frankreich ward, verlor einst im Spiele so gewaltig, daß er gleichsam ausser sich selbst das Zimmer des Königs verließ, so daß, da er den Herzog von Guise antraf, der nach dem Schloß gieng, er zu demselben sprach: Mein Freund, mein Freund, wo wird die Wache heut aufgeführt? Guise sprang zween Schritte zurück, und sagte: Verzeihen Sie mir, mein Herr, ich bin ein Fremder; worauf er sogleich zum König gieng, welcher herzlich darüber lachte.„

Der Marschall von Bassompierre sagt, Pimentel, eben der Fremdling, von welchem im Anfange dieses Buchs die Rede war, „habe mehr, als zweymahlhunderttausend Thaler dabey gewonnen, womit er in sein Vaterland gieng, und im folgenden Jahre nach Frankreich zurückkehrte, wo er noch eine gute Erndte hatte.„ Man sagt, er habe sich folgender Kriegslist bedient, um jene

stehn, daß er sich nie weigerte, in Absicht auf alles dasjenige seine Pflicht zu thun, wobey das allgemeine Wohl intereßiert war, was es auch immer seyn mochte.

Die Loire richtete im Oktober dieses Jahrs entsetzliche Verwüstung an. *) Ich kam in Gefahr,

---

ungeheuern Summen zu gewinnen: er habe nemlich alle Würfel aufkauffen lassen, welche bey den Krämern zu Paris zu finden waren, und ihnen dafür falsche gegeben, die er habe machen lassen. Jedoch muß man das, was einige haben sagen wollen, für einen blossen satyrischen Einfall annehmen; der König habe nemlich von dieser Schelmerey Nachricht bekommen, und habe sie nicht entdecken — wollen, in der Absicht, seine Hofbedienten in Armuth zu stürzen, und dadurch geschmeidiger zu machen. Der Herzog von Epernon verlor ansehnliche Summen, und alle seine Kleinodien. Der Herzog von Biron büßte ebenfalls in einem einzigen Jahre mehr, als fünfmal hunderttausend Thaler ein.

*) „Diese Verwüstung dauerte vier und zwanzig Stunden, „und brach mit einmal ein. Wenn der Strom nicht die „Dämme durchgebrochen hätte, so wäre die Stadt Tours „unter Wasser gesetzt worden: Blois war auch in grosser Gefahr. Der Herzog von Sülly, welcher eben zu „Sülly war, konnte sich mit genauer Mühe retten, „und war mit seinem ganzen Herzogthum in grosser „Noth.„ Mem. hist. de France.

Nach dem Merc. de Franç. richtete die Loire in diesem Jahre zweymal solche Verwüstungen an: das erste Mal am Ende des Winters durch einen Eisbruch, und das zweyte Mal im Anfange des Frühlings durch das plötzliche Schmelzen des Schnees in den Gebürgen von Velai und Auvergne. Von den Ueberschwemmungen im Oktober weiß er nichts; allein hierinn irrt er sich. „Der „Verlust an Männern, Weibern, Kindern, Vieh, herr-

selbst in dieses Unglück mit einverwickelt zu werden, da ich von Olivet nach Orleans reiste. Diese ganze Gegend war eine See, wo die Schiffe über die Gipfel der Bäume und Häuser, die das Wasser noch hatte stehn lassen, wegführen. Mir selbst begegnete kein Leid: Allein das Schiff, worinn ich hinübergefahren war, stieß auf dem Rückweg an und scheiterte: Alle Passagiers retteten sich mit Schwimmen, so daß zum Glücke keiner umkam. Die Verwüstung war entsetzlich, und der Schaden unbeschreiblich. Die zerstörten Städte und Flecken begehrten in ihren Bittschriften nicht nur schlechtweg eine gänzliche Erlassung der Abgaben, sondern auch eine schleunige und beträchtliche Hilfe, wenigstens in Absicht auf die dringendsten Bedürf-

---

„schaftlichen Gebäuden, Mühlen, Häusern, und allerley „Gütern, sagt er, war unermeßlich. Es war keine „Brücke über diesen Fluß in der ganzen Strecke seines „Laufs, welcher mehr als hundert und fünfzig Meilen „beträgt, an der nicht einige Pfeiler einstürzten. Die „Gewalt des Wassers durchbrach alle Dämme. Die Jagd-„gehäge wurden auch wo sie erhaben waren, überschwemmt; „Die Ländereyen, welche in dieser Gegend sehr erträglich „sind, blieben lange Zeit mit Wasser bedeckt, weil das-„selbe nicht abfließen konnte, und wegen des Sandes und „der Steine, die der Strom aus Auvergne mitgebracht „hatte, unfruchtbar.„

Dieß Jahr hieß das grosse Winterjahr, weil der Winter mit ausserordentlicher Strenge anhielt. „Heinrich IV. „sagte, sein Schnurrbart sey ihm bey der Königin im „Bette gefroren. Man brachte ihm den 23sten Januar „gefrornes Brod; er wollte aber nicht zulassen, daß man „es in den Ofen bringe.„ Matth. Tom. 2. L. 3. S. 771.

nisse, ohne die der größte Theil der Felder unangebaut, und die Wohnungen leer bleiben würden. „ Gott hat mir meine Unterthanen gegeben „ (dies sind die Ausdrücke, womit Heinrich den Brief beantwortete, den ich über diese traurige Begebenheit an ihn geschrieben hatte) „ daß ich sie als „ meine Kinder besorge, daß mein Staatsrath sie „ liebreich behandle. Die Almosen sind Gott sehr „ angenehm, besonders bey diesem Unglück: Es „ würde mich auf der Seele brennen, wenn ich es „ nicht thäte: Man muß ihnen mit allem dem „ beystehn, was ich nur immer, nach Ihrem Befinden, entübrigen kann. „ Ich unterstützte die frommen Absichten des Königs aus allen Kräften.

In dem gleichen Schreiben bewilligte er mir drey kleine Gnadenbezeugungen für verschiedne Personen: Den Genuß einer Mühle an den Thoren von Paris; einen Ueberrest von angebrantem Holz, und die Gerüste, deren man sich zur Ausbesserung der steinernen Brücke zu Mante bedient hatte.

Die Gelehrsamkeit und die übrigen Verdienste der Herren Fenouillet und d'Abeins, die dem ganzen Königreiche bekannt waren, bewegten mich, für den erstern die Anwartschaft auf das Bisthum Poitiers, und für den zweyten das erste lediggewordene Bisthum zu begehren, welches mir auch verheissen ward. Ich war eben im Begriff, nach Sülly zu verreisen. Kaum hatte ich den König verlassen, so meldete man ihm den Tod des Bischofs von Montpelier, wovon er mir sogleich Nachricht geben ließ. Ich glaubte auf dieses ein-

ge Aenderung in Absicht auf die von Sr. Majestät erhaltene Gnade machen zu müssen. Ich schrieb deßwegen an den König, es dünkte mich, das Bisthum Montpelier erfodre, weil es ganz mit Protestanten angefüllet sey, einen beredten Mann, wie Fenouillet; das Bisthum Poitiers hergegen einen so grossen Phlegmatiker, wie d'Abeins wäre, um das Feuer der lebhaften und hitzigen Köpfe in dieser Provinz zu dämmen. Heinrich las meinen Brief den Hofleuten lachend vor, und fragte sie, ob die Catholiken, wenn sie sich alle damit abgegeben, besser dafür hätten sorgen können, *) — Fervaques ward um diese Zeit so krank, daß ich den König zu erinnern nöthig fand, er sollte auf neue Subjekte zu den beträchtlichen Bedienungen denken, die derselbe in der Normandie besaß. Allein Fervaques vernichtete die Meinung, daß seine Krankheit gefährlich sey, dadurch, daß er einige

*) Perefix erzählt die Sache ein wenig anderst. „Da das „Bistum Poitiers, sagt er, ledig ward, bat Rosny den König „inständig, bey diesem Anlas auf einen gewissen Fenouillet „Rücksicht zu nehmen, den man für einen gelehrten Mann „und grossen Prediger hielt. Ungeachtet dieser Empfehlung „gab der König das Bistum dem Abt von la Rochepofai, „welcher selbst viele gute Eigenschaften besaß, und über- „das der Sohn eines Mannes war, der sowol im Krieg, „als im Kabinet bey Gesandschaften nützliche Dienste „geleistet hatte. Einige Zeit hernach ward das Bistum „Montpellier ledig: worauf der König aus eigner Bewe- „gung den Fenouillet aufsuchen ließ, und ihm sagte; er „wolle ihm dieses Bistum geben, allein mit dem Be- „dinge, daß er nur ihm allein dafür verbunden seyn „sollte.„

Tage nachher sagen ließ, wenn man ihm einen Auftrag zusenden wolle, um die Versammlung der Landstände in der Provinz zu halten, so wäre er im Stande, dieses zu thun.

Der im Jahr 1564. zwischen Frankreich und Lothringen geschloßne Traktat war täglich neuen Schwierigkeiten unterworfen, weil die Gränzen des Gebiets von Metz nicht bestimmt waren. Dieses vermochte den König, Commissarien in diese Gegend zu senden, die ich mit dem Canzler aus dem Staatsrath und aus andern Tribunalien wählte. Ein anderes eben so nützliches, aber weit beträchtlicheres Werk war die Verfertigung von summarischen Aufsätzen, welche nach genauen Untersuchungen über alle die Eingriffe verfertigt wurden, die unsre Gränznachbarn an verschiednen Orten, und besonders in den Gegenden, wo Champagne an Franche Comte und Lothringen stößt, gemacht hatten. Der Plan, den der Ingenieur Chatillon, welchem ich dies Geschäfte auftrug, hierüber zu Papier brachte, war ein Meisterstück von Genauigkeit. Man sieht aus demselben augenscheinlich, daß der König von Spanien und der Herzog von Lothringen sich eine Menge von Lehngütern, und selbst ganze Dörfer zugeeignet hatten: Z. B. das Dorf Pierrecour, den Flecken Passeran, die Herrschaft Commerci und viele andre, deren Namen ich nicht hiehersetzen will. *)

*) Man findet sie in den alten Denkwürdigkeiten, Tom. 3. Seite 222.

Diese Arbeit ist nur noch ein kleiner Theil von derjenigen, die ich auf Befehl Sr. Majestät unternahm, um möglichst genaue Plane von allen Küsten und Gränzen Frankreichs zu erhalten. Da der Herzog von Mayenne und die Einwohner von Antibes die Ländereyen von der Hand schlagen wollten, die sie in der Nähe dieser Stadt besitzen; so wollte der König sie an sich kaufen. Dieß war ihnen Beweggrund genug, sie um einen so hohen Preis anzuschlagen, daß der König die Lust dazu verlor, und ihnen sagen ließ, sie können ihr Land verkaufen, an wen sie wollten; allein dafür werde er ihnen einen Gouverneur nach Antibes zu setzen wissen, der sie vielleicht ihr unbilliges Betragen gegen ihn werde bereuen machen.

Ich komme nunmehr auf die Finanzgeschäfte. Man verfertigte eine allgemeine Verordnung, welche an die Einnehmer der Schatzkammer, der Schatullgelder, der Posten, der Schweitzerkantone, der Artillerie, der ausserordentlichen Kriegsumkosten, der ausserordentlichen Ausgaben diesseits der Alpen, und andre gerichtet waren; diese Verordnung schrieb ihnen eine noch genauere und bestimmtere Form ihrer Rechnungen vor, und machte sie ganz von dem Finanzminister abhängig, ohne dessen Erlaubniß sie beynahe nichts mehr vornehmen durften. Die Verordnung erstreckte sich sogar auf die Schreiber und den Sekretair des Finanzkollegiums, und ich unterwarf derselben auch diejenigen, welche in Absicht auf meine übrigen Bedienungen unter mir standen. Den Lichani,

welcher die Aufsicht über das Pflaster zu Paris hatte, hielt ich dazu an, alle Mittwochen und Samstage gegen Mittag zu mir zu kommen, und mir von der Bezahlung und der Vertheilung des dazu nöthigen Geräthes Rechenschaft zu geben.

Ich verbot in einem Circularschreiben allen Rechnungsführeren der Finanzen, diejenigen Titel wieder in ihre Rechnungen zu bringen, die der Finanzrath bereits verworfen oder herabgesetzt hatte; wenn sie dieselben gebrauchen wollten, so dürften sie sich nur erst in einer Bittschrift darum melden; und damit sie sich nicht über einen Mangel an Verhaltungsregeln beschweren könnten, sendete ich ihnen Formularien zu, die eben so genau als deutlich waren. Vermöge derselben waren sie verpflichtet, in ihren Rechnungen sogar das Datum und die Namen anzuführen, welche in den Befehlen und Verordnungen des Finanzraths unterzeichnet waren, auf die sie sich beruften. Die Verordnung betreffend die Sporteln der Rechnungskammer, und die von den Oberschatzmeistern und Generaleinnehmern unterschlagnen Gelder, ward den obenangeführten beygefügt. Der König erhielt durch dieselben für dießmal einen Profit von hunderttausend Thalern, welche Summe doppelt herauskommen sollte, wenn die Verordnung einst durchaus beobachtet würde. Die Rechnungskammer lies ihre Sporteln höchst ungerne fahren, selbst da man ihr zeigte, daß der Grund, worauf sie dieselben fussete, ganz falsch sey. Es brauchte nichts geringers, als einen förmlichen Befehl von Sr. Majestät, um

sie zu vermögen, daß sie mir die Protokolle einhändigte, deren ich etwa benöthigt seyn möchte. Ich gab mir viele Mühe, bey dem Generalprokureur und den Präsidenten dieser Kammer, um sie zu vermögen, daß sie ein die Bezahler der Zinse betreffendes Edickt, wodurch acht und vierzigtausend Livres gesetzter Zinse aufgehoben wurden, in ihre Protokolle eintragen möchten.

Ich eröfnete den unabhängigen Gerichtshöfen, und dem Finanzbüreau in Languedok den Willen des Königs in Absicht auf verschiedne Fragen, die sie mir wegen der herrschaftlichen Rechte; und der Ergänzung der Domänen, wegen der adelichen Güter, die von bürgerlichen besessen werden; wegen der Navarrischen Domänen, des Aus- und Einfuhrzolls, und besonders wegen des Abzugs von den Erbschaften vorgelegt hatten. Das Finanzkollegium that hierüber den einmüthigen Ausspruch, da die Prinzen vom Geblüte, die Kronbedienten, und der König selbst diese Abgab, von den Ländereyen, die sie in dieser Provinz besitzen, bezahlen mußten, so könne dieselbe weder Städten noch andern Gemeinheiten erlassen werden. Ich ließ dem Parlament von Toulouse, den Oberschatzmeistern, und den Pächtern der Salzsteuer durch Maußack über alle diese Fragen eine schriftliche Antwort überbringen. Das Edickt wegen des Wiederankaufs der Schriftstellen war an den ersten Präsidenten des Parlaments, Herrn von Verdun, gerichtet, damit er dasselbe ins Protokoll eintragen ließe, welches ohne Zusatz und unbedingt geschah.

Er

Er schrieb mir zu gleicher Zeit, man habe bereits den Anfang mit Wiedereinlösung der Schreiberstellen bey den Civil- und Criminalgerichten, und bey den Requetenmeistern, gemacht, und versicherte mich, daß das Parlament den Willen des Königs genau befolgen werde. Nebst einigen persönlichen Dankbezeugungen dankte er mir auch dafür, daß ich ihm Colange, einen gelinden und höflichen Mann, zum Commißarius zugeschickt hatte.

Ich lasse, so viel es möglich ist, andre kleine Umstände weg, welche meinen Lesern nur langweilig seyn würden. Deswegen übergehe ich die Briefe ganz, die ich an den Generalprokureur von Dauphine, an den Herrn Marion und an die Schatzmeister von Burgund, sowol über die Wiedereinlösung der Domänengüter, als zur Erklärung der eben angeführten Verordnungen, und über viele andre Gegenstände schrieb. *)

Da ich das Ende des Jahres anrücken sah, so schrieb ich an den König nach Fontainebleau, seine Gegenwart sey zur Verfertigung des Generalverzeichnisses der Finanzen nothwendig: ich müsse von ihm in Absicht auf tausend Sachen Befehle haben, z. B. wegen der Besatzungen, der Truppen, Galeeren, wegen der Hausbedienten des Dauphins und seiner übrigen rechtmäßigen Kinder: seine Abwesenheit sey Schuld, daß verschiedne andre Geschäfte hangen geblieben, wovon diejenigen, denen

*) Man findet diese Verordnung und diese Briefe in dem 3ten Bande der alten Denkwürdigkeiten.

ich sie aufgetragen hätte, glaubten, sie seyen Sr. Majestät gleichgültig, und blos ein Einfall von mir. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich immer gesucht habe, den König zu bewegen, daß er seinen Ministern bey ihren Arbeiten selbst an der Seite seyn möchte, weil in der That die besten Verordnungen unnütze sind, so lange man nicht überzeuget ist, daß man sich wirklich der Ungnade des Fürsten aussetzt, wenn man dieselben nicht befolget.

Das Patent für die Gütersteuer war niemal mit so vielen Feyerlichkeiten ausgefertigt worden, als es in diesem Jahre für das folgende 1609te geschah. Der König kam den 16ten August in die Versammlung des Staats- und Finanzraths, mit einem Gefolge von verschiednen Prinzen, Herzogen, Pairs, und Kronbedienten, und ließ in seiner Gegenwart eine Verordnung des Staatsraths abfassen, die in folgenden Ausdrücken abgefaßt ist: Der König habe, nachdem er sich die Verzeichniße der Einnahmen und Ausgaben des laufenden Jahres vorlegen lassen, und das Befinden des Oberaufsehers seiner Finanzen und des Finanzkollegiums vernommen, zwar sehr gewünscht, auf die Vorstellungen, die dieselben ihm gemacht hätten, dem Volk einen Theil dieser Abgabe zu erlassen, Rücksicht nehmen zu können: allein da die von seinen Vorfahren gemachten Schulden und der schlimme Zustand, worinn er die Finanzen gefunden hätte, ihm dieses nicht erlauben, sondern vielmehr eine Steigerung fodern, statt sie herabzusetzen, so haben Se. Majestät sich begnügt, für das kommende

Jahr die gleiche Summe, wie in dem gegenwärtigen, aufzulegen, mit einer Erhöhung von nicht mehr, als zwanzigtausend siebenhundert und fünfzig Livres, zehn Sol, sieben Denier: welche Erhöhung statt einer gleichgrossen Summe dienen sollte, die die Commißarien allemal im Brauch hatten hintendrein von den Kirchspielen für einige kleine Ausgaben in der Provinz einzutreiben, welche dadurch aufgehoben seyn sollte.

Ich mache mir gewißermassen eine Freude daraus, meinen Lesern von einem Aufsatze Nachricht zu geben, den ich dem König über die Gütersteuer einhändigte, weil er wegen seiner Umständlichkeit, und der darinn enthaltenen Betrachtungen für einen kurzen Innbegriff der Geschichte der Gütersteuer in Frankreich gelten kann.

Es ist unwidersprechlich gewiß, daß ein Staat, wie seine Verfassung auch immer seyn mag, seine Obrigkeit bestehe nun aus mehrern Personen, oder er gehorche einem Einzigen, oder werde durch die Vermischung aller der in eins zusammen geschmolzenen verschiedenen Regierungsarten geleitet, nothwendig Subsidien haben muß. Gesetzt auch er sey mit dem Grade von Macht zufrieden, den er besitzt, und strebe deswegen nicht nach Vergrösserung derselben; so ist es doch unmöglich, daß er nicht bisweilen Beleidigungen rächen, und Verwegen bestrafen müsse. Tausend innern unvermeidlichen Bedürfnissen kann nicht anderst, als durch bestimmte Ausgaben abgeholfen werden; die gleichwol das eine Mal grösser, und das andre Mal

kleiner sind. Diese Ausgaben, sowol die ordentlichen, als die ausserordentlichen, wurden in Frankreich sehr lange nur aus Auflagen, unter dem Namen einer freywilligen Beysteuer, welche durch einen allgemeinen Schluß aller Stände des Königreichs in jenen feyerlichen Versammlungen beschlossen und vertheilt wurde, die man die Versammlung der Landstände nennt; wie auch aus den besondern Domänengütern des Königs und der Krone bestritten. *) Allein diese Auflage war bey-

---

*) Der Herzog von Süllÿ hat sich oft und so stark als einen Feind der Misbräuche gezeigt, die bey den Versammlungen der Landstände und des Volks vorgehn, daß es eben nicht wahrscheinlich ist, daß er ihnen hier das Wort reden wolle; allein er läßt sich bisweilen durch seine Liebe zur Sparsamkeit und Strenge betriegen und irre führen. Was er in dieser ganzen Stelle der Autorität des Oberherrn ungünstiges zu sagen scheint, fließt aus dieser Quelle her.

Wenn man die Menschen einzeln betrachtet, so sind die einen gut und die andern böse. Ein Staat also, den ein einziger Mensch regiert, wird bald gut, bald übel regiert. Wenn man die Menschen unter dieser allgemeinen Benennung, die man das Volk heißt, ansieht, so sind sie nichts anders gewesen, sind jetzt nichts anders, und werden nie nichts anders seyn, als ein Haufen von eingeschränkten, durch Vorurtheile beherrschten, schwachen, leidenschaftlichen Köpfen, die ohne Grund wechselweise furchtsam und muthig sind; Leute ohne Erfahrung, und ohne Vorsicht, die der thierische Instinkt immer nur zum Genuß des gegenwärtigen Augenblicks antreibt. Hieraus folgt, daß ein Staat, der von dem grossen Haufen geleitet wird, schlecht und zwar immer schlecht regiert werden müsse. Dieser Beweis ist in seiner Einfalt so klar,

nahe nichts in Vergleichung mit jenen unermeßlichen Summen, worauf die Staatseinkünfte nachher getrieben wurden. Damals schränkte man sich auf das blosse Nothwendige im Innern und Aeussern ein, und es ist eine Bemerkung, die vielleicht noch niemand gemacht hat, daß keiner unsrer Könige, von der dritten Familie, die unsern Thron bestiegen hatte, bis auf Carl VIII., sich mit entfernten Eroberungen abgab, und nicht einmal einem ihrer benachbarten Fürsten förmlich den Krieg ankündigte. *) Bey diesen mäßigen und oekonomi-

daß man ihn wol einen aufrührischen Beweis heissen kann, und er giltet gegen die Landstände und gegen jede Regierungsform, welche dem grossen Hauffen mehr oder weniger Gewalt überläßt. Doch ist freylich der Fürst, welcher wähnt, sein vornehmster Reichthum bestehe in Domänengütern nicht glücklicher. S. Essai polit. sur le Commerce.

*) Diese Bemerkung ist falsch. Bereits vor der Regierung Carls VIII. hatte Frankreich in Spanien, Flandern, England — mit seinen Nachbarn, wie mit den entferntesten Staaten, sowol offensiv, als defensiv Kriege geführt. Welches Zeitalter wird hier mit dem unsrigen verglichen, und demselben vorgezogen? Die letzten Regierungen von unsrer zweyten, und die ersten Regierungen von unsrer dritten königlichen Familie? Könnte man wol einen für unser Vaterland unseligern Zeitpunkt wählen? Wenn die auswärtigen Kriege damals nicht so häufig waren, so rührte dieß nur daher, weil es immer durch einheimische Kriege verwüstet ward, welches gerade das schrecklichste unter allem ist. Unsre Könige hatten beynahe nichts zu thun, als unnütze Bemühungen anzuwenden, um ihr Reich von tausend einheimischen Tyrannen zu befreyen. Frankreich war ohne Vertheidigung gegen die Barbaren

schen Gesinnungen fanden sie nie, daß ihnen etwas mangle: sie bestritten alle Ausgaben, ohne ihre

---

und gegen seine Nachbarn, von denen es wechselweise verheeret ward.

Allein diese Zeit, möchte man etwa einwenden, war doch dem Adel günstig. Auch dieß kann ich nicht zugeben. Es ist weiter nichts, als ein falscher Schimmer, welcher ihm, wie man sich einbildet, Glanz verlieh, weil das allgemeine Unglück des ganzen Staats nothwendig seinen Untergang ebenfalls nach sich zog. Und ist man überdas darum weniger unglücklich, weil man selbst der Urheber seines Unglücks ist? Wenn die Ruhe, was auch der Ehrgeiz dagegen sagen mag, der einzig glückliche Zustand ist; so hat der Cardinal von Richelieu dem Französischen Adel einen weit grössern Dienst geleistet, als derselbe gewöhnlich glaubt.

Und endlich, woran arbeitet man seit beynahe dreyhundert Jahren in Frankreich, als an Heilung der Wunden, die jene Zeit, deren Glück und Weisheit man so sehr erhebt, unserm Vaterlande schlugen? Der Autor scheint also hier ein wenig von dem Vorurtheile des grossen Haufens eingenohmen zu seyn, welcher alles das bewundert, was alt ist. Gleichwol kann man ihn noch gewissermassen entschuldigen. Er war ein Augenzeuge von einem Theil der Unfälle gewesen, die die Religionskriege in dem letztern Jahrhundert verursacht hatten, mit welchen man, die Wahrheit zu gestehn, wenige Kriege, und vielleicht gar keine vergleichen kann, die man in unsrer Geschichte findet. Er glaubte sich nicht zu irren, wenn er diese Unfälle auf Rechnung der Regierung schriebe. Aber ist es nicht wahrscheinlicher, daß sie nur deswegen so verwüstend gewesen, weil die monarchische Regierung noch nicht in der That bey uns eingeführt war? Ein König, welcher diejenige Gewalt in Händen gehabt, die zum Glück unsre heutigen Könige besitzen, hätte Mittel gefunden, dieselben zu verhüten, weil er im Stande gewesen wäre,

Domänen zu verpfänden oder zu veräussern; folglich waren sie in der That, ungeachtet ihrer scheinbaren Armuth, weit reicher, als ihre Nachfolger, *) mitten in ihren Schätzen, die ihnen eine uneinge-

---

die Grossen in der Unterwürfigkeit zu erhalten, denen man diese Kriege allein zuschreiben muß.

Wenn es weiter nichts bedürfte, um diese Wahrheit ins Licht zu setzen, als einige Beyspiele, die man gegen einander halten könnte; so haben wir seit beynahe fünfhundert Jahren keinen Mangel an innerlichen Unruhen oder an Religionskriegen gehabt; wir können sogar eine minderjährige Regierung anführen, die in eine ziemlich schwierige Zeit fiel. Und was für üble Folgen entstanden daraus?

Aber am stärksten müssen wir uns darüber verwundern, daß es heut zu Tage noch Leute giebt, die allen Erfahrungen und der Unumstößlichkeit zum Troß durch ihr Gewäsche Meynungen wieder in Gang zu bringen suchen, die mit so vielem Rechte verrufen sind.

*) Ein zweyter Irrthum. Wenn man sich bestimmt ausdrücken will, so kann man nicht sagen, der König ist reich oder arm: Denn der König ist unter allen denjenigen, die man öffentliche Personen nennt, der, welchem diese Benennuug im weitläuftigsten Verstande zukömmt. Als König besitzt er also nichts, als was zugleich dem ganzen Staate zugehört, und im genauen Verstande giebt es keine sogeheißne königliche Ausgaben, die man nicht ebenfalls Staatsausgaben nennen kann und soll. Dieß ist bereits in Absicht auf den Unterhalt der Truppen, des Seewesens, der Festungswerke u. s. w. ausgemachte Wahrheit. Eben so gewiß ist es in Absicht auf die Werke, die den allgemeinen Nutzen und Bequemlichkeit zum Zwecke haben, oder auch nur die Grösse und den Reichthum des Staats beweisen. Wenn man aber genau nachforschen will, so wird man das gleiche von den Ausgaben sagen müssen, welche blos die Person des Königs betreffen;

schränkte Herrschaft, und eine unbegränzte Gewalt erworben hat. Und dies ist wahrlich kein Paradox. Ein Fürst, welcher viel vermag, glaubt alles zu vermögen, und unternihmt alles, ohne einen Hauptfehler in der Berechnung seiner Kräfte zu bemerken; *) die Schwächung und der Ruin sei-

---

z. B. seine Tafel, Kleidung, Wohnung, seine Lustbarkeiten, u. s. w. In allen diesen Stücken ist er wiederum eben so gut der Mann des ganzen Volks, als wenn er seine Truppen marschieren läßt. Der schlechte Gebrauch, den einige Fürsten von den öffentlichen Schätzen machen, hebt die Wahrheit dieses Grundsatzes nicht auf, und ich wiederhole es noch einmal; der Vortheil der ganzen Nation erfodert es, daß ein Einzelner die Grösse und die Anwendung dieser Abgaben bestimme. Darf man es von dem grossen Haufen erwarten, daß er mit aufmerksamer Bereitwilligkeit für das, was dem Staat nützlicher, bequemer, oder rühmlicher ist; für die geheimen Ausgaben, die die Politick erfodert; für den Aufwand, der der Dapferkeit, den Verdiensten, den Wissenschaften und Künsten eine sichre Belohnung verschaft, Geld hergeben werde? Dieß hiesse, nicht wissen, was das Volk ist. Die republikanische Regierungsform kann nur das Glück eines sehr kleinen Staates seyn?

*) Dieß ist der stärkste Einwurf, den man der Einzelherrschaft machen kann, und in der That unaufhörlich macht. Ein einziger Mensch Herr des ganzen Staates! Laß ihn einen Ehrgeitzigen seyn, einen Verschwender, einen Unmenschen; so ist ein ganzes Volk von Unterthanen sein Schlachtopfer. — Ich läugne die Möglichkeit der Sache nicht: es giebt Beyspiele davon; und wenn ich dieß eingestehe, so räume ich zugleich ein, daß dieß die größte, und in einem gewissen Sinne die einzige Unbequemlichkeit dieser Regierungsform sey.

Allein da ein in allen Absichten vollkommnes Glück nicht

ner Unterthanen nehmen unglücklicher Weise, so wie seine Begierden zu, und bringen ihn zuletzt dahin, daß er ganz und gar nichts mehr vermag.

---

das Loos der Menschheit ist, und da sich die menschliche Weisheit bey der größten Anstrengung weiter nichts versprechen darf, als die Masse des Unglücks auf unsrer Erde zu vermindern; so frägt es sich hier nur, ob die Einführung der Gewalt eines Einzelnen diese Absicht besser, als jede andre Regierungsart erfülle: welches meines Erachtens durch ein wenig Nachdenken klar wird.

So sehr auch ein König seine Gewalt misbrauchen mag, so schont er doch, seines eignen Vortheiles wegen, das Leben und die Güter seiner Unterthanen bis auf einen gewissen Punkt. Ueberdas sind mittelmäßige Tugenden hier hinreichend zum Guten, wenn sie auch nicht hinreichend sind zum Bessern; und auf einer andern Seite sind bey weitem nicht alle die Laster, denen die Fürsten ergeben seyn können, dem Wohlstand eines Volkes zuwider; einige können sogar dazu beytragen, andre ihn höchstens in seinem Fortgange aufhalten; und endlich wird die Unfähigkeit durch die Wahl guter Minister ersetzt. Aller dieser Gründe wegen ist unter der Einzelherrschaft kein Uebel weder von allzulanger Dauer, noch geradezu unheilbar. Sonst müßten Unwissenheit und Einbildung mit fast allen nur möglichen und in einer Person versammelten Lastern verbunden seyn.

Diese Prinzipien führen uns auf den Schluß, es gebe nur ein einziges, aber unfehlbares Mittel, um allen den Uebeln zuvorzukommen, die in Frankreich die Grossen, in England das Volk, im Norden die Geistlichkeit, im Orient die Mönche, in verschiednen alten Monarchien die Soldaten, und in einer Menge von Staaten die Verschiedenheit der Religion verursacht haben, nemlich die königliche Gewalt bis auf einen Grad zu vermehren, der hinreichend ist, nicht nur allen diesen verschiednen Theilhabern an der Gewalt das Gegengewicht zu halten, sondern auch über dieselben Meister zu seyn. Der Name des Königs,

Noch habe ich nichts von der unendlichen Mühe gesagt, die es ihn kostet, eine wahrhaft unersätt-

---

wenn man ihn nur nicht zum blossen Namen herabwürdigt, wird eine Klippe seyn, woran alle Wogen sich brechen werden, die sich von Zeit zu Zeit von Seiten der Parlamenter, der Universitäten und anderer Kollegien erheben, ohne daß nur der geringste Sturm daraus entsteht. Der Grund hiervon fällt leicht in die Augen. Jede andre Gewalt ist nur, wenn ich so sagen darf, aus verschiednen Stücken bestehend, und läßt gewissermassen alle Glieder des Staatskörpers an der Regierung, d. h. an einem geradezu untheilbaren Gut, Antheil nehmen. Die königliche Gewalt allein hält alles in der Ordnung, bietet allem die Stirne, und steht für alles gut, weil sie allem überlegen ist, und alles vor ihr zittern muß. Sie wird immer ihre Absichten ausführen, ausgenommen wenn sie etwa zweifelhaft scheinen kann. Der Staat bedarf einer sichtbaren Gewalt, deren Glanz die Augen eines jeden blendet, der aus seiner angewiesenen Stelle tretten wollte. Denn es ist eine Wahrheit, die, wie mich dünkt, nicht allgemein genug erkannt wird, daß alle Unfälle, alle Revolutionen, welche einen Staat verwüsten, oder zerstören, ohne Ausnahme von dem Mangel an Unterordnung herrühren; folglich ist dieß unwidersprechlich ein Grundsatz, den man unter die Fundamentalgrundsätze der Regierungskunst setzen darf, man müsse demjenigen Mittel, welches diese Unterordnung zu erhalten das fähigste ist, vor allen andern den Vorzug geben: und dieß ist ein Vortheil, den man der königlichen Gewalt nicht abläugnen kann.

Um, gegen die Gründe, die Sülly in Absicht auf die Regierung von Frankreich oben anführt, zubeweisen, daß alles Unglück, welches dasselbe unter den Nachkommen des grossen Karls und des Hugo Capet betraf, einzig von den in seine erste Regierungsform gemachten Eingriffen in die Rechte und die Gewalt des Königs herrühren, dürfte man die Leser nur auf die kritische Geschichte der Einfüh-

liche Begierlichkeit zu ersättigen. Die Gütersteuer, (taille) welche unter allen willkürlichen Auflagen, unwiedersprechlich sowol die verderblichste, als die unbilligste ist, weil unter diesem Namen alle willkürlich persönlichen Kopfgelder und Steueranschläge begriffen werden, giebt uns eine Menge von auffallenden Beweisen an die Hand. Wie oft brachte sie nicht das königliche Ansehn in Gefahr! Gleich anfangs stürzte sie Chilgerich, des Clovis Vater vom Throne, und einige Zeit hernach kostete sie den Childerich das Leben: ein französischer Edelmann, Namens Bodillon ermordete ihn aus Rache für den Schimpf, den ihm der König dafür angethan, daß er ihm die Gefahr einer übermäßigen Auflage, die er einführen wollte, ein wenig zu frey vorstellte. Eine ähnliche Auflage verursachte unter Philipp August eine Empörung des Adels, wodurch sie gehindert ward.

Einige andre Könige, welche in diesem Unter-

---

rung der Fränkischen Monarchie in Gallien verweisen, die ich schon einmal angeführt habe. Der Autor beweiset in derselben, unsre Könige von dem Stamme der Merovinger haben eine vielleicht noch unumschränktere Gewalt gehabt, Auflagen zu machen, die Vornehmen zum Tode zu verurtheilen u. s. w. als die heutigen: Nach und nach haben die Herzogen und Grafen, indem sie sich zu Eigenthumsherrn der Länder machten, wovon sie nur Verwalter waren, unmerklich sowol die Rechtsamen des Königs, als des Volkes an sich gerissen: das Volk habe an verschiednen Orten die Bemühungen unterstützt, die die Nachfolger des Hugo Capet darauf zuverwenden anfiengen, es von der Knechtschaft so vieler Tyrannen zu befreyen. Tom. 3. Buch 6. Cap. 11 — 16.

nehmen glücklicher waren, machten sich gleichwol in der Folge die heftigsten Vorwürfe und fühlten die stärksten Gewissensbisse darüber, wogegen sie sich mit päbstlichsten Bullen und Ablaß verwahrten. Ludwig der Heilige schärfte seinem Sohne nichts so nachdrücklich ein, als dieses; er sollte niemals gegen den Willen seiner Unterthanen und ohne derselben Einwilligung eine Auflage machen. Philipp von Valois, der sich über diese Bedenklichkeiten weggesezt hatte, konnte sich gegen die Gefahren der Uebertrettung dieser Vorschrift nicht sicher stellen: seine vornehmsten Städte empörten sich gegen ihn. Noch ehe er König war, hatte er unter der Regierung Ludwigs, mit dem Zunammen der Starrkopf, einer Versammlung der Landstände beygewohnt, worinn man den Schluß gefasset hatte, die französischen Könige sollten bey der Krönung einen Eid schwören, daß sie nicht anderst, als mit Erlaubniß der versammelten drey Stände des Reichs, neue Auflagen auf das Volk machen wollten. Johann I. und Karl V. unterwarfen sich diesem Gesetze, und foderten mäßige Abgaben, die man ihnen gerne bewilligte. Eine ohne Vorwissen der Landstände, und ohne Einwilligung des Volkes vertheilte Auflage, ward nicht für das kleinste Unglück der Regierung Karls VI. angesehen, die so fruchtbar an widrigen Ereignissen war, daß man sie beynahe das Grab der guten Gesetze und der guten Sitten in Frankreich nennen kann. *) Die

*) Die meisten von den Beyspielen, die der Autor hier anführt, das ist, alle die, welche älter sind, als Ludwig

Noth vermehrte unter Karl VII. das Uebel, weil sie die Klagen darüber verminderten; denn da die-

---

der Heilige, passen nicht so fast auf die Taille, als auf jede andre Abgabe, welche einem, die Freyheit eifrig liebenden Volke, gleich verhaßt ist, das sich von dem Vorurtheil hat einnehmen lassen, es gebe kein anders Zeichen der Freyheit, als daß man dem König keine Abgaben aus blossem Gehorsam bezahle, ohne zu untersuchen, ob sein Befehl gerecht oder ungerecht sey, und ob er für sich oder für sein Volk Abgaben fodre. Süll ist weit entfernt, die Parthey des Volkes in einer so vernunftwidrigen Behauptung zu nehmen, da er die Bedürfnisse eines so grossen Staates kurz vorher selbst eingestanden hat. Folglich ist in der obigen Stelle ein bischen unnütze Deklamation.

Gleichwol stimmen alle gesunddenkenden Köpfe in Absicht auf den Grund der, die Taille betreffenden, Frage mit ihm überein. Man möchte fast sagen, diejenigen, die sie eingeführet, haben das Volk noch weit mehr durch die äussere Gestalt, als durch die Sache selbst zu drücken gesucht. Gerade hieraus ziehe ich neue Induktionen für die Grundsätze, die ich in den vorigen Anmerkungen vorgelegt habe. Denn würde man mich fragen, warum die Taille so beschaffen sey; so würde ichs wagen zu antworten; darum, weil sie eine Einrichtung des Volkes ist; nicht zwar in Absicht auf die Abgabe — das Volk würde sich wol diese Kette nicht selbst geschmiedet haben: kämpfte es ja doch so lange, um sich davon loszumachen — sondern Volkseinrichtung nenne ich sie wegen der Art sie zu heben und zu vertheilen.

Wäre einer von den Königen, die diese Auflage zuerst einführten, z. B. Carl VII. über seine Unterthanen Herr genug gewesen, um ihnen sagen zu können: der Staat bedarf einer neuen beträchtlichen Unterstüzung; laßt mich den zehnten Theil von euern Gütern heben; so viel brauche ich; aber mischt euch nicht darein, und hütet euch wol,

ser König die Engländer aus seinem Lande vertreiben mußte, so verwandelte er diesen Tribut mit guter Art in eine ordentliche und regelmäßige Abgabe, welche man wegen dem durch die Volksmenge bestimmten Steueranschlag die Kopfsteuer (taille) nannte, ungeachtet sie in den verschiednen Provinzen nicht anderst, als mit verschiednen Modifikationen eingeführt ward: in den einen war sie eine wirkliche Kopfsteuer, in andern ward sie von den Erbschaften erhoben, und noch in andern war sie vermischter Art. Karl VII. bestimmte sie auf eine Million und achthunderttausend Livres. Laßt uns

---

mein Unternehmen zu hindern: so begreift man leicht, er würde sich eines andern einfachern Mittels bedient haben, als die Taille ist. Allein man glaubte, dieses würde die geringste Schonung seyn, die man dem Volk erweisen könnte, wenn man ihm wenigstens eine Art von Freyheit in der Vertheilung, der Hebung, u. s. w. liesse. Daher kams, daß die Auflage, wie der Autor sagt, hier eine Kopfsteuer, dort eine Abgabe von den Erbschaften, und anderswo aus beyden Arten zusammengesetzt war. Alle Veränderungen, die man in der Folge an einem Gebäude, das ein so schwaches Fundament hatte, zu machen im Stande war, halfen weiter nichts, als daß es zur Unzeit beschweret, und noch mehr einem Labyrinthe ähnlich ward.

Dieß ist ein Beyspiel von der Klugheit und den Einsichten des Volks: heutzutage bezahlt es die Strafe seines Irrthums theuer genug. Aber auch bey allen andern Auflagen sieht man leicht diese verkehrte Gefälligkeit der Monarchen, welche sie in der Menge der Verordnungen eine Erleichterung zu suchen bewegt, und zwar gerade in solchen Fällen, wo man, wenn es möglich wäre, nur eine einzige Vorschrift geben sollte.

sehen, welche Fortschritte sie unter den folgenden Regierungen bis auf unsre Zeit machte.

Ludwig XI. erhöhte die Taille auf vier Millionen, und siebenhunderttausend Livres. Im Jahr 1498. da Karl VIII. starb, wurden nach Abzug aller Unkosten vier Millionen, vierhundert, ein und sechszigtausend, sechshundert und neunzehn Livres in die Schazkammer geliefert. Im Jahr 1515. da Ludwig XII. starb, betrug sie vier Millionen, achthundert, fünf und sechszigtausend, sechshundert und siebenzehn Livres. Unter Franz I. ward sie sehr stark erhöhet, indem sie, bey desselben Absterben, sich auf vierzehn Millionen, vier und vierzigtausend, einhundert und fünfzehn Livres belief. Heinrich II. brachte sie nicht höher, als auf zwölf Millionen, acht und neunzigtausend, fünfhundert, drey und sechszig Livres. Unter den zwoen folgenden Regierungen nahm sie noch mehr ab, indem sie während der Regierung Franz II. nicht mehr, als eilf Millionen, einhundert und viertausend, neunhundert, ein und siebenzig, und unter Karl IX. acht Millionen, sechshundert, acht und dreyßigtausend, neunhundert acht und neunzig Livres betrug. Die Regierung Heinrich III. war dieser Auflage günstig, wenn man nur nicht die Zeiten nimmt, da er sich eines grossen Theils seines Reiches beraubt sah, wie z. B. das Jahr, da er starb, sondern etwa das Jahr 1581., in welchem sie ein und dreyßig Millionen, sechshundert, vier und fünfzigtausend und vierhundert Livres betrug. Statt sich durch das schlimme Beyspiel fortreissen

zu lassen, wollte Heinrich der Grosse, ungeachtet er unermeßliche Schulden tilgen und beträchtliche Ausgaben bestreiten mußte, doch dieselbe nicht höher, als auf reine sechszehn Millionen treiben, die er zur Hälfte aus der Taille und zur Hälfte aus den Pachtungen zog.

Wenn dieser Prinz, dessen ungeachtet, Mittel fand, zwanzig Millionen zu erheben, wie man in der Folge sehen wird; so hatte er dieß nur einer Oekonomie zu danken, die man unter allen diesen Regierungen nicht kannte, und der man sich vielleicht geschämt hätte. Fremde durften nun nicht mehr, wie ehmals, ungestraft an die Finanzen Hand anlegen. Der Churfürst in der Pfalz schrieb mir dieß Jahr von Heidelberg, und bat mich auf die dringendste Art, die Wiederbezahlung einer Summe, die er, nach seinem Ausdrucke, dem König so aufrichtig geliehen, aber in acht Jahren nur eine einzige Aßignation erhalten hätte, zu betreiben. Karl Paul, Hofrath und ordentlicher Kammerherr dieses Fürsten, kam in seinem Nammen zu mir, und machte mir die größten Anerbietungen, um mich dazu zu vermögen. Die Stelle, die ich hatte, zog mir öfters dergleichen Complimente von fremden Fürsten zu. Da der Herzog von Savoyen dem König zu der Geburt seines dritten Prinzen durch den Herrn von Jakop Glück wünschen ließ, so schrieb er zugleich einen sehr höflichen Brief an mich.

Die Krankheit der Herzogin von Lothringen bewegte den Herzog von Mantua nach Lothringen,

und

und von da nach Frankreich zu gehn. Die Herzogin befand sich nach ihrer Niederkunft so übel, daß die Aerzte sie eine geraume Zeit aufgaben. Sie hatte nur eine Tochter, die sich wol befand, auch die Mutter genas zulezt wieder. Der König und seine Gemahlin nahmen vielen Antheil an ihrer Krankheit, und suchten dem Herzog von Mantua seinen Aufenthalt in Frankreich ebenfalls angenehm zu machen. Man gab ihm zu Ehren eine Menge Bälle, und noch mehr Gastereyen, wofür der König, nach desselben Abreise, strenge büßte, weil er einen Haufen Arzneyen nehmen mußte. Der Herzog gieng nicht eher, als mitten im Oktober über die Gebirge zurück, und nahm viel Geld mit, welches er dem König im Spiel abgenommen hatte. Er ließ noch viertausend Pistolen zurück, die ihm Heinrich noch schuldig blieb, und die er ihn bey der Abreise, seinem Geschäftstrager zu übergeben bat. Ich erhielt in einem Handbriefchen, das mir Eduard überbrachte, den Befehl, dieses zu thun.

Inzwischen dauerten die Unterhandlungen wegen einem Frieden oder einem langen Waffenstillstand im Haag immer fort, welchen Ort man dazu ausersehn hatte, allein auf eine Art, die die Vermuthung erweckte, daß man das Ziel, welchem man so nahe zu seyn geglaubt hatte, nimmermehr erreichen würde; weil die Unterhandlungen durch die Verschiedenheit des Interesse, durch Mistrauen und Groll häufig unterbrochen wurden. Ein gewisser Spanischer Mönch, welchen Se. katholische

Majestät über dieses ganze Geschäfte oft zu Rathe zog, gieng im Anfang dieses Jahrs durch Paris, und hatte die Ehre, dem König vorgestellt zu werden, den er überreden wollte, der Friede würde nächstens geschlossen werden. Don Pedro *) verbreitete in der ganzen Stadt das Gerücht, die Couriere, die diese Nachricht nach Spanien überbringen sollten, würden ungesäumt abgehn. Der König, und wer die Lage der Sachen aus den Berichten kannte, die der Präsident Jeannin und die übrigen Agenten Sr. Majestät in den Niederlanden hierüber einsandten, waren nicht sehr geneigt, diese Gerüchte zu glauben, und dieß mit Recht, weil man die Erfüllung derselben von dieser Zeit

*) Don Pedro war spanischer Bottschafter an dem französischen Hofe, wo ihn aber Heinrich nicht sehr gerne sah, weil er wußte, daß derselbe sich die größte Mühe gab, den Staatsrath auf Spaniens Seite zu bringen. Vitt. Siri, mem. recond. Tom. 1. Le Grain Dècade de Henri le Grand, Liv. 10. L'Etoile u. a. Geschichtschreiber. — Le Grain erzählt folgenden Einfall Heinrichs gegen Don Pedro, der ihm gesagt hatte, es habe niemand eine schlechtere Wohnung zu Fontainebleau, als Gott. „Wir „Franzosen, erwiederte der König, geben Gott in unserm „Herzen eine Wohnung, und sperren ihn nicht in vier „Mauern ein, wie ihr Spanier; und ich denke beynahe, „wenn er auch in euern Herzen wohnte, so hätte er doch „eine Wohnung von Stein. — Sehn Sie denn nicht, „fuhr er hernach lächelnd fort, daß das Gebäude noch „nicht fertig ist? Ich werde diese Capelle nicht so lassen, „wie sie jezt ist. Es giebt wenig Edelleute in meinem „Reiche, die nicht Kapellen bey ihren Wohnungen haben; „ich werde also hier auch eine bauen lassen. „

an bis zu Ende des Septembers und Oktobers, und das übrige des Jahrs hindurch umsonst erwartete. Es würde mir schwer fallen, mit Zuversicht zu behaupten, diese Verzögerungen seyen nicht gerade das Werk der Spanier gewesen; höchstens kann ich die Sache unentschieden lassen. Was die Erzherzogen betrift, so arbeiteten sie aufrichtig an einem Frieden. Auch Se. Allerchristlichste Majestät riethen, ihrem eignen Vortheil zuwider, beyden Partheyen eifrig dazu. Dieß war das einzige, was Heinrich, da die Sachen sich nunmehr in dieser Lage befanden, thun zu müssen glaubte.

Der Prinz von Oranien hingegen war, wo nicht der einzige Gegner des Friedens, doch wenigstens der erklärteste. Hier sind die Gründe, und die Vorwände, die er und seine Parthey anführte, um denselben zu vereiteln: so groß auch die Begierde immer wäre, die Spanien nach einem Frieden oder einem langen Stillstand der Waffen bezeigte; so würde es denselben doch niemals mit dem Bedingniß annehmen, daß es förmlich und ausdrücklich auf alle Oberherrschaft über die vereinigten Niederlande Verzicht thun müßte: Gleichwol könnten die Provinzen ohne diese Clausul sich niemals mit einiger Zuversicht auf die Traktaten verlassen, weil die Spanier sonst immer das Recht beybehalten würden, sich der Seehafen und Festungen, der Truppen und Matrosen zuversichern, den ganzen Handel an sich zu ziehn, und sich zum zweytenmal den Weg zur Tyrannie zu bahnen: man würde in dieser Zwischenzeit Mittel finden,

die Rechtschaffnen einzuschläfern, und die unruhigen und feilen Köpfe in Bewegung zu setzen: die katholischen Einwohner dieser Provinzen, welche bereits die Spanische Herrschaft nur allzueifrig wünschen, würden das Haupt emporheben, die Maske wegwerfen, und das Uebrige, oder doch den größten Theil des Landes mit sich fortreissen; so daß Spanien, wenn die Zeit des Waffenstillstandes verflossen wäre, den Krieg mit dem beßten Erfolg fortsetzen könnte: *) Der Friedensschluß, wenn man den zuschliessenden Traktat allenfalls so nennen wollte, würde um kein Haar sichrer seyn, als der Waffenstillstand, weil der spanische Monarch leicht einen Vorwand finden könnte, ihn zu brechen, wenn sich ein schicklicher Anlaas dazu zeigen würde. Die Prinzeßin von Oranien fand gut, mir ungefähr das gleiche zu überschreiben, nur daß sie noch beyfügte; sie könne mir nicht verheelen, daß die Gegenparthey, obgleich die Truppen, viele Städte, und sogar ganze Provinzen der Meynung ihres Stiefsohns zugethan, und dem ganzen Hause Nassau völlig ergeben wären, dennoch wenigstens eben so stark sey, als die ihrige.

Bey diesen Gesinnungen suchte der Prinz Moriz die Unterstüzung des Königs mit dem größten Eifer. Er sandte deswegen den jüngern Lambert

---

*) Spanien fieng wirklich im Jahr 1621. in welchem der Waffenstillstand zu Ende gieng, den Krieg gegen die Niederländer mit mehr Lebhaftigkeit, als je, wieder an.

im Oktober mit einem Beglaubigungsschreiben an ihn, worinn er alles das uneingeschränkt für wahrhaft erkannte, was ihm derselbe in seinem Namen mündlich sagen würde. Lambert erhob die Entwürfe seines Herrn sehr: er wollte uns sogar glauben machen, die Sachen seyen so weit gekommen, daß der Marquis von Spinola, der Präsident Richardot, und die übrigen spanischen Kommissarien den ersten dieses Monats den Abscheid erhalten hätten. Dieses schien den Staatsräthen Sr. Majestät, welche bey Lamberts Audienz zugegen waren, um so viel gewisser, da Berny vorher den Bericht eingesandt hatte, man erwarte zu Brüssel die Equipagen dieser Kommissarien und sie selbst auf den vierten Oktober. Alle wollten den König in diesem Augenblick überreden, seine Freunde sowol, als seine Feinde würden sich für allzuglücklich schätzen, wenn sie die Friedensbedingnisse annehmen könnten, die er ihnen zu ertheilen geruhen würde. Villeroi meldete mir dieses, indem er mir zugleich eine umständliche Nachricht von der ganzen Sache gab, und mir eine Abschrift von dem Schreiben des Prinzen von Oranien nach Gergeau sandte, wo ich mich damals befand. Der König war nicht so schnell: Denn Lamberts Reden schienen ihm verschiedner Punkte wegen verdächtig. Er bekam keinen Brief von Seiten der Generalstaaten: das Schreiben des Prinzen schien ihm voll Zurückhaltung und Verstellung, und Moriz hatte bisher selbst mit seinen Worten so wenig übereinstimmend gehandelt, daß man sich des Mis-

trauens dagegen nicht erwehren konnte. Da Lambert noch hinzusetzte, daß Seeland sich eher an England ergeben, als mit Spanien einen Akkord schliessen würde; und man bitte den König, wenigstens neutral zu bleiben, wenn er seine Allierten nicht weiter unterstützen wollte, weil sie, wenn ihnen auch nur drey Städte übrig blieben, den Spaniern doch noch fünfzig Jahre wollten zu schaffen machen: so schienen alle diese Reden dem König weiter nichts, als Aufschneidereyen, und Lügen, oder wenigstens eine sehr handgreifliche List. Dieses fiel noch deutlicher in die Augen, da Lambert tausend Thatsachen erzählte, die dem Präsidenten Jeannin unmöglich hätten verborgen bleiben können, und der er doch in seinen Berichtserstattungen mit keiner Silbe gedacht hatte. Nach Lamberts Aussage waren Barneveld und Aersens in Ungnade gefallen, und selbst in Gefahr, zur Strafe gezogen zu werden: man habe in verschiednen Städten der vereinigten Provinzen sich berathschlagt, ob man nicht den Entschluß fassen wollte, den König von Frankreich zum Oberherrn zu begehren. Wie hätte dieß alles so geheim bleiben können, daß in den ganzen Niederlanden nichts davon ruchtbar geworden wäre? Allein Lamberts Reden selbst stimmten nicht allemal mit dem Schreiben des Prinzen genau überein.

Freylich glaub ich gerne, wenn der König gesehn hätte, daß er sich auf einige von diesen Vorschlägen mehr verlassen könnte, z. B. auf denjenigen, der ihm die Herrschaft über die Niederlande

anbot; so hätte es weiter keines Beweggrundes bedörfen, um ihn alle seine Blicke auf dieselben richten zu machen: ja er war bisweilen mit Jeannin ganz unzufrieden, daß er diese Saite nicht stärker berührt hatte. Allein er ergriff doch zulezt den weisesten Entschluß, nämlich ein ganz ruhiger Zuschauer zu bleiben, und weder Abneigung noch Begierde zum Frieden zu zeigen, bis die Sache zulezt sich selbst aufklärte, welches durchaus nicht geschehn könnte, ohne daß man ihn zur Entwicklung herbeyrufen müßte. Er befahl dem Jeannin, nach diesem Plane zu handeln, und da er meine Meynung wissen wollte, so ließ er durch Villeroi eine äusserst genaue und umständliche Nachricht von der ganzen Hergangenheit für mich verfertigen, und sandte mir noch überdas den Lambert zu. Dieser sagte mir völlig das nämliche, was er Sr. Majestät gesagt hatte. Allein ich hatte bereits ein gutes Verwahrungsmittel gegen seine Ränke an dem Brief, den die Prinzeßin von Oranien an mich geschrieben hatte. Er wußte mir auf meine Einwendungen nichts zu antworten, wiewol ihm meine Aufrichtigkeit vermuthlich nicht gefiel, so wenig als die Namen undankbarer und der Unterstützung Sr. Majestät unwürdiger Leute, die ich den Generalstaaten gab.

Ich beantwortete Villerois Aufsatz ebenfalls schriftlich; allein ich sagte ihm nicht alles, was ich dachte, sondern verwies ihn auf meine Gegenwart, wo er mehr wissen sollte. Nur dem König allein entdekte ich alles, was ich über die Niederländischen

Angelegenheiten dachte. Ungeachtet Moriz seinem Plane nicht immer treu geblieben war, und sich von demselben sogar einigemale ziemlich sichtbar entfernt hatte; so war es doch nicht unglaublich, und nicht sehr befremdend, wenn er eine Sache bis aufs äusserste zu vertheidigen gesinnet wäre, wobey seine Ehre wirklich mit einverwickelt werden könnte: allein in Absicht auf Heinrich war es weder für einen grossen Feldherrn, noch für einen grossen König schiklich, sich ohne den geringsten Grund auf das blosse Wort eines Partikulars in Händel zu mischen, wozu ihn niemand gerufen hätte. Es war seiner Würde gemässer, noch länger abzuwarten und zu untersuchen. Was die Generalstaaten betrift; so hatten sie diesen Vorschlag zu spät und zur unrechten Zeit gethan, vorausgesezt daß Moriz mit ihrem Vorwissen und Genehmigung diesen Schritt thun ließ. Sie hatten Fehler begangen, die sie nun bey Sr. Majestät dadurch gut zu machen suchten, oder vielmehr sie verbanden mit einer augenscheinlichen Undankbarkeit gegen den König das eben so ehrlose Vorhaben, ihn noch obendrein zu betriegen. Das Anerbieten von der Provinz Seeland gegen England war eine pure Fabel, und das übrige Täuschung, Betriegerey und List, worauf der König schlechthin keine andre Antwort geben durfte, als daß er weiter fortführe, sich der Angelegenheiten dieser Provinzen in so weit anzunehmen, als es für seinen eignen Ruhm und Nutzen dienlich wäre.

Eben dieser Sache wegen wünschte Heinrich zum

Theil so sehr, daß ich meine Rückreise von Gergeau beschleunigen möchte. In den Niederlanden blieb alles noch immer in dem alten unentschiednen Zustande, und die Nachrichten, die man von daher bekam, verriethen dieses deutlich. Durch einen Zufall gerieth die Instruktion, welche die Erzherzogen ihren Deputierten übergeben hatten, da sie nach dem Haag abgiengen, dem Prinzen von Oranien im Original in die Hände, sey es nun daß der Präsident Richardot sie vergessen hatte mitzunehmen, oder daß sie ihm entwendet ward, oder daß er sie mit Absicht sehn ließ, um die Catholiken an sich zu ziehn, für welche sie sehr günstig lautete. Moritz erhob ein gewaltiges Geschrey dagegen, und bediente sich ihrer, um seine Anhänger zu entflammen. Die Unterhandlungen wurden oft schläfrig; aber doch niemals ganz abgebrochen. Ein längerer Krieg war jetzt etwas ganz unmögliches; folglich war ein Akkord durchaus nothwendig. Das einzige, was man deutlich sehn konnte, war dieses, daß beyde Partheyen, so aufrichtig sie auch zu seyn vorgaben, doch dafür sorgten, daß sie nach der Hand den Traktat nach Belieben auslegen könnten, damit sie einen Vorwand hätten, den Krieg von neuem anzuheben, sobald sie dieß mit einigem Anschein von gutem Erfolge zu thun im Stande wären. Wenn also Frankreich diesmal einen günstigen Anlaas verlor, seine Nebenbuhlerin zu demüthigen, so konnte es sich doch mit der Erwartung trösten, daß derselbe sich in der Folge noch schöner zeigen werde, wo-

ferne es nur seine Kräfte bisdahin aufsparte. „Ich bin noch immer der gleichen Meynung, „schrieb mir der König, Gott wolle in diesem Ge„schäfte etwas thun, woran die Menschen nicht „denken, und welches alle ihre Entwürfe verei„telt. Ich habe dieses nun schon dreyßig Jahre „lang und immer zu meinem Vortheil bemerkt: „Möchte er dieses doch eben so leiten, und möch„ten meine Fehler und mein Undank ihm dieses „nicht verbieten! Darum bitt ich ihn von ganzem „Herzen.„

Die erfahrnen Staatsklügler machten eine zweyte noch wichtigere Bemerkung; nämlich die spanische Macht sey auf die tiefste Stuffe des Verfalls herabgesunken. Wenn man die Sache so beurtheilte, so fiel die Meynung weg, daß diese friedlichen Gesinnungen eine Wirkung der Achtung seyen, die der König von Spanien und die Erzherzogen äusserlich gegen alle abgeordnete Sr. Majestät überhaupt, und besonders gegen den Präsident Jeannin bezeigten. Freylich bewiesen die auf Schrauben gestellten Ausdrücke in den Unterhandlungen mit den Niederländern, die sie darinn anbrachten, um sich derselben einst gegen sie bedienen zu können, daß Spanien noch immer den gleichen Stolz und Ehrgeitz hatte; vielleicht kannte es seine Schwäche selbst nicht, oder wollte sie wenigstens nicht gestehn. Allein wenn man sieht, daß ein Staat weder Stärke noch Klugheit in seinem Betragen zeigt, und daß er Glück und Anlaas unbenutzt läßt; so ist dieß wahrlich mehr, als blosse Vermuthung, daß er entkräftet sey.

Einen andern Beweis bedurfte dieß nicht, als was an der Gränze von Navarra und Bearn vorgieng. Da die Spanier in dieser Gegend die alten Streitigkeiten wegen der Gränzen beyder Königreiche erneuerten; so schrieb mir Heinrich, der fest entschlossen war, keinen Schritt zu weichen, ich sollte mit dem Kanzler darüber zu Rath gehen, und durch ein Mitglied des Staatsraths mit dem spanischen Gesandten reden lassen, mehr um sich wegen der Folgen, die dieser Streit haben möchte, zu rechtfertigen, als weil er die Sache durch dieses Mittel zu beendigen hoffte. In der nämlichen Gesinnung schrieb der König ebenfalls an la Force, dem er seine Gewalt in dieser ganzen Gegend anvertraut hatte, er sollte seine Rechtsamen durch die kürzesten und wirksamsten Mittel unterstützen, und da er von den dortigen Einwohnern nicht viel Hilfe erwarten durfte, so gab er mir Befehl, das Geld, das dieser Gouverneur bereits aus dem Seinigen hierauf verwandt hatte, zurückzugeben, und ihm eine hinreichende Summe anzuweisen, damit er nicht den Kürzern ziehn müßte.

Allein diese Vorsicht war ziemlich überflüßig; denn gleich auf die ersten Beschwerden, die la Force bey dem Vicekönig von Arragonien hierüber machte, verhieß dieser, alles, was man von ihm verlangte zu ratifizieren, und dieß geschah auch, gegen die Gewohnheit des spanischen Staatsraths, unverzüglich. Man wuste nämlich zu Madrid, daß auf einen blossen Anschein von einem Bruch eine Menge Misvergnügte, womit die Königreiche

Navarra und Arragonien angefüllet waren, Frankreich ihre Dienste bereits anerbotten hatten. La Force, an welchen sie sich gewandt, gab Sr. Majestät hiervon Nachricht, und meldete zu gleicher Zeit, wenn er schon wisse, daß man sich wegen der unruhigen und wanckelmüthigen Geister dieser Leute nicht sehr auf sie verlassen dürfe: so wäre doch dieß ein höchstbequemer Anlaas, wenn man denselben nur ohne Zeitverlust benutze: Die ganze Kunst der Spanier sey nicht hinlänglich, ihren ohnmächtigen Zustand und ihre Erschöpfung zu verbergen, welche jedermann bekannt waren: alle Regierungsangelegenheiten seyen in einer unaussprechlichen Verwirrung. Alle Briefe, sowohl an Se. Majestät, als an mich, waren in diesem Ton abgefaßt; auch war er besser als sonst jemand, im Stande, die Lage der Sachen, in Absicht auf diese und eine andre Parthey von Misvergnügten zu kennen, die den spanischen Hof in die gröste Unruhe sezte, obgleich es nur die elenden Ueberbleibsel eines beynahe ganz ausgerotteten Volkes, nämlich der Mauren, waren.

Um dieses recht verständlich zu machen, muß ich hier etwas nachholen, das ich bisher nicht erzählen konnte, ohne den Faden der Erzählung zu unterbrechen. Da Heinrich nur noch König von Navarra war; so hatte er immer den Gedancken, er könne sich einst gegen Spanien dieser einheimischen Feinde bedienen, welche freylich nicht so fast ihrer Anzahl, als des bittern Hasses wegen beträchtlich waren, den sie augenscheinlich gegen ihre Unterdrücker beybehalten hatten. Da die Mauren auf ihrer Seite durch das

allgemeine

allgemeine Gerücht vernahmen, daß die protestantische Parthey, die, wie sie wol wusten, in Frankreich sehr mächtig, und gegen Spanien feindlich gesinnet war, einen König von Navarra an ihrer Spitze habe, d. h. einen Prinzen, der ein doppelter Feind dieser Krone sey; so fiengen sie an, die Freundschaft aller derjenigen zu suchen, die ihnen zu einem solchen Beschützer verhelfen konnten; unter andern der Herrn von St. Genies, und von Odou, denen sie verhiessen, in Spanien eine fast allgemeine Empörung zu erregen, woferne sie sich nur auf eine kräftige Unterstützung verlassen durften. Sie foderten weiter nichts, als einen General und gute Offiziere, denen sie pünktlich zu gehorsamen versprachen; statt Geld zu fodern, boten sie selbst die dazu nöthigen Summen an; und in Absicht auf Muth und Soldaten sollte er, wie sie versicherten, mit ihnen zufrieden seyn. Ein Zufluchtsort in Frankreich, nebst Sicherheit für sie und ihrer Güter, war das einzige Bedingniß, das sie in dem Tracktate machten. In Absicht auf die Religion schienen sie so geschmeidig zu seyn, daß sie sich anheischig machten, die in Frankreich herrschende Religion zu ergreiffen: nicht zwar die Katholische; denn die Tyranney der Inquisition hatte ihnen die geistliche Knechtschaft noch unerträglicher gemacht, als die leibliche, — sondern die reformierte. Sie fanden, daß sie sich leicht an einen Gottesdienst wurden gewöhnen können, der von Bildern und Ceremonien, die, nach ihrer Meynung der Abgötterey ähnlich wären, frey sey, und

der beynahe keinen andern Gegenstand hätte, als einen einzigen Gott, der von jedermann ohne Unterschied angebettet und verehret würde.

Saint Genies und Odou ermangelten nicht, dem König von Navarra eine getreue Nachricht von dieser ganzen Sache zu geben, besonders da er jene Reise nach Bearn und Foix machte, wovon ich oben geredet habe. Heinrich befahl ihnen, sich bey den Mauren zu erkundigen, wie groß ihr Vermögen genau berechnet sey, was für Waffen sie bedürften, wie viel sie an Geld beyzutragen verhiessen, und wie sie ein so grosses Unternehmen auszuführen gedächten. Die zween Edelleute bedienten sich anfänglich zu dieser Unterhandlung eines einzigen Mannes, den man den Capitain Danguin hieß. Allein da die Zahl der Mitverbundenen zunahm; so vermehrten sie auch die Zahl der Unterhändler bis auf zwölf, und obgleich so viele Personen mit um das Geheimniß wußten, so blieb die Sache dennoch so gut verschwiegen, daß Spanien nicht einmal die geringste Vermuthung davon hatte, bis es durch jenen Sekretair des Herrn von Villeroi, Namens Nikolas l'Hote, dessen Geschichte man oben gelesen hat, Nachricht davon erhielt. Das übrige ward nun ohne Mühe entdeckt, und die Sache schien den Spaniern um so viel wichtiger, da es sich mit Gewißheit zeigte, daß diese anfänglich so unbedeutende Parthey, dazumal mehr als fünfmal hunderttausend Mann stark war. Zwo Sachen hatten dieselbe so beträchtlich vermehren geholfen: Einmal die Hilfe, die die Mauren

sich auf eine geschickte Weise bey den Türken, als geschwornen Feinden der Spanier, zu erwerben Zeit gehabt hatten; und zweytens der Antheil, den eine Menge eingebohrner Spanier hieran nahm.

Da der spanische Staatsrath sich bey den ersten Nachrichten, die er von dieser Empörung erhielt, berathschlagte, ob es nicht dienlich wäre, das Land von diesem Ueberreste der Mauren vollends zu säubern, und sie in dieser Absicht über Meer gehn zu lassen, und diesen Entschluß dem Adel des Königreichs Valenzia mittheilte; so ward derselbe hier so ungünstig aufgenohmen, daß in verschiednen Provinzen, wo sich der Adel von den Mauren unentgeldlich bedienen ließ, und wo dieselben also nicht vertrieben werden konnten, ohne daß er zugleich den vierten Theil seiner Einkünfte verlor, eine Empörung entstand. Man zog den Degen wieder die, welche die neue Erklärung des spanischen Staatsraths bekannt machen mußten. Der Vicekönig hofte diese erste Bewegung dadurch zu stillen, daß er den Oberrichter, der in der dortigen Canzleysprache der Regent heißt, dahin abschickte. Dieser Regent war ein furchtsamer Greis, welcher, da er sich mit einmal mit Waffen und wüthenden Leuten umringet sah, vermuthlich aus einem plötzlichen Schrecken mitten unter denselben todt zu Boden fiel.

Länger konnte der spanische Staatsrath die Sache nicht verheelen. Seine Entkräftung verrieth sich durch die Unthätigkeit, worinn man ihn eine geraume Zeit lang erblickte. Die Mauren, wel-

chen eine solche Schonung ganz unerwartet war, wurden dadurch nur desto kühner gemacht. Sie erneuerten ihre Bitten bey Heinrich, der sie aber jetzt nicht mehr, wie ehmals, da er nur noch König von Navarra war, mit der Ausflucht abspeisen konnte, seine Parthey sey allzuschwach und getrennt, als daß er etwas wichtiges für sie thun könnte. Da sie das Aeusserste wagen wollten, um das spanische Joch abzuschütteln; so baten sie ihn, sie als seine Unterthanen, unter selbstbeliebigen Bedingnissen, anzunehmen. Allein die gleichen Gründe, die den König hinderten, offenbar die Parthey der vereinigten Provinzen in einer Sache zu ergreiffen, die ihn weit näher betraf, hinderten ihn auch hier, sich für den Befreyer eines Volkes zu erklären, welches in einem noch engern Sinne Spanien unterworfen, und überdas in einem entlegnen Lande wohnhaft war, wo man es erst hätte auffsuchen, und zu dem Ende hin eine Flotte ausrüsten müssen: denn der Mittelpunkt der Empörung war in den Königreichen Valenzia, Murcia und Grenada: der übrigen Gründe, die sich aus dem Charackter dieser Völker herleiten lassen, und der unerwarteten Zufälle nicht zu gedenken, welche in Geschäften, die uns wegen der Entfernung entweder ganz, oder doch zum Theil unbekannt bleiben, so häufig sind. Aller dieser Ursachen wegen kann man den König gewiß nicht tadeln, daß er den Wünschen der maurischen Nation nicht mehr Gehör gab.

Man kann leicht urtheilen, ob der Staatsrath,

diese ganze Zeit über sehr ruhig seyn mochte, da ihm von allen diesen Entwürfen nichts verborgen blieb. Schon seit fünf Jahren litt er es, daß ein Uebel, welches ihm durchaus bekannt war, tiefe Wurzeln schlug, und dieß wäre unter jeden andern Umständen zu viel gewesen. Zuletzt entschloß er sich, etwas zu wagen, und der Entschluß, alle in Spanien befindliche Mauren über Meer bringen zu lassen, ward mit mehrerm Nachdruck wieder vorgenohmen. Man glaubte, dieß Unternehmen würde deswegen auch noch schwieriger seyn, weil die Türken, wie das Gerücht sagte, in der Gegend von Majorca kreutzten. Um dieses Hinderniß zu heben, mußte man eine Flotte ausrüsten, die die feindliche verjagen sollte. Allein der Oktober kam, ohne daß sich von beyden Seiten etwas zeigte, und das ganze Jahr gieng ebenfalls zu Ende, ohne daß die Spanier die geringste Bewegung machten, weil es ihnen nicht unbekannt war, daß die Barbaren sie mit zehntausend Mann Fußvolk und fünftausend Reutern erwarten, und entschlossen waren, sich dapfer zu wehren. Das Zögern kam den Spaniern dießmal wol zu statten, und die Zeit verschafte ihnen endlich Mittel, sich ganz von einem Feinde zu befreyen, welcher von allem entblösset war: *) Gleichwol konnte dieses nicht ge-

---

*) Die Mauren, an deren Spitze sich ein gewisser Barbarossa befand, lieferten ein Treffen, in welchem sie geschlagen wurden; und im folgenden Jahre zwang man sie, sich einzuschiffen. Merc. Franç. u. a. Geschichtschreiber.

schehn, ohne einen Verlust von fünfmalhundert-tausend Unterthanen, den Spanien sich selbst verursachte: *) denn so viel Seelen wurden aus diesem Reiche vertrieben, nachdem man ihnen erst alles das Ihrige abgenohmen hatte.

Mit gleicher Strenge, aber mit weniger Recht behandelte der Kayser die Stadt Donauwerth in Deutschland. Er bemächtigte sich derselben, ungeachtet sie eine Reichsstadt war, nahm ihr die Gewißensfreyheit und den grösten Theil ihrer Vorrechte. Diese gewaltsame Handlung erweckte daselbst viel Murren und Unruhe.

*) Andre vergrössern diese Zahl auf sieben und achthundert-tausend. Dieß war eine Wunde für Spanien, die nie geheilt ward, woraus Frankreich aber keinen Nutzen zog, ungeachtet dieß so leicht gewesen wäre; denn wenn man auch nicht die Parthey dieser Unglücklichen hätte nehmen wollen, wie der Cardinal von Richelieu gegen die Portugiesen in einem fast ähnlichen Falle that; so hätte man ihnen doch in Frankreich einen Zufluchtsort geben können, wäre es auch nur in den so geheißnen Landen bey Bourdeaux gewesen, um deren Einräumung sie, wiewol vergeblich baten. Dieser Fehler der damaligen Regierung ist auf eine überzeugende Art von dem Autor der Essai polit. sur le Commerce dargethan worden. „Unbebaute „Ländereyen urbar machen, sagt er über diesen Gegen„stand, heißt ein neues Gebiet erobern, ohne jemanden „unglücklich zu machen.„ Man möchte freylich sagen, der gleiche Grund, weswegen man die Mauren aus Spanien vertrieb, habe ihre Aufnahme in Frankreich unmöglich gemacht. Aber es wäre allem Anscheine nach leicht gewesen, die traurige Lage, in welcher sie sich befanden, zu benutzen, und aus ihnen alles zu machen, was man nur von ihnen hätte verlangen können.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sully, Maximilien de Béthune, 1560-1641

Denkwürdigkeiten Maximilian von Bethüne Herzogs von Sülly

Bd.: 6

Zürich 1783

Gall.com. 340 f-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10415486-3
VD18 90222741